Pariser
Kaiser-Skizzen.

Von

Theodor Mundt.

Erster Theil.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1857.

Vorwort.

Die nachfolgenden Skizzen, die im Sommer 1856 größtentheils in Paris selbst entworfen wurden, schildern in bunter Reihe und losem Rahmen die Eindrücke, wie sie bei einem zum dritten Male erneuerten Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs, diesmal inmitten der vollen Entfaltung des neuen Kaiserlebens, sich frisch und unmittelbar dargeboten haben.

Auf eine eigentliche Kritik des neuen napoleonischen Kaiserthums in seinen zu Tage liegenden politischen und socialen Wirkungen war es nicht abgesehn, aber die Glossen, zu denen jeder Schritt auf dem heutigen imperialistischen Pflaster von Paris Veranlassung gab, formten sich doch immer wie von selbst wenigstens zu einem pathologischen Krankheitsbild, dessen Enthüllung nach verschiedenen Seiten hin versucht wurde. Der Imperialismus ist der rothe Faden, der sich jetzt durch alle dortigen Zustände charakteristisch hindurchschlingt, und ihn zu kennzeichnen und zu beschreiben, konnten oft Lebenserscheinungen, die mit dem Staatssystem in gar keiner unmittelbaren Berührung stehn, am beweiskräftigsten dienen.

Manchem wird es gewiß zu weit gegangen sein, was diese Skizzen dem Imperialismus Alles in die Schuhe schieben wollen, aber das Leben einer großen Nation, und die Franzosen glauben dies ohne Zweifel noch immer zu sein, ist so sehr auf allen seinen Punkten ein untheilbares und zusammenhängendes Ganzes, daß man es an jedem neuen Vaudeville eines Boule-

vardtheaters merken und nachweisen kann, wer dermalen die Tuilerien und den französischen Thron bewohnt.

Die von dem Verfasser entworfenen Zeit- und Sittenbilder zielten daher überall ganz wie von selbst auf den Kaiser, als den Alles entscheidenden Mittelpunct der heutigen französischen Gesellschaft, ab, obwohl sie das letzte Wort ebenso wenig zu sprechen wagten, als es das neue Kaiserthum selbst, das noch immer wie ein Räthselschleier über den Franzosen liegt, schon gesprochen hat. Nur die auf der Straße liegenden oder den Häusern abgelauschten Symptome einer neuen Krisis konnten verzeichnet und gesammelt werden.

Ich fühlte freilich auch als Deutscher die hinlängliche Verpflichtung in mir, bescheiden zu sein, weil es offenbar zu hart für die Franzosen sein würde, wenn sogar ein Deutscher mit seinem philosophischen Bettelstolz ihnen wegen politischen Banquerotts und socialer Heruntergekommenheit den Text lesen wollte! Auf der andern Seite konnte der Verfasser aber doch, beim neuen Besuch seiner Freunde in Paris, einer gewissen Schadenfreude nicht widerstehn, indem er sah, wohin die Franzosen in der That gekommen sind, sie, deren stolze hochpolitische Gesichter sonst den deutschen Denker und Träumer nur zu bemitleiden schienen, jetzt aber offenbar beschämt und betroffen zur Seite blickten.

Berlin,
Ende October 1856.

Theodor Mundt.

Pariser Kaiser-Skizzen.

I.

Der Kaiser der Franzosen und seine neue Dynastie.

Bei verschiedenen Gelegenheiten sah ich den Kaiser der Franzosen und empfand jedesmal den Eindruck einer unergründlich in sich ruhenden Persönlichkeit, die sich durch ihren Glauben an sich selbst gewissermaßen geweiht und gefeit fühlt, die klar und dunkel, räthselhaft und offen zugleich erscheint, und dadurch zum Theil die tief ergreifende und gedankenvoll machende Wirkung einer providentiellen Natur, eines unläugbar von der Geschichte selbst auserlesenen Instruments hervorruft.

Zuletzt sah ich Louis Napoleon am 14. Juni 1856 bei dem Tauffest seines prinzlichen Thronfolgers, in der großen, von acht Pferden gezogenen Staatskarosse,

auf deren Dach die kolossal ausgeführte Kaiserkrone von purem Gold, umgeben von vier gewaltigen goldenen Fama-Figuren auf den Ecken, die neue Herrschaft des Napoleonischen Imperialismus in Frankreich verkündete.

Neben ihm, in diesem ganz neuen imperialistischen Galawagen, saß die Kaiserin Eugenie, in einem blauen Atlasgewande mit weißen Points, strahlend in den alten Krondiamanten Frankreichs, unter denen der berühmte Regent, welchen einst der revolutionaire Convent für sechs Millionen Francs in Berlin versetzt hatte und der von Napoleon dem Großen aus den Mitteln seiner Privat-Chatoulle eingelöst worden war, den vielbedeutsamen Glanzpunkt bildete.*)

Der Prince Imperial, einstweilen das Symbol der Dauer für die neue Napoleonische Dynastie, wurde in einem besonderen Wagen mit seiner Amme und den für die „Kinder Frankreichs" ernannten Gouvernanten und Unter-Gouvernanten, dem glücklichen Kaiserlichen Elternpaar vorausgefahren.

---

*) Dieser weltberühmte Diamant, der 136 Karat schwer ist und im Jahre 1848 zu 8 Millionen Francs Werth taxirt wurde, hat unter den Kronschätzen Frankreichs seine besondere Geschichte, die bis in die Zeit Karls des Kühnen von Burgund zurückgeht. Auf dem mineralogischen Museum in Berlin giebt es ein treues in Holz geschnittenes Facsimile davon.

In einer bedeutungsvolleren und befriedigenderen Situation konnte man den neuen Herrscher Frankreichs nicht wiedererblicken, wenn man ihn früher in anderen persönlichen wie historischen Lagen seines Lebens gesehen! Als er jetzt inmitten des prachtvollen Kaiserlichen Cortège aus dem Palast der Tuilerien hervor die prächtige Rue de Rivoli hinunter bis zur Kirche Notre Dame sich bewegte, wo die Taufe seines Thronfolgers vollzogen werden sollte, erinnerte ich mich eines Tages, wo ich ihn zuerst als Präsidenten der französischen Republik gesehen und er, noch umspielt von den Zukunftsträumen des Kaiserreichs, zu einem auf dem Marsfelde abzuhaltenden Manöver ausgeritten war.

Es war am 6. August 1851, als ich, über den zauberhaft schönen Place de la Concorde gehend, durch eine Volksbewegung aufmerksam gemacht wurde, welche sich am Eingang der Champs Elysées, von der Allee her, welche zu dem Palais de l'Elysée führte, bemerklich machte. In diesem Palais, welches einst das Eigenthum der Marquise von Pompadour gewesen, hatte der Präsident der neuen Republik Frankreich seinen Sitz aufgeschlagen, und das Volk, das sich zu beiden Seiten der Allee aufgestellt, erwartete sein Heraustreten. Bald erschien Louis Napoleon, umgeben von einem Geleite von Generälen, welche dazu den

Tag vorher durch die Zeitungen aufgefordert worden waren, denn es sollten Truppenübungen auf dem Marsfelde zur Feier der Anwesenheit des Lord Mayors von London und einer Deputation der damaligen Londoner Welt-Ausstellung abgehalten werden. Es waren dies die ersten Keime der neuen englisch-französischen Allianz, und man pflegte dieselben schon in der französischen Republik mit sichtlicher Vorliebe, besonders von Seiten des Präsidenten Louis Napoleon, der damals wenigstens instinctmäßig mit einer Freundschaft Englands und Frankreichs zu spielen anfing.

Endlich erschien er selbst, und die Einfachheit seines Aussehens überraschte mich im höchsten Grade. Er saß sehr gut zu Pferde und beschäftigte sich mehr mit der Zügelung desselben, als mit der Volksmenge, die ihn ringsumher enthusiastisch begrüßte und an welcher er scheinbar mit der arglosesten Gleichgültigkeit vorüberritt. Einigemale nahm er bei den ihn umschallenden Grüßen den Hut ab, sah aber dann wieder mit einer gewissen zurückhaltenden Geberde vor sich nieder und auf sein Pferd. Er sah damals ungemein unschuldig aus und hatte fast einen kindlichen Anstrich in seinem Wesen, der seine tiefgehegten Pläne mit einer gewissen anmuthigen Naivetät übergoß. Er erschien damals, vor fünf Jahren, unverhältnißmäßig

jünger, während heut die Kaiserkrone, der orientalische Krieg und die europäische Situation, welche letztere ihren eigentlichen diplomatischen Knotenpunkt in ihm gefunden, schon ernstere und schärfere Falten in sein sinnendes Gesicht eingegraben haben.

Er trug damals die Uniform der Nationalgarde, mit einem breiten rothen Band quer über die Brust gezogen. Damals sah er noch so aus, als wenn er jeden Augenblick wieder den Adler fliegen lassen könnte, wie einst in Boulogne, und man hatte kaum noch andere Erwartungen von ihm, als daß er nur den großen Napoleon im Stil der falschen Prima Donna von Krähwinkel spielen würde.

Heut haben die thatsächlichen Erfolge des Kaisers zugleich eine Gediegenheit des Charakters und einen tiefen Hintergrund staatsmännischer Einsicht und politischer Pläne entwickelt, die, wo sie nicht gerade unter dem Gesichtspunkt eines bestimmten Prinzips beurtheilt werden, nicht verfehlen können, die imponirende Macht einer großen Herrschaft auszudrücken.

Beim Erscheinen des Präsidenten stürzte damals zugleich eine Menge von Blousenmännern und Blousenjungen hinter den Bäumen der Champs Elysées hervor, die ein systematisches Gefolge bei jedem öffentlichen Aufzuge des Präsidenten der Republik zu bilden

schienen. Es waren dies die sogenannten Decembristen, ein zusammengelesenes käufliches Gesindel, welches man durch einige büreaukratische und militairische Elemente disciplinirt hatte, und das ganz und gar mit den deutschen Treubündlern auf derselben Stufe zu stehen schien. Dicht hinter mir hörte ich den Ruf: vive l'empereur! den einige Jungen in blauer Blouse, welche sich auf die Bäume hinaufgeschwungen hatten, obwohl noch vereinzelt und mit leise krähenden Stimmen ertönen ließen. Neben mir standen einige ernst blickende Einwohner der neuen französischen Republik, aber kein einziger von ihnen schien Republikaner genug, um zu einem dieser Jungen hinaufzulangen und ihm ein Paar Ohrfeigen für sein das neue Staatsgrundgesetz verrathendes Vivat zuzuwenden.

Wie anders sah es am Tage des Tauffestes des Kaiserlichen Prinzen aus, an dem ich mich zuletzt in Paris befand. Auch jetzt stürzten wieder einige Gestalten der blauen Blouse aus den Seitenstraßen hervor, um den Kaiserlichen Triumphwagen, der heut auf der Sonnenhöhe des Imperialismus dahinflog, mit einem Gemurmel, das wie vive l'empereur klang, zu empfangen.

Diese Rufe erstarben aber fast hinter der gewaltigen Kette des Militairs, das von den Tuilerien aus

die ganze Rue de Rivoli hinunter bis zum Stadthause und zur Notre-Dame in einer ungemein prachtvollen Aufstellung sich hinzog. Die französische Armee in ungeheurer Anzahl und in der Elite ihrer Regimenter und Mannschaften erschien als der Hauptfactor dieses Tages, der für den eigentlichen Glanz- und Ehrentag des in seine Herrschaft wieder eingesetzten Napoleonismus gelten mußte.

Es schien eine Tendenzabsicht des Programms zu sein, gerade an diesem Tage, welcher die neue Dynastie als solche triumphiren ließ, die ganze stolze Säule der französischen Heeresmacht durch die Straßen von Paris zu entwickeln.

Das neue Kaiserthum Frankreichs kann, wie das alte, nur ein Militairkaiserthum sein, das, alle geistigen Kräfte wie alle politischen Rechte der Nation überwachsend und zudeckend, den Ruhm des ersten kriegerischen Volkes, den Ruhm der ausschließlichen militairischen Entscheidungskraft in Europa, zum Symbol seiner Herrschaft gemacht hat.

Und welche Armee entfaltete sich hier zu einer selbst jedem Feinde Bewunderung abnöthigenden Gliederung! Soldaten, die mit ihren siegreichen Fahnen so eben erst von den Ufern des Schwarzen Meeres zurückgekehrt waren und dort einen Feldzug, der in späteren

Zeiten den Abenteuerzügen nach dem goldenen Vließ angereiht werden wird, mit einer für die ganze europäische Politik den Ausschlag gebenden Tapferkeit beendigt haben!

Und zur Vollführung aller Thaten, durch welche die französische Armee mit einem beispiellosen Kriegsruhme hervorleuchtet, hat es, wie der Augenschein lehrt, keiner Heldengestalten von einer ungewöhnlichen körperlichen Dimension bedurft. Wenn man bei den französischen Kerntruppen, welche bei dem Napoleonischen Tauffest die Rue de Rivoli hinunterflogen, den einzelnen Mann musterte, so entdeckte man durchgängig nur zierliche und leichte Gestalten, die, entfernt von jedem pommerschen und uckermärkischen Heroenwuchs, ihre eigentliche Kraft nur in ihrer individuellen Freiheit und Lebendigkeit zu besitzen scheinen.

Diese kleinen und schlanken Soldaten, die unter allen Zonen der Welt mit der gleichen persönlichen Ausdauer gefochten, tragen eine Elasticität der Muskelkraft in sich, welche durch die Strenge der militairischen Disciplin nur straffer angezogen, aber keineswegs in ihrer persönlichen Lebensäußerung unterbunden wird. Die französische Armee ist dadurch diese graciöse Mischung von Individualität und Waffengewalt geworden, worin sie ebenso sehr ihre Angriffs-

stärke, wie ihre Ausdauer im Kampfe behauptet und von keinem andern modernen Kriegskörper erreicht und übertroffen wird.

Vom Offizier herab, der sich in seiner Persönlichkeit keineswegs so specifisch von dem gemeinen Soldaten unterscheidet, als dies anderswo der Fall ist, bis zur leichtfüßigen, mit drolliger und koketter Würde einherstolzirenden Marketenderin, ist es überall dieser heitere, lebenslustige, kecke Sinn, der sich durch alle Glieder der französischen Armee gleichmäßig hinzieht, und ihrer Institution zugleich einen menschlichen und socialen Charakter aufdrückt.

Mit dieser Armee hat Louis Napoleon das Kaiserthum seines Onkels wieder aufgerichtet, welches schon bis auf die letzten Spuren in Frankreich ausgelöscht zu sein schien. Der Bürgerkönig Louis Philippe glaubte den Napoleonismus schon als ein zur historischen Vergangenheit gewordenes Element mit einer gewissen Großmuth behandeln zu können, und lockerte dadurch auch nach dieser Seite hin den schwankenden Boden, auf welchem der Julithron sich mit Hülfe der constitutionellen Balancirstange aufrecht zu erhalten hatte.

Louis Philippe, der, als gebildeter Mann, auch historischen Sinn hatte, ging aber im Interesse seines

eigenen Throns offenbar zu weit in seinen Anerkennungen, die er dem geschichtlichen Glanz und Namen des großen Napoleon zollte. Umgab er doch selbst seine eigne Person und die seiner Söhne mit den früheren Adjutanten des Kaisers; und der Presse, welche unter seiner Regierung zu einer in modernen Zeiten beispiellosen Freiheit emporstieg, wehrte er nicht, mit einem immer glühenderen Fanatismus den Namen Napoleon umherzutragen und daraus zugleich ein ganz neues und ungemein pathetisches Genre der modernen Poesie zu erzeugen.

Die eigentliche Bildung einer Bonapartistischen Partei ging in Frankreich unter Louis Philippe vor sich, der den Hauptanstoß zu ihrer mächtigeren Entwicklung durch die Hinüberführung der Ueberreste des Kaisers Napoleon auf französischen Boden im Jahre 1840 gab. Wenn man will, war es halb ein ritterlicher, halb ein gelehrter Sinn, der den Bürgerkönig trieb, die Asche Napoleons als ein nationales Eigenthum Frankreichs von den Engländern zurückzufordern und über seiner Grabstätte, die dem Vaterlande heilig sein sollte, den hohen Dom der Invaliden zu wölben.

Louis Philippe war großsinnig genug, um die Integrität der französischen Nationalgeschichte construiren zu wollen, und wie er in einem Nationalmuseum zu

Versailles alle historischen Monumente und Bilder zur Geschichte Frankreichs zu vereinigen gedachte, so sollte auch der französische Boden ausschließlich Alles besitzen, was an die Existenz des Kaisers und des Helden erinnern konnte.

Louis Philippe war in dieser encyclopädischen Träumerei zugleich so tollkühn, daß er damals durch den Minister des Innern, Hrn. von Rémusat, in der Deputirtenkammer aussprechen ließ: ein französischer Herrscher, wie Napoleon, solle nicht das gewöhnliche Begräbniß der Könige von Saint-Denis finden, sondern er solle dort im Dom der Invaliden, wo ihn die Soldaten des Vaterlandes einsenken würden, fortfahren zu herrschen und den Oberbefehl zu haben, und bei seinem Namen und Andenken sollten sich stets diejenigen erheben, welche zur Vertheidigung Frankreichs bestimmt wären.

Von diesem Augenblicke an hatte die Napoleonische Partei in Frankreich ein Centrum gewonnen, und die jungen Offiziere der Armee zeigten bald auf alle und jede Weise ihre Schwärmerei für den Kaiser Napoleon, indem sie sogar ihre Uniform, besonders aber den kleinen dreieckigen Hut, in der Manier des großen Helden zu tragen suchten. Man konnte schon jetzt entdecken, daß die französische Armee die geistige Wiedergeburt des

Namens Napoleon in sich vollbracht und sich seine Gestalt aus aller Schmach, die Schicksal und Verschuldung darauf gehäuft, zu einer idealen Reinheit und Schönheit verklärt hatte, die einen Nationalcultus ohne Gleichen daraus machen ließen.

Louis Napoleon selbst hatte schon unmittelbar nach der Julirevolution seine geheimen Verbindungen im französischen Heere angeknüpft, und stand mit vielen Generälen des Kaiserreichs in dem genauesten persönlichen Verkehr, in dem es sich schon vor der Republik von 1848 um die Wiederherstellung des Napoleonischen Kaiserreichs handelte. Die neue Napoleonische Partei vermischte sich darum unter Louis Philippe großentheils mit den geheimen republikanischen Gesellschaften, weil dieselben den eigentlichen Grundstoff einer neuen Umwälzung in sich trugen, und die meiste Kraft zu haben schienen, um den Juli-Thron in die Luft zu schnellen.

Es war aber noch ein persönliches Hineinleben Louis Napoleons in die Armee erforderlich gewesen, um die große Katastrophe mit einiger Aussicht auf Erfolg herbeizuführen. Dies wurde sein eigentlicher Regierungszweck, dem er als Präsident der französischen Republik nachging.

Die militairischen Champagner-Frühstücke im Elysée

und die Säbel-Revuen in der Ebene von Satory zeigten den Prinz-Präsidenten zugleich als den freigebigen Bewirther seiner Offiziere und Soldaten, die dem Macchiavellismus des Büffets, durch welchen die Kaiserherrschaft eingeleitet wurde, durchaus nicht widerstanden.

Das Verpflichtende, das in einer guten Mahlzeit liegt, zu einer historischen Triebfeder werden zu lassen und darauf die Wiedergeburt des Imperialismus zu begründen, war ein origineller Gedanke, der zwar schon öfter in der Weltgeschichte eine Rolle gespielt hat, der aber wohl selten mit so vieler Grazie und Anmuth auf beiden Seiten zur Anwendung gekommen ist.

Die französische Armee war aus den Kämpfen, in welche sie unter der Juli-Monarchie geführt worden, disciplinirter als je, aber auch mit einem stärkeren Kastengeist, als sie jemals besessen, hervorgegangen. Der stark moussirende Napoleonische Champagner wußte diesen Kastengeist noch feuriger anzuregen, und in diesem Taumel stellte sich zugleich das Bewußtsein fest, daß die Armee die eigentliche und wahre Nation sei, und daß das Schicksal Frankreichs in den Händen seiner Soldaten liege.

Dieser Gedanke, daß in der Armee vorzugsweise

die Nation selbst verkörpert und vertreten sei, ist stets der wirksamste Hebel der politischen Reaktion gewesen, und ist das eigentliche System des Staatsstreichs, den auch Louis Napoleon so glücklich und wirksam aus dieser ideellen und champagnerhaften Fiction zu gestalten wußte.

Einer dieser Bearbeitungsscenen wohnte ich unter der Republik auf einem Fest in Saint-Cloud bei, welches von dem Präsidenten damals der englischen Ausstellungs-Commission zu Ehren gegeben wurde und auf dem eine Art von Huldigungs-Ceremonie für den Präsidenten der französischen Republik stattfand. Auch zu dieser Cour, die eigentlich dem damals plötzlich in die Mode gekommenen Gedanken der englisch-französischen Allianz galt, waren überwiegend viele Einladungskarten an die Offiziere der Armee vertheilt worden.

Man sah unter diesen eine Menge junger, schöner Gesichter, auf denen bereits die Begeisterung für das künftige Kaiserreich glühte, und die heiter und lebensmuthig, wie sie waren, schon damals (im Herbst 1851) jeden Augenblick bereit schienen, auf der Spitze ihres Degens die neue Zukunft heraustreten zu lassen.

Ihr persönliches Verhältniß zu dem Präsidenten der Republik schien eine berauschende Mischung von Gefühlen der Verbrüderung und von einer ernsten

ehrfurchtsvollen Hingebung an den Träger des großen, die Situation neu entscheidenden Namens zu sein.

Louis Napoleon machte ihnen gegenüber den Wirth mit einer bedeutsamen Verbindlichkeit, die etwas Geheimnißvolles hatte, und das lösende Wort des ganzen Räthsels schon in den Augen Aller hervorschimmern ließ.

Daß dabei am Buffet wieder unendlich viel Champagner getrunken wurde, berichteten am andern Tage alle Zeitungen. Einige auffallende persönliche Wirkungen sah ich davon am späteren Abend auf der Rückfahrt nach Paris, wo ich in demselben Eisenbahn-Coupé mit mehreren Offizieren der Lancier-Regimenter (die sich bei den berühmten Revüen von Satory am meisten enthusiastisch für Napoleon ausgesprochen hatten) mich befand.

An den Unterhaltungen dieser Offiziere im Eisenbahn-Coupé mußte ich freilich bemerken, daß dies Regiment gerade das gründlichste Verständniß für den Champagner hatte. Denn die Wirkungen desselben zeigten sich unverkennbar sowohl in der Haltung der Gestalten, als auch in einigen hitzigen Wendungen des Gesprächs, zu denen wenigstens der eine der Kameraden, dessen streitsüchtiges Naturell angefacht schien, mehrfach ansetzte.

Meine Hoffnung, in diesem Tumult schon etwas das imperialistische Gras wachsen zu hören, und der Zukunft einige ihrer Geheimnisse abzulauschen, ging aber nicht in Erfüllung. Die Unterredung bot durchaus nichts Neues dar, und man blickte nur in eine Maschinerie hinein, in der an unsichtbaren Fäden, die in ihrer wirklichen Verschlingung auch später noch nicht ganz klar geworden, Alles dazu ausgesponnen und vorbereitet schien, um mit Nachdruck und Präcision jede Unternehmung ins Werk setzen zu können.

Diese beispiellose militairische Maschinerie sah ich am Tauf-Feste des Prince imperial auf ihrer siegreichsten Höhe ausgespannt. Die Armee, die sich von Neuem einem Kaiserlichen Willen zum Organ geweiht und darin ihre wahrhafte Bestimmung wiedergefunden zu haben glaubte, geleitete in einem erhabenen Triumphaufzug, der das stolze Bewußtsein seiner eigenen Bedeutung auf der Stirn trug, das Kaiserliche Kind zum Taufaltar von Notre-Dame.

Die neue Rue de Rivoli, über welche der wunderbare und fast märchenhaft erscheinende Zug sich hinbewegte, repräsentirt aber auch an sich selbst noch ein anderes Element, in welchem das Napoleonische Kaiserthum, neben seiner militairischen Begründung, seine Basis und Tragkraft gesucht.

Diese Straße, die in ihrer neuen wahrhaft großartigen Verlängerung zunächst aus dem Neubau des Louvre und der Tuilerien hervorgegangen und ihre Fortführung durch den Abbruch der engen Winkel- und Mysterien-Gassen des alten Paris gewonnen, verdankt ihren eigentlichen Ursprung den politischen Berechnungen des neuen Kaiserthums, das einen Haupthebel seiner Staatsweisheit in der Beschäftigung der arbeitenden Klassen gesucht hat.

Für das Panem et Circenses der alten römischen Herrschaftler hat Louis Napoleon mit tiefer Erkenntniß der heutigen Situation die Worte: Brot und Arbeit zu seinen eigentlichen Regierungs-Symbolen gemacht. Schon als Präsident der Republik begann er daher die umfassendsten Bau-Unternehmungen in Paris zu eröffnen, die einen zweischneidigen Sinn in sich trugen, indem sie einerseits die Regierung zur unablässigen Arbeitsgeberin des Volkes machten, andererseits aber mit Hülfe des Volkes selbst einen guten Theil von der Höhle des alten Drachen zerstörten, und der Revolution ihre finstersten Schlupfwinkel und gefährlichsten Angriffspunkte entzogen.

Die Schutthaufen zusammengeschlagener Häuser und Straßen, unter denen ich hier in der Zeit der Republik wanderte, haben sich jetzt wie durch ein ma-

gisches Kunststück in großartige Plätze, Paläste, Arkaden, Prachthäuser und eine in ununterbrochener Linie sich fortziehende gewaltige Straße verwandelt, deren Eindrücke ebenso schön und festlich sind, als sie bereits das Werk einer stätigen und schöpferischen Herrschaft zu bezeichnen scheinen.

Der Kaiser hat als Bauherr von Paris vielleicht ebenso starke Mittel zur Befestigung seiner Herrschaft spielen lassen, als die militairischen sind, die das Kaiserthum durch die Gewalt der Waffen aufrichteten. Schurzfell und Kelle haben den Imperialismus recht eigentlich unter dem französischen Volke wieder ausgebaut.

Diese Bauten, die einen beispiellos massenhaften Umfang mit dem großartigsten Stil verbinden, bezeichnen zugleich den Anfang der beispiellosen Entfesselung des Kapitals, welche in Frankreich durch die Anleihen und Creditunternehmungen seit dem Regierungsantritt Louis Napoleons in Schwung gekommen. Louis Napoleon deckte nicht nur die Kosten des orientalischen Krieges, sondern auch den größten Theil dieser Bauten durch Regierungs-Anleihen, welche die neue Speculations-Epoche der Börse begründeten, und unter dem Anschein eines volksthümlichen Börsenspiels aus allen Klassen der Gesellschaft die großen wie die kleinen Capitalien auf den Markt lockten.

Das Heer, die Bauten und die Agiotage wurden somit in einem merkwürdigen Ineinandergreifen ihrer Elemente die specifische Tragkraft der neuen Napoleonischen Kaiserherrschaft. Der Krieg und der Nationalruhm, die Beschäftigung der arbeitenden Volksklassen und der allgemeine Geldschwindel, begründeten eine Art von Solidarität, die dem Kaiserthron bisher diese elastischen und nach allen Seiten hin verzweigten Grundlagen gegeben.

Es sind dies Betrachtungen, zu denen man sich auf keinem Punkt von Paris so lebhaft aufgefordert fühlen kann, als hier in der Rue de Rivoli, und zwar in einem Augenblick, wo man an einem für vieles Geld gemietheten Fenster in dieser Straße das Kaiserliche Cortège mit dem neuen Sprößling der Napoleonischen Dynastie vorüber stolziren sieht.

Die Niederreißung alter und verrotteter Stadttheile zu einem allmähligen Neubau von Paris hat freilich auch manche Opfer erfordert, die für den Augenblick theuer zu stehen zu kommen scheinen. Man hat berechnet, daß in Folge dieser Bauten schon mehr als 80,000 Menschen neue Wohnungen haben aufsuchen müssen. Zur Vergrößerung der Central-Markthallen allein wurden 20 enge und finstere Gassen mit 249 Häusern niedergerissen. Die Verlängerung der

Rivolistraße, welche schon jetzt 3146 Meter lang ist, erforderte die Niederreißung von 32 Straßen mit 587 Häusern. Ueberhaupt beliefen sich die durch die Seine-Präfectur bewerkstelligten Niederreißungen in Paris 1852 auf 250, 1853 auf 515, 1854 auf 299, 1855 auf 320, und 1856 auf 181 Häuser, die zusammen im Wege der Expropriation mit 126,211,549 Francs bezahlt wurden. Die Zahl und der Werth der Neubauten hat zwar, nach den offiziellen Berichten, die Zahl und den Werth der niedergelegten Häuser weit überstiegen, aber nichtsdestoweniger besteht in dem Verhältniß der Neubauten zu den Demolirungen schon deshalb ein sehr ins Gewicht fallender Unterschied, weil die neuen Häuser in Paris nicht mehr nach einem so engen und beschränkten Maaßstab wie in dem alten Paris angelegt werden, und im Durchschnitt auf den Raum von drei alten Gebäuden jetzt immer nur ein einziges neues Haus kommt, so daß für 2000 alte Häuser nicht mehr als 650 neue an die Stelle getreten sind.

Es mußten dadurch allerdings Besorgnisse von sehr weitgreifender Art unter der Pariser Bevölkerung erweckt werden, indem namentlich die ärmeren Klassen, die bisher auch in der für Verdienst und Erwerb vortheilhafteren Mitte der Stadt wohnen konnten, sich

den Stuhl vor die Thür gesetzt sahen und mehr und mehr mit einer völligen Hinausdrängung aus der Stadt bedroht wurden. Nicht nur die mehr aristokratische Benutzung des Raumes, sondern auch die ungewöhnlich hervorgetretene Steigerung der Miethspreise haben die armen Leute zu dieser Auswanderung aus den bessern Theilen der Stadt genöthigt.

Aber die überall wache Fürsorge des Kaisers hat sich bald auch nach dieser Seite hin thätig gezeigt, und was bisher noch in allen größeren Städten, namentlich Deutschlands, auf eine fast zu leichtsinnige Weise verabsäumt worden, hat Napoleon III. bereits mit den einfachsten Maßregeln in Angriff zu nehmen gewußt. Er hat nicht nur bedeutende Zuschüsse für Bauten zu Arbeiter-Wohnungen ausgeworfen, wofür besondere Unternehmungen veranstaltet worden sind, sondern er hat auch ähnliche Zuschüsse jedem Erbauer eines neuen Hauses, wie jedem Eigenthümer eines alten Hauses geboten, der geneigt ist, darin die Stockwerke in kleine Wohnungen abzutheilen. Sowohl dadurch, wie durch die Neubauten selbst, die den arbeitenden Klassen unaufhörliche Beschäftigung und höhere Löhne verschafft, hat der Kaiser die materiellen Bedenklichkeiten seiner Bau-Unternehmungen mit den politischen Vortheilen auszugleichen gestrebt. —

Aber nicht nur Regierungsklugheit und Politik, sondern in der That auch den edelsten und erhabensten Geschmack hat Kaiser Louis Napoleon als Bauherr bewiesen. Der Ausbau des Louvre und die Verbindung desselben mit dem Palast der Tuilerien haben Paris um ein Denkmal der Architektur bereichert, das den Napoleonischen Namen auf die glänzendste und dauerhafteste Weise mit den alten dynastischen Monumenten verbindet.

Dem reinen, klassischen Stil dieser neuen Bauwerke scheint es freilich nicht ganz zu entsprechen, wenn in den einen der neuen Verbindungsflügel des Louvre die Zuavenwache hineinverlegt worden ist. Wenigstens mischt sich dadurch ein einigermaßen burlesk gewordenes Zeitelement ein, denn dies afrikanische Corps in seiner abenteuerlichen wilden Tracht, mit dem vorschriftsmäßigen Bartwuchs, trägt überhaupt seit einiger Zeit am meisten dazu bei, dem Straßen-Leben von Paris den Anstrich eines Maskenballes zu geben.

Ueberall sieht man diese grotesken Leibtrabanten des Kaisers eingestreut, die offenbar zu seinen persönlichen Liebhabereien gehören, und darum auch den neuen Louvrebau färben helfen mußten.

Das Zuaven-Corps ist übrigens längst nicht mehr original zusammengesetzt, sondern es stecken jetzt in

diesem pikanten Kostüm alle möglichen Bestandtheile, die darin auch im Interesse der imperialistischen Polizei untergebracht worden sind. Auch einem deutschen Juden begegnete ich in dieser Tracht, der sich, als er uns vor einem Magazin zufällig deutsch reden hörte, auf die offenherzigste und angelegentlichste Weise als Landsmann zu erkennen gab.

Die Baulust Louis Napoleons wird bald auch das alte Schloß der Tuilerien und die übrigen Stadttheile von Paris ergreifen. Denn der Napoleonismus will auf diesem Wege zugleich der ganzen französischen Hauptstadt einen neuen Adam anziehen, in welchem der alte zu vollständig bonapartistischem Fleisch und Blut wiedergeboren werden soll.

Von den Plänen zu einem theilweisen Umbau der Tuilerien hört man bereits mit ganz definitiven Angaben sprechen. Auch fordert die offenbare Baufälligkeit einzelner Theile des Tuilerien-Schlosses, namentlich des Pavillons de Flore und der großen, bis zum Caroussel-Thor laufenden Galerie am Wasser, wohl seit einiger Zeit dazu auf. Nicht minder mag der Gedanke nahe liegen, daß der alte historische Unglücksgeist, der in den Tuilerien haust und bis jetzt noch alle seine Bewohner ereilt hat, vielleicht durch einen Umbau des Hauses selbst gebannt werden könnte. Die

Architektur ist allerdings nicht blos eine künstlerische und ökonomische Macht, sondern es haftet auch ein sociales und politisches Verhängniß an ihren Mauern und Formen. Wenigstens ist es den Helden und Herrschern von jeher am meisten verstattet gewesen, abergläubisch zu sein. Auch an den von Le Notre unter Louis XIV. angelegten Garten der Tuilerien soll die glücklich umschaffende Hand Louis Napoleons gelegt werden. Die Großartigkeit und Schönheit der Baumgruppen dieses Gartens kann nicht leicht übertroffen werden, aber der Kaiser will jetzt die beiden schönen Terrassen nach der Seine hin und an der Rivoli-Straße abtragen lassen, um den Garten von einer breiten Avenue, die vom Vendome-Platz bis zum Quai führen soll, durchschneiden zu lassen. Es scheint dabei darauf abgesehen, dem bisher etwas vereinsamten und dunklen Garten eine volksthümliche Lebendigkeit, gleich den elyseischen Feldern, zu geben, weshalb ihm auch künftig eine Beleuchtung durch 10,000 Gasflammen zuertheilt werden soll.

II.

Der Dom der Invaliden und die napoleonische Politik.

Das Kaisergrab, welches der hohe Dom der Invaliden einschließt, ist gewissermaßen die heilige Kaaba des Napoleonismus geworden. Um in der Stimmung der heutigen französischen Situation zu sein, mußten wir auch wiederum diesen Dom der Invaliden besuchen, der in majestätischem Stolz an den Seine-Ufern sich erhebt, und unter den großen Zeugen des französischen Nationalruhms, die vom Tuilerien-Schloß aus bis zum Arc de triomphe de l'Etoile die Gegend beherrschen, als das bewußtvollste Monument dazustehen scheint.

Es war dazu um so mehr Veranlassung vorhanden, als der neue prachtvolle Porphyrsarg, der die

Ueberreste des großen modernen Helden und Propheten in sich aufnehmen wird, eben in seiner Vollendung begriffen war.

Der Napoleonsdienst wird an dieser Gruft, die frei und offen in der Tiefe dieses wunderbaren Tempels sich wölbt und das Centrum desselben bildet, stets den erhabensten Mittelpunkt seiner Andacht finden und es gehörte zu den schönsten und glücklichsten Ideen des Neffen, eine solche architektonische Construction hinzustellen, in der künftig auf die erhabenste Weise die Bekenntnisse und Gelübde aller Napoleonsgläubigen sich sammeln werden.

Es scheint in der That darauf abgesehen, hier in dem Heldenkaiser zugleich den wahren Propheten der modernen Welt zur Anbetung zu bringen, aber diese Seite des Napoleonismus, auf der es sich um seinen Zusammenhang mit den bewegenden Ideen der neuen Zeit handeln würde, ist seine unklarste und schwächste Partie, welche heutzutage durch die Identificirung des Napoleonismus mit den freien und revolutionairen Ideen von 1789 erst recht in ein zweifelhaftes und trügerisches Licht sich gesetzt hat.

In dem Napoleonismus steckt lediglich das Prophetenthum der Reaktion, und wo derselbe den arglistigen Schein der Ideen von 1789 angenommen, und sich

daraus einen Titel seiner neuen Rechte über die Nation hergeleitet hat, ist dies immer nur als eine macchiavellistische Verhöhnung aller Prinzipien der Revolution zu verstehen gewesen.

Das Kaisergrab im Dom der Invaliden wird daher in seiner schönsten und großartigsten Bedeutung immer nur der Cultus des kriegerischen Nationalruhms der Franzosen sein können. Wenn man aber von allen prinzipiellen Spiegelfechtereien dabei absieht, die weder zur Sache, noch zur Person gehören, so kann man sich nur von einer reinen, erhobenen Stimmung beim Anblick dieser wunderbaren Tempelräume durchdrungen fühlen.

Das Napoleonische Grab ist kein Gegenstand für die politische Schwärmerei, sondern es liegt ein ungemein praktischer Sinn in diesem Monument, das auf der einen Seite das antike Heroenthum des Individuums, auf der andern Seite die moderne staatskluge Pfiffigkeit feiert, mit der die stärkste Herrschaft sich darauf begründet, daß die Revolution durch den Krieg, die Freiheit durch den Ruhm abgelöst wird und dadurch die Bewältigung der Massen durch die Massen selbst geschieht.

Diesem bedeutsamen und zweischneidigen Sinn der Napoleonischen Weltherrschaft hat man Zeit genug

nachzudenken, wenn man in dem feierlichen und langsam vorrückenden Zuge der Schaubegierigen sich befindet, welche zu dem Gitter der Seitenkapelle herantreten wollen, in welcher der Sarg mit der Asche Napoleons einstweilen noch aufgestellt steht, ehe derselbe in die neue Porphyrgruft niedergesenkt werden soll.

Alte ehrwürdige Kriegergestalten, welche die Tage der Napoleonischen Schlachten auf ihren Gesichtern trugen, hielten an diesem Gitter Wacht, und ließen sich, indem man sich an ihnen vorüberwinden mußte, gern nach ihrem Alter und ihren Thaten befragen. Sie erschienen wie ein lebendiges Pendant zu den zerfetzten Fahnen, die drinnen über dem Sarge des Kaisers in festlichem Gepränge hingen und Zeugniß von Begebenheiten ablegten, die, wie die Person des Helden selbst, früher oder später in die Dichtungswelt der Mythe hinüberdämmern werden.

Hier ist bloß Ruhm, und wieder Ruhm, und nichts als Ruhm, um den es sich bei der ganzen Bedeutung des Napoleonismus für Frankreich handelt. Man wird Dessen nirgend gewisser, als wenn man im Dom der Invaliden steht, durch dessen wahrhaft schöne und großartige Verhältnisse man sich leicht in die Stimmung versetzt sehen könnte, auch ein höheres

und ideelles Element in dem Napoleonismus anerkennen und feiern zu wollen, wenn dasselbe nur überhaupt in demselben herauszufinden wäre.

Aber man mag mit den bezahlten Publizisten des heutigen Napoleonischen Systems um die Wette darüber nachgrübeln, man wird doch nie ein menschheitlich und national erlösendes Moment darin erkennen. Louis Philippe glaubte deshalb mit einigem Recht, daß der Napoleonismus ihm und den constitutionell regierten Franzosen nicht mehr gefährlich werden könne, weil der wohlgesinnte Bürgerkönig das Napoleonische Prinzip des Ruhmes durch ein anderes demselben entgegengesetztes Prinzip, durch das der politischen Freiheit, ersetzt zu haben glaubte.

In diesem Sinne wurde auch ausdrücklich die Hinüberführung der Asche Napoleons von St. Helena nach Paris von Louis Philippe motivirt. Diese merkwürdige Auffassung, welche in den besten und edelsten Gedanken-Zusammenhang der Monarchie von 1830 hineinblicken läßt, findet sich ganz wörtlich in der Rede, mit welcher der damalige Minister des Innern, Herr von Rémusat, von den Kammern den Geldcredit einforderte, um die Ausrüstung der zu dem Transport bestimmten Fregatte, und die Kosten für die Begräb-

niß-Ceremonie und für die Aufrichtung des Grabmals bei den Invaliden davon zu bestreiten.

Der Minister Louis Philippe's sagte in dieser Rede, daß die Monarchie von 1830, die zuerst alle Gewalten und alle Wünsche der französischen Revolution in sich geeinigt und zur Versöhnung gebracht habe, vorzugsweise dazu berufen sei, das Grab eines Nationalhelden aufzurichten, denn die Julіregierung sei zugleich eine solche, welche den Vergleich mit der Napoleonischen Kaiserzeit nicht zu scheuen habe, da es eine einzige Sache gebe, die mit dem Ruhm auf eine und dieselbe Stufe gestellt werden könne, und dies sei die Freiheit!*)

Die Monarchie von 1830 hielt sich also bereits durch das Prinzip der politischen Freiheit für gesichert, um gewissermaßen von einer überlegenen Höhe herab den Napoleonismus als ein rein historisches Aktenstück betrachten zu können. Es gehörte dies zu den vielen

---

*) „La Monarchie de 1830 est, en effet, l'unique et légitime heritière de tous les souvenirs dont la France s'enorgueillit. Il lui appartient sans doute, à cette monarchie qui la première a ralliée toutes les forces, et conciliée tous les voeux de la révolution française, d'élever et d'honorer sans crainte la statue et la tombe d'un héros populaire; car il y a une chose, une seule, qui ne redoute pas la comparaison avec la gloire . . . c'est la liberté."

Selbsttäuschungen des constitutionellen Systems, welches das Unglück hat, sich immer auf der unrechten Stelle gesichert zu fühlen, und seine allseitigen Verlegenheiten, denen es ausgesetzt ist, mit dem Namen der Freiheit zu schmücken.

Die Monarchie von 1830 glaubte sich bereits in der Lage, durch die constitutionelle Freiheit dem Nationalruhm ein Paroli gebogen zu haben, und so wurde Prinz Joinville mit seiner Fregatte nach der Insel abgeschickt, in deren Basaltfelsen die von Frankreich reclamirte Asche verstreut lag.

Ich habe schon früher darauf hingedeutet, daß dies die eigentliche Stunde der Wiedergeburt einer Napoleonischen Partei in Frankreich war, und Napoleon III. ist bei der Wiederherstellung des Kaiserthrones Niemanden größeren Dank schuldig, als dem Bürgerkönig und seinen Söhnen, die als Aschenmänner des Napoleonismus der constitutionellen Monarchie selbst das Grab gruben, aber dafür wenigstens von Seiten der Napoleonischen Dynastie eine bessere Vergeltung verdient hätten, als die Confiscationen ihrer Güter und ihres Vermögens.

Die Monarchie von 1830 irrte sich freilich principiell ebenso sehr als in der Sache, als sie glaubte, den Napoleonismus bereits durch sich überwunden zu

haben, indem sie sich für die einzig rechtmäßige und legitime Erbin der Revolution von 1789 erklärte. Dies ist gerade die schwere und unverdauliche Speise, an der man in Frankreich noch lange kauen wird, indem es darauf ankommen soll, die Ideen der Revolution in legitime Thatsachen zu verwandeln.

Der constitutionellen Monarchie wird bei diesem Experiment immer noch die größere Wahrscheinlichkeit des Gelingens, oder vielmehr die größere Berechtigung, sich diesen Anschein zu geben, zur Seite stehen. Denn wenn der Constitutionalismus sich auch bei dieser Aufgabe gewöhnlich sein eignes Grab gräbt, so ist es doch seine eigentliche Doctrin, die Revolution in der constitutionellen Form legitim zu machen.

Am allerfernsten steht aber das neue Napoleonische Kaiserreich dieser Aufgabe, denn der Imperialismus, der nicht einmal Parlamentarismus zu sein wagt, hat durch diese reine Isolirung auf die Gewalt die Fähigkeit verloren, selbst eine effektvolle Sophisterei mit dem revolutionairen Princip zu treiben, und mit dem Eiertanz der constitutionellen Freiheit durch irgend ein ähnliches Kunststück zu wetteifern.

Die Erinnerungen an Louis Philippe sind aber heutzutage unter dem französischen Volke ebenso we-

nig ausgetilgt, als es die Napoleonischen Erinnerungen unter der Monarchie von 1830 waren.

Man mag gegen das Bürgerkönigthum sagen was man will, so wird doch nicht zu läugnen sein, daß die Nation ein schweres Unrecht gegen dasselbe auf ihre Schultern und ihr Gewissen geladen hat. Es hat sich dies bereits dadurch gerächt, daß der hohe Flug der schaffenden Geister Frankreichs, welcher die Regierungszeit Louis Philippe's charakterisirte, jetzt mit gänzlich gebrochenen Schwingen darniederliegt, und die siegreichen Kriegsfahnen des Imperialismus im Lande selbst über lauter geistigen und moralischen Niederlagen wehen.

Eine höchst bedeutsame Epoche der französischen Literatur und Wissenschaft wird stets auf die großen geistigen Anregungen und Förderungen, welche das Nationalleben unter der Regierung Louis Philippe's empfing, zurückweisen. Die französische Bourgeoisie aber hat die Segnungen eines achtzehnjährigen Friedens, welche ihr der Bürgerkönig verschaffte, noch im dankbarsten Gedächtniß. Dem Ausdruck dieser Gesinnung begegnet man in Paris selbst natürlich nicht so offen, als in der Provinz, in der ich bei meinem diesjährigen Aufenthalt in Frankreich, namentlich in

der Normandie, die verschiedensten Bekenntnisse dieser Art zu belauschen Gelegenheit erhielt.

In der Provinz, die freilich unter der heutigen Napoleonischen Regierung mehr als je Stiefkind und Aschenbrödel gegen das auch materiell bevorzugte Paris geworden, hört man heut noch die unumwundensten Sympathien für die Monarchie Louis Philippe's laut werden.

Die Gründe dazu liegen einestheils in dem überwiegend patriarchalischen Charakter, den sich die französische Provinz unter allen Regime's erhalten und der sie mit ihren Neigungen immer am meisten an diejenige Regierung fesseln wird, die, auf die Künste des Friedens begründet, vorzugsweise eine stätige Entwickelung der Geschäfte, des Familienlebens, der Industrie und des Ackerbau's verbürgt.

Anderntheils hat Napoleon III. zu ausschließlich sein Augenmerk und seine providentielle Fürsorge auf die Zustände der französischen Hauptstadt, namentlich in materieller Hinsicht, gerichtet, und die Nahrungsmittelverhältnisse der Provinz haben dadurch auf das Empfindlichste gelitten.

Der Volksdämon in der Hauptstadt wird mit dem schönsten und größten Weißbrot gefüttert, und daß dasselbe nicht schlechter und nicht kleiner werde, gilt

für etwas Unverbrüchliches in dem Napoleonischen Programm, das die Bedeutung des Weißbrotes, welches zu einer Sache des Nationalcultus in Frankreich geworden, mit Recht an die Spitze seiner Politik gestellt hat.

Dagegen fiel es mir beinahe auf eine unheimliche Weise auf, daß die guten Leute in der Provinz, über deren Magen die polizeiliche Vorsehung der Pariser Taxe keineswegs wacht, mit einem so schlechten, grauen und unverhältnißmäßig kleinen Brot sich begnügen müssen. Es ist aber ein Rechnenfehler im System, daß der revolutionaire Teufel der Provinz mit schlechterem und kleinerem Brot abgespeist werden kann, als der Hauptteufel in Paris, dessen Magen freilich von jeher die rücksichtsvollste Behandlung beanspruchte.

Aber das neue Kaiserreich, welches dem Verdauungsprozeß seiner Beglückten eine so große Bedeutung zuschreiben muß, verkennt offenbar den Appetit der Provinzen, der sich bereits durch die geheimen Gesellschaften, welche in diesen Theilen des Landes nisten, wegen seiner Vernachlässigung gerächt hat. Namentlich sind es die zahlreichen Fabrikbevölkerungen in den Städten und auf dem Lande, in denen die communistische Verschwörung eine bestimmte und planmäßige Organisation gefunden hat. Die hier wuchernden

geheimen Gesellschaften, die den Namen der Marianne und andere Bezeichnungen führen, bereiten an der Peripherie des Kaiserthums eine Schilderhebung vor, die, weil sie die Eigenthumsfrage neu entfesselt, auch das Centrum, die Hauptstadt, in einer unabweislichen Wirkung berühren und fortreißen kann.

Die Regierungen Frankreichs fallen zwar nicht so leicht durch Verschwörungen, als durch Ueberrumpelungen des Moments, die bei allen revolutionairen Katastrophen in diesem Lande den eigentlich entscheidenden Ausschlag gegeben haben. Die Napoleonische Polizei scheint auch auf das Genaueste davon unterrichtet, wie weit diese Gesellschaften bereits auch den Kaiserlichen Boden des heutigen Frankreichs unterwühlt haben, denn man kennt in Paris alle Einzelnheiten ihrer Maschinerie, ihre Stichworte und ihre geheimen prinzipiellen Manifeste.

Allem Anschein nach hält Napoleon III. diese Gesellschaften für nicht so gefährlich, um mit offener Aufbietung aller Mittel der Staatsgewalt einen einzigen vernichtenden Schlag gegen sie zu führen, wozu er jedenfalls in diesem Augenblick noch in der Lage sein würde. Nur in einzelnen Fällen, wo diese Gesellschaften der Polizei zu starke Blößen gaben, konnte man nicht umhin, einige Mitglieder derselben abzu-

fassen und den Gerichten zur Verurtheilung zu stellen. Es mochte dies um so leichter geschehen können, da unter den Mitgliedern der Marianne ohne Zweifel zahlreiche Polizei-Spione sich befinden, die aus den armen Teufeln der Verschworenen selbst angeworben sind.

Das gefährlichste Element an diesen Gesellschaften ist aber die innige Verbindung der ländlichen und städtischen Bevölkerungen, die sich darin auf dem Boden des Communismus vollbringt. Arbeiter und Bauer haben in der Marianne und ähnlichen Logen der Revolution einen Bund geschlossen, der gegen die bestehenden socialen und politischen Grundlagen gerichtet ist, und Mord und Zerstörung für die geeigneten Mittel erklärt hat, um die bisher übervortheilten Klassen nicht nur in ihren natürlichen Antheil an den Menschenrechten, sondern in die Herrschaft selbst einzusetzen.

Der Kaiser liebt es, in seinem Sinne für einen Socialisten gehalten zu werden, und auch als erlösender und reformirender Genius der Gesellschaft bei den leidenden Volksklassen zu gelten. Mit dem imperialistischen Socialismus kann es aber nicht anders bestellt sein, als mit der imperialistischen Freiheit.

Der Socialismus Louis Napoleons geht nicht über das Pariser Weißbrot hinaus, in dem er den wahren Osterkuchen der Kaiserlichen Volksbeglückung so groß und schön ausbacken zu müssen glaubt, und außerdem hat er ja den angeblich schöpferischen Gedanken gefaßt, in dem Umbau von Paris die Volksarbeit auf die umfassendste Weise zu concentriren!

Wenn Paris so weit um- und ausgebaut werden könnte, daß allmählig ganz Frankreich in seine Ringmauern hineingezogen wird, so möchte diese rein illusorische Lösung der Organisation der Arbeit doch noch immer ebenso große Lücken darbieten, als das große Pariser Musterbrot noch immer leere Magen genug in der französischen Hauptstadt selbst zurückläßt.

Es kann sich aber im Gegentheil zeigen, daß der Pariser, der in geistiger wie jetzt auch in materieller Hinsicht das Monopol des Großfranzosen an sich gerissen, doch einmal die politische und sociale Initiative aus den Händen der Provinzen empfängt. Sollte auch nicht zu befürchten sein, daß die Marianne so bald gegen Paris marschirt, so ist schon die Existenz socialistischer Geheimbünde im Lande ein beständig drohendes Losungswort für die revolutionairen Elemente in Paris selbst, die dort seit dem Jahre 1789

niemals auch nur einen einzigen Tag lang wirklich geruht haben.

Der Kaiser hat zwar zu der alle Klassen fressenden Eigenthumsfrage gesagt: le socialisme c'est moi! so wie er zu allen politischen Parteien gesagt hat: la liberté c'est moi! aber der Franzose ist in seinem eigentlichsten Wesen eine kalte Verstandesnatur, und glaubt an Wunder gerade nur so lange, als er will; womit alle kannegießernden Berechnungen über die heutige Lage Frankreichs Einfürallemal fallen müssen.

III.

Monarchie, Republik und Kaiserthum. Die Entstehung der englisch-französischen Allianz.

Wenn man drei politische Regime's in Frankreich mit angesehen und in Persönlichkeiten aller Art incarnirt erblickt hat, so muß man freilich zu der Ueberzeugung gelangen, daß der theoretische Werth einer Regierungsform gleich Null ist, und daß es, um glückliche Völker und Menschen zu machen, immer noch wesentlich auf die Völker und Menschen selbst ankommen wird.

Die Politik hat freilich, wie die Medizin, seit Jahrtausenden die Richtung auf das Specificum, aber es scheint ihr die Auffindung der alleingültigen Formeln noch weniger als dieser gelingen zu sollen.

Der künstliche und theoretisch gelehrte Anstrich der constitutionellen Doktrin hatte sich in der Zeit Louis Philippe's allen Zuständen mitgetheilt und alle Kreise dufteten nach dem Parfüm der feinen Bildung, mit der politischen Debatte auf der Tribüne und in den Salons war zugleich der philosophische und ästhetische Geist zu einem Losungswort bei allen Parteien geworden. In der Literatur wurde nach einer künstlerisch gehaltenen Form gestrebt, die französischen Frauen standen auf der Höhe ihrer socialen und politischen Geltung, und die Industrie setzte noch nicht zu dieser Universalherrschaft an, in der Geist und Weiblichkeit ebenfalls nur zu einer industriellen Bedeutung herabsinken sollten. Die Börse war ein Museum der Course, in dem in nobler Manier an der Agiotage gearbeitet wurde, sie war noch nicht der absolute Ausdruck einer neuen gesellschaftlichen Epoche geworden. Der Bürgerkönig und seine Minister, die freilich schon gewaltig an der Börse speculirten, beherrschten durch die Hausse zugleich die auswärtige Politik, indem die Ruhe Europas damals durch das Pariser Agio sich ausdrückte.

Das constitutionelle Prinzip feierte unter Louis Philippe seine attische Periode, die schon durch den geistreichen Louis XVIII. eingeleitet worden war. In der Februar-Republik von 1848, die nur als ein Noth-

produkt der Situation Allen über den Hals gekommen war, riß die Bewegung der Geister plötzlich entzwei, und es zeigte sich ein prinzipieller Staatsbanquerott, durch welchen sich Frankreich unerwartet den Stuhl vor die Thür gesetzt sah.

In einem satirischen Vaudeville, le Coup d'Etat, welches wir in der Zeit der Republik auf einem Pariser Theater sahen, wurde Frankreich in der Figur eines Mr. Gaulois personificirt, der sich beklagte, achtzehn Jahr hindurch krank gewesen zu sein. Man ruft natürlich den Arzt herbei, der aber Herrn Gaulois auseinandersetzt, daß er in diesen 18 Jahren nur an dem Uebel gelitten habe, sich wohl zu befinden.

> Votre mal, j'ai dû le chercher
> Et j'ai fini par le connaître ...
> Je ne veux pas vous le cacher,
> Vous aviez le mal du bien-être!

In diesem Vaudeville sahen wir aber auch Mr. Février selbst in Person auftreten. Dieser Februar ist ein übermüthiger Schlingel, der sich rühmt, Alles fortgebracht zu haben, Credit, Moral, Ehre, Finanzen, und einem Gärtner erklärt, daß er die monarchische Bezeichnung rose du roi nicht mehr leiden wolle, es müsse heißen: rose de la République. Der Gärtner

ist damit einverstanden, man sieht aber, daß er ein arger Spaßvogel ist, denn er singt:

Au fait, après avoir subi
Tant de tristes métamorphoses,
De la République aujourd'hui
Il serait temps de voir les roses.

Diese Selbstironisirung der Republik, der man schon in ihren ersten Lebensjahren auf allen Straßen und bei jeder Gelegenheit begegnen konnte, erschien in ihr von vorn herein wie das ängstliche Wetterleuchten, das in einer schwülen und elektrisch geladenen Atmosphäre aufflackert.

Die monarchische Reaktion hätte sich in der Republik noch weit rascher zu ihrem Ziel hinarbeiten können, wenn nicht damals plötzlich das Stichwort aufgekommen wäre: Frankreich ist noch nicht reif für die Monarchie! In der constitutionellen Monarchie Louis Philippe's hörte man es oft hinter den Coulissen der Parteien munkeln: Frankreich ist noch nicht reif für eine Republik! In der Februar-Republik aber glaubte man sich durch die Devise: Frankreich ist noch nicht reif für die Monarchie! zu einem vorsichtigen und gemessenen Weiterschieben der Reaktionspläne bestimmen zu müssen.

Man ist aber gewöhnlich über die Sache schon hinaus, für die man sich reif erklärt, und so hatten auch die Franzosen, indem sie ihre Reife für Republik oder Monarchie mit ganz naiver Offenheit debattirten, schon das Kaiserthum auf ihrem Nacken, das alles theoretische Kränkeln der letzten Zeiten durch die Aufrichtung einer neuen und frischen Gewalt entschied.

Die Republik muß noch mehr, als die Monarchie, eine richtige auswärtige Politik haben, und daß die französische Februar-Republik darin von vornherein eine falsche Position annahm, hat ohne Zweifel am meisten ihren schnellen Untergang entschieden.

Besonders war es die italienische Politik, in welcher die Februar-Republik ein Falsum an sich selbst und ihren Prinzipien beging. Blätter, wie die Assemblée nationale, in welcher der Geist Guizot's wirkte, schämten sich damals nicht, die Politik des Königs von Neapel zu vertheidigen, das bei einem Organ, welches gleichzeitig den Standpunkt der Fusion für Frankreich selbst einzuleiten anfing, für um so charakteristischer gelten mußte.

Die Hinneigung des Fusions-Organs zur Politik des Rè Bombardiére bewies allerdings schon damals, daß, wenn aus der Vereinigung der Bourbons und Orleans eine neue Gestalt Frankreichs wiederge-

wonnen werden sollte, dies nur im überwiegenden und ausschließlichen Interesse der absolutistischen Politik beabsichtigt sein würde.

Man wird daher die zurückhaltende Stellung, welche die Herzogin von Orleans bis in die neueste Zeit hinein dem Fusions-Projekt gegenüber eingenommen, im Interesse der Prinzipien, durch welche die europäische Politik bedingt wird, nur anzuerkennen haben, obwohl das eigene dynastische Machtinteresse allerdings dadurch gefährdet worden.

In der Politik wird es immer für eine Hauptmaxime gehalten werden müssen, daß die gebratenen Tauben nicht in den Mund geflogen kommen. Die resignirte und passive Haltung der Herzogin von Orleans verkennt aber nicht nur diesen ersten Grundsatz aller Staatsweisheit, sondern sie färbt sich auch zu sehr mit jener deutschen kleinstädtischen Liebenswürdigkeit, welche an das idyllische Leben der Prinzessin Helene in den akademischen Kreisen von Jena erinnert, aber für eine Herzogin, die den Grafen von Paris an ihrer Hand führt, nicht der geeignete Harnisch sein kann.

Wenn man die falschen Sprünge sich vergegenwärtigt, denen die französische Februar-Republik sich in der auswärtigen Politik zu überlassen im Begriff stand,

und wodurch die ganze europäische Lage auf die unberechenbarste Weise verrenkt worden wäre: so wird man eingestehen müssen, daß das zweite napoleonische Kaiserthum, die Herrschaft Napoleons III., eine historische Nothwendigkeit für Frankreich, wie für Europa war.

Das neue Kaiserthum suchte auch sofort seine eigentliche Domaine in der auswärtigen Politik zu behaupten, und bot dadurch der modernen politischen Welt das eigenthümliche Schauspiel dar, daß ein Staat nach Innen krank und unfrei sein könne, und sich doch nach Außen und in der auswärtigen Politik gesund und frei zu bewegen vermag.

Unter der Republik hatte nicht nur die Politik des Königs von Neapel vertheidigt werden können, sondern die damaligen republikanischen Gewalten hatten auch ein ebenso unberechenbares und schwankendes Verhältniß zu den nordischen Mächten eingenommen, obwohl die Republik Frankreich gegen den Gesammt-Eintritt Oesterreichs in den deutschen Bund protestirte.

Die diplomatischen Schritte, denen sich Kaiser Napoleon III. neuerdings gegen den König von Neapel als den die Revolution aufreizenden Tyrannos Italiens angeschlossen, haben ihn allerdings mit seinen inländischen politischen Prinzipien in einen starken Wider-

spruch gesetzt, indem er die Sentenz nicht von sich wird abweisen können: daß Jeder gern in seinem eigenen Lande König von Neapel sein will! Aber daß man dies dem König Ferdinand II. nicht gestatten will, weil ein unzeitiger Ausbruch der unvermeidlichen Machtconflicte in Italien dabei auf dem Spiele steht, kann doch immer auch seine große reinigende Bedeutung für die Principien der europäischen Politik selbst haben.

Dies ist um so mehr bei einem Fürsten von so hoher staatsmännischer Einsicht, wie Kaiser Napoleon III. ist, zu erwarten, denn wo er die Sicherung seiner persönlichen Machtgrundlagen mit freisinnigen Principien zu erreichen vermag, würde es ihm nie auf das Bekenntniß derselben ankommen.

Der französische Individualismus und die allen auswärtigen Zuständen gegenüber bestehende Ignoranz der Franzosen haben übrigens gleichmäßig die Schuld an ihrer so häufig bewiesenen schlechten Behandlung der auswärtigen Politik getragen. Wo die Franzosen der Februar-Republik in dieser Beziehung hinwollten, zeigte das merkwürdige Wort, welches einmal Herr von Falloux im Jahre 1848 gesagt, und das so lautete: „Les puissances étrangères, comme on disait jadis, sont aujourd'hui les impuissances

étrangères.“ Diese Ohnmächte der auswärtigen Mächte gehörten aber allseitig zu den Fictionen des Jahres 1848, und es war die eigentliche politische Klugheit Louis Napoleons gewesen, daß er die auswärtigen Mächte in einer Zeit als existirend anerkannte und ihrer Existenz Zugeständnisse machen zu müssen glaubte, wo die Ferngläser der Februar-Republik schon mit dem naiven Jauchzen abgesetzt wurden: daß man keine auswärtige Macht mehr auf dem ganzen Erdenrund vorhanden erblicken könne!

Die Republik war eben nichts, als das rathlose laisser aller sämmtlicher Zustände gewesen, sie hatte keine positive Bedeutung und Gestaltung aus sich selbst gewinnen können, und entbehrte darum jeder selbstständigen und schöpferischen Entwickelung nach Außen, durch welche ihre Existenz allerdings auch eine Existenzfrage für die europäischen Mächte hätte werden können.

Die Umwandelung der Februar-Republik in ein Napoleonisches Kaiserthum trat aber als eine Anerkennung für die Existenz der auswärtigen Mächte in die Welt, und dies breite Piedestal der Herrschaft Napoleons III. konnte nicht besser berechnet und nicht wirksamer ausgemeißelt sein.

Wenn man in den Zeiten der Februar-Republik

in Paris umherspazierte, und an allen öffentlichen Gebäuden, selbst an den Kirchen und an der Morgue, die Worte: liberté! fraternité! égalité! angeschrieben und eingekratzt las: so summte Einem oft ganze Tage lang der bekannte Refrain einer Wiener Posse: „Und es ist Alles nicht wahr! Und es ist Alles nicht wahr!“ in den Ohren.

Heutzutage, wo diese das menschliche Gemüth rührenden Inschriften wieder sämmtlich verschwunden sind, sieht man dafür eine Politik an die Stelle gesetzt, welche den Ruhm Frankreichs, diese alte heißhungerige Gloire des französischen Volkes, wieder zu der alle prinzipielle Nahrung überbietenden Universal-Lockspeise gemacht hat.

Die innere Depolitisirung Frankreichs, die schon in der Republik begann, ist unter dem neuen Kaiserreich zu einer vollendeten Thatsache geworden, und je mehr man in die neueren Zustände des heutigen Paris hineinblickt, um so mehr hat man das unabweisliche Gefühl, sich in St. Petersburg an der Seine zu befinden.

Durch die englisch-französische Allianz, die ursprünglich durchaus nicht in den Absichten Napoleons III. gelegen und der zuerst noch das Projekt einer Invasion und Landung in England den Vorrang

streitig machen zu wollen schien, hat die Napoleonische Politik gleichwohl ihren gewaltigsten Treffer ausgespielt, indem sie darin die Hauptformel für ihre unabweisliche Einwirkung auf ganz Europa gewonnen.

In einer Zeit, wo Alles Industrie zu werden anfängt, und wo die Industrie den innersten und geheimsten Heerd aller Entwickelungen, auch der geistigen und politischen, bilden zu wollen scheint, muß es ungemein charakteristisch für die ganze Zeitlage sein, daß die englisch-französische Allianz eigentlich den gegenseitigen Industrie-Bewegungen zwischen England und Frankreich im Jahre 1851 ihre Entstehung verdankt.

Als sich im August jenes Jahres an der Spitze der industriellen Weltausstellungscommission der Lord-Mayor von London, Sir John Musgrave, zur Begrüßung des Präsidenten der französischen Republik in Paris befand, kam es schon damals zu merkwürdigen Verbrüderungsfesten zwischen England und Frankreich, die, obwohl hauptsächlich nur erst durch das Pariser Plaisir getragen, doch Jeden, der sich damals in Paris befand, zuerst ahnen ließen, daß eine englisch-französische Allianz in der Luft schwebe.

Eine solche Allianz schien damals in der That zuerst als eine politische Nothwendigkeit gegen die nor-

dischen Mächte allgemein empfunden zu werden. Die Pariser Sommerlustbarkeiten machten in jenem Jahre schon ihre eigne Spekulation daraus, und in allen Vergnügungslokalen wurde durch ein pikantes Festprogramm auf die Verherrlichung des Lord-Mayors von London und die Symbolisirung der neuen Freundschaft zwischen England und Frankreich eingeladen. Im Hippodrom sah ich in einem Luftballon ein Sinnbild der neuen englisch-französischen Freundschaft aufsteigen, und im Mabille wurde ein symbolischer Alliance-Cancan getanzt, der, unter Emporschwingung der Fahnen beider Nationen, in den ausdrucksvollsten Wendungen die ganze Tragweite, vielleicht auch die ganze Gefährlichkeit und Schlüpfrigkeit des neuen Bündnisses, an den Tag zu legen schien. Obwohl eine solche Allianz damals durchaus noch keinen politischen Grund und Boden hatte, so schien doch auch schon die Anrede, welche Louis Napoleon in Saint Cloud an die Ausstellungs-Commission richtete, die ernstere Tragweite dieser Situation vollkommen anzudeuten.

Es wurde dies um so mehr ein Moment, der Allen plötzlich auf's Herz fiel, als man bis dahin nur wußte, daß das Elysée in geschlechtlicher Hinsicht mit England sympathisirte. Im ersten Augenblick glaubte man in der That in Paris, es sei darauf abgesehen,

die französische Republik zu englisiren, und die bonapartistische Patrie brachte plötzlich einen Artikel über die Unmöglichkeit, mit einer einzigen Kammer zu regieren, wobei auf die beiden englischen Kammern, das Haus der Lords und das Haus der Gemeinen, hingewiesen wurde.

Man fühlte, daß man bei einem Uebergang angelangt war, der zu einem Experiment führen mußte. An dem Grabe Napoleons im Hôtel der Invaliden war kurz zuvor Feuer ausgebrochen. Es hatten nämlich bei der Bestattung des Generals Sebastiani dort durch einen unerklärt gebliebenen Zufall die Napoleonischen Fahnen zu brennen angefangen. Man sagte damals im Publikum, das Feuer wäre aus Haß gegen Sebastiani wegen seiner Verwandtschaft mit dem Herzog von Praslin (dessen Mordthat an seiner Frau damals noch im empörten Gedächtniß war) angelegt worden. Aber der schicksalsgläubige, sinnige Louis Napoleon dachte ohne Zweifel etwas Anderes, als es damals an der Asche Napoleons wieder zu brennen begann!

IV.

Die Börse und die Liebe.

Das Pariser Straßenleben mit seinen unerschöpflichen und ewig neuen Metamorphosen gilt gewöhnlich für das eigentliche Spiegelbild des französischen Charakters, und scheint in dieser Beziehung allen Veränderungen der Politik und des Regimes überlegen geblieben zu sein.

In der That, wer heut plötzlich, nach langer Abwesenheit, die Pariser Boulevards betritt, würde in diesem glänzenden und heitern Lebensgewühl ebenso wenig die Spuren entdecken, daß Frankreich wieder ein Napoleonisches Kaiserreich geworden, als man vor acht Jahren hier sehen konnte, daß man sich in einer Republik befand.

Republik und Kaiserthum haben hier in den öffentlichen und volksthümlichen Erscheinungen des Lebens keine eigenthümliche Physiognomie hervorgerufen, und es ergießen sich darin in demselben Taktmaaß und in derselben Fülle des Sprudels nur die Wasser weiter, die unter Louis Philippe und in der constitutionellen Monarchie hier geströmt.

Der Franzose, wie sehr ihm auch die Initiative in der modernen Politik zugestanden, ist doch in gewissem Betracht bei weitem weniger eine politische Nation, als andere Völker. Die beständigen Regimewechsel, oft hinlänglich dazu geeignet, die Nation zu demüthigen und sie auf dem Principien- und Ehrenpunkt tödtlich zu verletzen, berühren den Franzosen doch weniger in seinem eigensten persönlichen Lebenselement, das mit einer Zähigkeit und Elasticität ohne Gleichen alle diese politischen Veränderungen überdauert.

Der Franzose als unverwüstlicher viveur beherbergt aber gerade in dieser ewig moussirenden Eigenschaft seine eigentliche politische Gefährlichkeit, die in seiner ewigen Erneuerungsfähigkeit wie in seiner ewigen Widerstandsfähigkeit besteht.

Es giebt kein so schlechtes und kein so gutes politisches Regime, das nicht des Franzosen auf eine

Zeit lang Herr werden könnte und dann mit einer aufrichtigen Hingebung von ihm unterstützt zu werden scheint.

Er hat sich dann den herrschenden Formen scheinbar so innig anbequemt, daß selbst die Heruntergekommenheit, die er in solchen Zeitläufen oft an den Tag legt, ihm von Herzen Ernst zu sein scheint. Man könnte die ganze Nation dann für überlebt, verfallen, und mit allen sittlichen und politischen Prinzipien überworfen halten, aber die nationale Lebenskraft hat sich in dem allgemeinen Leichtsinn forterhalten, der an allen Ecken und Enden lebt und sprüht, und in dem Taumel jeder Minute den ganzen Existenzgenuß erschöpfen möchte.

Die Auferstehung des Franzosen erfolgt dann immer ebenso plötzlich, als seine Niederlagen und Ueberwältigungen, und sobald er wieder will, ist nichts im Stande ihm zu widerstehen, und wenn er sich in solchen Augenblicken eine neue Verfassung aus dem Mondschein zurechtmachen oder den Crinoline für die beste Staatsform erklären wollte, so würde es dem Franzosen wahrscheinlich gelingen.

Das ganze Pariser Straßenleben scheint ein Symbol dieses wunderbaren Volkscharakters zu sein. Der Franzose lebt sich mehr als ein anderes Volk, selbst

als die Italiener, auf die Straße hinaus, und drückt darum auch auf dieser am naivsten und offensten einen Theil seines Wesens ab, wie es in keiner anderen Form festgehalten wird.

Die Boulevards sind das unaufhörlich sich schüttelnde Kaleidoscop des französischen Charakters geworden. Unter der constitutionellen Monarchie Louis Philippe's, unter der Republik und unter dem neunapoleonischen Kaiserthum hat sich der Lebensaufwand der Boulevards kaum auf irgend eine charakteristische Weise verändert. Nur in der öffentlichen Sittlichkeit haben die beiden letzten Regime's unleugbare Fortschritte gemacht; denn obwohl das Bürgerkönigthum die Bravheit und Rechtlichkeit zu ihrem eigentlichen Aushängeschild genommen, so war es doch nachsichtiger in einer gewissen öffentlichen Duldung der Prostitution, die in dieser Zeit mit abenteuerlicher Wildheit auf den Boulevards umherraste und dort in den grotesksten Gestalten ein förmliches Lager aufgeschlagen hatte.

Louis Philippe hatte zwar den alten Augiasstall des Palais Royal von seinen nacktbusigen Besucherinnen rein fegen lassen, und namentlich die Galerie-Orleans, in welcher der alte dynastische Schmutz des Ancien Regime so üppig fortgewuchert hatte, den in den Nacht-

stunden umherschweifenden Priesterinnen gesperrt, obwohl dieselben zum Theil nur Erbinnen und Nachfolgerinnen der Abenteuer waren, von denen auf diesem Platz sogar Prinzessinnen aus dem Hause Orleans verlockt worden. Die Polizei Louis Philippe's jagte aber nun den ganzen Schwarm auf die Boulevards, wo die Prostitution nun in gewissen Stunden in unübersehbaren Colonnen anrückte, und mit ihren theils eleganten, theils fabelhaften und unzüchtigen Gestalten, mit ihren in funkelnden Diademen umherstolzierenden Mohrinnen und Mestizen, und wie sich dies tolle Nachtgevögel sonst darstellte, ins Feld zog.

Diese Figuren verschwanden schon aus dem sich plötzlich versittlichenden Straßentreiben der Republik von 1848. Diese Republik, obwohl sie nur als politische Intrigue geboren worden und während ihres kurzen Verlaufs eigentlich nur mit den faulen Resten der Monarchie wirthschaftete, nahm doch einen Augenblick lang einen Ansatz, auch mit einer dem Prinzip der Republik entsprechenden Sittlichkeit zu debütiren,

Die idealen Klänge, welche Lamartine und Carnot in ihren Manifesten anschlugen, schienen den hohen sittlichen Geist des antiken Republikaners zu athmen und es war, als ob ein reineres Volksleben sich diesem Grundton gemäß bilden könnte.

Als ich mich damals in Paris befand, kam sogar aus dem Ministerium des Innern ein Verbot gegen die spanischen Tänzer, die auf den Variétés die ganze lichterlohe Sinnlichkeit ihrer Nationaltänze losgelassen hatten, und unter denen Rosa Espert als unwiderstehlicher Dämon der Ueppigkeit wirkte. Der Verwendung einer vornehmen Persönlichkeit (denn solche rissen auch in der Republik von vorn herein nicht ab) gelang es freilich bald, dies Verbot gegen spanisches Vollblut rückgängig zu machen.

Wenn die Republik aber zuerst ein nüchternes und von seinen anstößigsten Elementen gereinigtes Straßenleben zu erzeugen anfing, so bezeichnete sich damit eigentlich nur der Wendepunkt, auf dem die schlechten und verworfenen Stoffe der Gesellschaft sich auf das Innerste des socialen Lebens zurückzutreiben anfingen, um in dem gesellschaftlichen Organismus selbst ihre den Kern anfressende Stelle zu gewinnen. Das neue Kaiserthum hat dieser eigenthümlichen Reaktion zum vollständigsten Durchbruch geholfen. Es ist dies eine Reaktion, durch welche Prostitution und Courtisanenthum, die früher nur vor den Barrièren der eigentlichen Gesellschaft umherschweiften, auf die festeren Plätze derselben und in ihre innerste Mitte vorgedrungen, und in einem Grade, wie es bisher noch

nie der Fall gewesen, mit den sittlichen Banden und Verhältnissen der Gesellschaft in Concurrenz getreten, ja denselben fast ihren Bestand streitig gemacht haben.

Die Prostitution hat sich heut zu Tage innerhalb der französischen Gesellschaft selbst zu organisiren angefangen, und behauptet in derselben ihre eigentliche Existenz, während ihre Ausläufer, welche sonst die Physiognomie der Straße färbten, sich von derselben mehr und mehr zurückgezogen haben und nur noch in vereinzelten Erscheinungen eine gänzlich in Verfall begriffene Sphäre des Lasters bezeichnen.

Das Vordringen des Courtisanenthums in die Gesellschaft, wovon auch die neuesten Pariser Theaterstücke ein so schreckenerregendes Zeugniß ablegen, hat sich aber in diesen neuen imperialistischen Zeiten durch eine gänzliche Verrückung des Mittelpunktes der gesellschaftlichen Interessen bewirkt.

Früher bestand allerdings ein Mittelpunkt, der durch das Sittengesetz mehr oder weniger festgestellt war und in der Form der Ehe und Familie, ungeachtet aller Abweichungen, die von denselben stattfanden, sich zu bewahrheiten suchte. Das Börsenspiel hat heut zu Tage diesen ethischen Mittelpunkt umgestoßen und durch seine jedes feinere menschliche Gefühl abstumpfenden Spekulationen eine Lücke in die socialen Verhältnisse der

Menschen gerissen, in welche Elemente der Stätigkeit und Ruhe, wie Ehe und Familie sind, nicht mehr genügend hineinpassen, sondern die am leichtesten und bequemsten nur durch das der Börse wahlverwandte Element der Prostitution ausgefüllt werden kann.

Es wird darum die Zustände des heutigen Kaiserreichs am erschöpfendsten kennzeichnen, wenn man diese ungeheure, alle Klassen aufregende Entfesselung des Börsenspiels, zu welcher der neue Imperialismus durch seine ganze Natur und alle seine Zwecke den Anstoß gegeben, zugleich von einer moralischen Revolution, von einer Lockerung aller positiven Bande der Gesellschaft, und von einer Vergiftung des innersten socialen Organismus durch die Prostitution, begleitet sieht.

Daß Liebe und Ehe in ihren legitimen Verhältnissen mit dem Börsenspiel nicht mehr bestehen können, hat zuerst Ponsard in seiner Komödie la Bourse, die auf dem Odéon-Theater mit rauschendem Beifall in fast täglichen Wiederholungen gespielt worden, als den typischen Charakter der heutigen spekulirenden Epoche bezeichnet.

Das Stück, wie viel ihm auch zu einem vollendeten Drama gebricht, hat doch das große Verdienst, in diese eiternde Wunde der heutigen Gesellschaft zuerst die Hand gelegt und den Krankheitsstoff in allen seinen Wirkungen auf die sociale und menschliche Exi-

stenz analysirt zu haben. Das Thema des Stückes ist mit der Einfachheit und kunstvollen Gliederung einer Molière'schen Komödie auseinander gelegt und die Effekte werden nicht in modernen theatralischen Verwickelungen, sondern in dem tendenziösen Witz der Situation, in der Beleuchtung der Gegensätze, und in tiefgreifenden, das ganze Zeitbewußtsein herausfordernden Sentenzen gesucht.

Daß ein Stück dieser Art, welches seinen Gegenstand nicht bloß moralisch, sondern gewissermaßen auch metaphysisch behandelt, und fast alle Hebel dramatischer und theatralischer Wirkung bei Seite setzt, eine so enthusiastische Aufnahme bei den Franzosen finden konnte, beweist, wie sehr alle Interessen und Nüancen des Börsenschwindels dort schon in das allgemeine Bewußtsein übergegangen sind und bei Jedermann auf die geläufigste Weise zum Verständniß gelangen.

Auf der andern Seite sah man wieder bei diesen Aufführungen, wie das französische Theaterpublikum ein vorzugsweise geistreiches ist, das die Fähigkeit besitzt, seinen Theatergenuß auch aus ideellen und tendenziösen Pointen zu schöpfen, und den gänzlichen Mangel an dramatischer und theatralischer Haltung, der dies Stück, so wie es ist, für ein deutsches Publikum fast ungenießbar machen würde, im Interesse für das

Thema zu übersehn. Die Ponsard'sche Komödie leistet aber gerade für die principielle Seite ihres Thema's das Tiefste und Wirksamste, was der Zeit nach dieser Richtung hin gesagt werden kann.

Ponsard hat sein Thema in einem durchaus universalen Sinne ergriffen, indem er die Entartungen, denen die Zeit durch das Börsenspiel preisgegeben worden ist, in sittlicher und socialer Hinsicht, wie in allen Interessen der Kunst, des Gemüthes, der Schönheit und der Bildung, aufnimmt und in scharfen und feingeschliffenen Charakterbildern vor Augen treten läßt. Ein junger Landmann, Léon Desroches, verläßt und verkauft seinen heimischen Landsitz, auf dem er bisher zugleich in dem idyllischen Liebesverhältniß mit einer Nachbarstochter glücklich gewesen, weil die letztere von ihrem Vater einem reichen Aristokraten bestimmt wird, und man ihm einstweilen das Haus untersagt hat, damit die vornehme Partie nicht gestört werde. Er begiebt sich mit der empfangenen Kaufsumme nach Paris und erscheint zuerst in dem prächtigen Salon des Börsen-Agenten Delatour, eines früheren Freundes, dem er sich anvertraut, um unter seiner Aegide seine 60,000 Francs an die Börse zu bringen und sich ein, seinen vornehmen Nebenbuhler vielleicht doch noch aus dem Felde schlagendes Vermögen herauszuspeculiren. Die

Abmahnungen des befreundeten und ziemlich freimüthigen Börsen-Agenten, sich nicht diesem höllischen Spielhaus hinzugeben, in welchem die Sphinx für Einen glücklichen Oedipus tausend andere Opfer verschlinge, zeichnen schon auf eine sehr charakteristische Weise die Situation. Die übrigen Gestalten, die wir im Salon des Herrn Delatour auftreten sahen, malen schon ein Bild der grauenhaften Allmacht der Börse nach allen Seiten hin aus. Da ist eine Marquise, die, obwohl zu den Frommen gehörend, doch mit nicht minder heftigem Drang in die Börsenspeculation sich hineingestürzt hat, und den Coursen mit dem heuchlerischen Gelübde nachjagt: die Erträgnisse zum Bau einer Kirche verwenden zu wollen. Sie meint dadurch den Himmel de moitié mit sich zu engagiren. Beim Diner des Wechselagenten, zu welchem Léon dableibt, entwickelt sich die schon eingerissene Verwilderung der Begriffe, wie in einer üppigen Giftblüthe. Der Banquier Simonnet, eine ganz moderne Börsen-Notabilität, giebt der neuen Weltanschauung, welche durch den Einfluß der Börse begann, den bestimmtesten und ganz specifischen Ausdruck. Der Finanzmann ist im Theater gewesen und hat sich dort gelangweilt und geärgert. Die Kunst schenkt er dem Theater und dem Drama gern, denn er geht dorthin, um sich von den Ge-

schäften zu zerstreuen. Aber er wünscht, daß die Helden des Dramas endlich anfangen möchten, wie die Banquiers, wie er selbst zu sprechen, und auf der anderen Seite erkennt er einen übeln Geist des Theaters darin, daß man sich auf demselben jetzt beständig über die Banquiers lustig mache. Es wird ihm jedoch entgegnet, daß dies lediglich daher komme, weil die Banquiers die Marquis der heutigen Epoche seien („les banquiers sont-ils pas les marquis de l'époque?") und man immer vorzugsweise die Mächtigen angreife.

Aber Banquier Simonnet hat sehr wohl begriffen, um was es sich in der heutigen Zeit handelt, und daß es der Kampf des Banquierthums mit dem Geist sei, durch den die eigentliche Bewegung des Jahrhunderts sich signalisirt hat. Er scheint jedoch den Sieg über den Geist, oder vielmehr die Rache an demselben, wie er es nennt, nicht für ganz so leicht zu erachten, als der schlaue Bediente Delatours, der seinerseits ebenfalls Agiotage-Geschäfte in den Kreisen des Bedienten-Personals macht, und in Zukunft selbst ein reicher und gewaltiger Banquier zu werden hofft. Von der künftigen Gewalt seiner Namenszeichnung träumt dieser Figaro der Börse schon, daß dieselbe

mehr Credit haben werde, als die zusammengestellten Namen von zwanzig Männern von Geist.

„Ma signature, seule, aura plus de crédit,
Que les noms assemblées de vingt hommes d'esprit.“

Es ist dies der unheilvolle und culturverheerende Kampf des Geldes gegen den Geist, auf welchen der Dichter beim Beginn seiner Komödie als auf die tiefste Perspective des Thema's hindeutet. Banquier Simonnet gebärdet sich aber schon bei Weitem sicherer und zuversichtlicher, wo es sich um den Sieg des Geldes und des Banquierthums über den Unterschied der Stände handelt. Er stellt im Salon des Herrn Delatour den schlagenden Satz auf, daß der Prämienschein heutzutage vollkommen die Stelle der alten Adelspergamente vertrete, und daß es der Prämienschein sei, vor dem heut alle Thüren des Faubourg Saint-Germain sogleich zu beiden Flügeln sich öffneten.

Ein Herzog, der auch in dieser Gesellschaft zu erscheinen nicht verschmäht hat, macht dem Banquier darüber das äußerst aristokratische Compliment, derselbe bewege sich mit so vieler Leichtigkeit, als wenn er in ihren Salons geboren worden; der Ton, das auserlesene Naturell, welches sich sonst gar nicht

aneignen ließe, der Banquier Simonnet habe es sich angeeignet, und es könne kein nobleres Benehmen als das seinige geben. Man erfährt aber auch sogleich, daß die liebenswürdige Bereitwilligkeit des Herrn Herzogs von Mortagne, den Finanzmann als einen des nôtres anzuerkennen, einen sehr finanziellen Haken hat. Er wünscht gern in den Verwaltungsrath eines neuen Actien-Unternehmens aufgenommen zu werden, wie es scheint, um seinen eigenen persönlichen Credit dadurch auf ein besseres Postament zu heben, aber der Banquier zeigt sich nicht ebenso bereitwillig, den Herzog in finanzieller Hinsicht zu nostrificiren, als es ihm dieser in socialer Hinsicht so gern widerfahren läßt. Man fertigt den Duc vielmehr auf eine sehr empfindliche Weise ab, indem man ihm bemerklich macht, was es mit dem Unterschied zwischen dem Adel und den Thalern heutzutage für eine Bewandniß habe, und wie das Zeitalter so roh geworden sei, daß man bei einem Actienunternehmen den Millionär höher schätze, als den Herzog. Der Duc de Mortagne verschwindet darauf plötzlich aus dem Salon, in dem man das letzte Wort der Epoche gegen ihn ausgespielt hat. Dies letzte Wort ist die allgemeine Nivellirung des Geldes, welches den großen geschichtlichen Bau der Stände mehr angefressen und unterhöhlt hat, als die

Revolution selbst mit allen ihren Principien und Unternehmungen.

Eine eigentliche dramatische Verwickelung beginnt in der Ponsard'schen Komödie erst spät und in einem sehr allmäligen Fortbewegen der Handlung. Léon selbst hat in seiner Metamorphose vom Landmann zum Börsenspeculanten allerdings sehr rasch Feuer gefangen, und gelangt bald zu der kühnen Anschauung, daß ein großer Börsenmann die Natur eines tiefen Politikers und eines großen Philosophen in sich vereinige, denn man könne wohl nicht mehr daran zweifeln, daß die Börse das Herz und das Centrum des modernen Universums geworden. Allen Gewinn will er aber nur noch zu den Füßen seiner Camilla niederlegen, um dann, in der stillen Vereinigung mit ihr, allem Gewühl der gewinnsüchtigen Welt fern zu bleiben. Inzwischen hat er schon angefangen, bedeutende Geschäfte zu machen, und auch sein Diener ist auf seine eigene Hand Speculant geworden, und erklärt, daß er Paris niemals wieder verlassen wolle.

Eine eigenthümliche Wendung tritt durch die plötzliche Ankunft seiner Geliebten und ihres Vaters, des wackeren bäuerlichen Provinzialen, Mr. Bernard, in Paris ein. Camilla sowohl, als ihr Vater, haben die Trennung von Léon nicht ertragen können, es war

Gefahr, das junge Mädchen in Liebe und Sehnsucht hinsiechen zu sehen, und man hat sich, nach Verabschiedung des vornehmen Freiers, auf die Reise gemacht, um mit Léon das dauernde Band der Vereinigung zu schließen. In das Entzücken des Wiedersehens mischt sich die Bewunderung über die glänzende Lage Léons, der freimüthig eingesteht, daß er sich an den Quellen der Börse niedergelassen und daraus neue Reichthümer geschöpft habe. Vater Bernard freut sich zwar nicht wenig, den durch die Börse reich gewordenen Schwiegersohn zu begrüßen, aber er ist doch noch zu sehr unschuldiger Landmann, um nicht treuherzig auszusprechen: ein amerikanischer Onkel, wie sie früher Mode waren, wäre ihm doch lieber gewesen, um Léon reich gemacht zu sehen! Léon bietet aber in einer Aufwallung seines edlen Naturells, und vom Glück der Verlobung berauscht, seinem Schwiegervater an: er wolle auf der Stelle alle seine Actien verkaufen, und jeden Verlust dabei eingehen, um in Uebereinstimmung mit den Gefühlen seines Schwiegervaters und seiner Braut zu bleiben. Aber dies Opfer wird von dem gutmüthigen Provinzialen nicht angenommen, der Verlust wäre doch zu groß, den Léon zu erleiden hätte, und Geld bleibt immer Geld. Man macht schon Pläne miteinander, wie die Summen verwandt

werden könnten, um durch neuen Landankauf den heimischen Besitz besser und vortheilhafter auszurunden. Es währt nicht lange, so sitzt Vater Bernard selbst in allen Börsenspekulationen mitten darin, Léon hat ihn vollständig angesteckt, und beide düngen und pflügen nun um die Wette und auf gemeinschaftliche Rechnung den gefährlichen Boden der Course. Daraus entwickelt sich die lehrreiche dramatische Katastrophe, die wir mit allen ihren prinzipiellen Momenten, die für die Gesellschaft und für Geist und Gemüth des Individuums dabei in Betracht kommen, in's Auge fassen müssen.

Das immer kühner fortschreitende Börsenspiel der Männer gibt den Frauen in der Ponsard'schen Komödie zuerst das schmerzliche Bewußtsein, daß ihre Herrschaft in der Gesellschaft zu Ende gehe, und daß sie sich nicht mehr die Macht zuschreiben dürfen, durch das Band der Liebe und Ehe einen dauernden und wesentlichen Einfluß auf das Schicksal der Männer zu gewinnen. Diese Auffassung, welche in der Komödie „la Bourse" den eigentlichen Entwickelungsknoten schürzt, ist zunächst eine ausschließlich französische, denn zuerst unter den dortigen Verhältnissen hat sich die Agiotage so tief in das innerste Lebensgeäder der Gesellschaft eingefressen, daß die Gefahr

entstanden ist, alle übrigen Elemente eines höheren menschlichen Daseins dadurch zerstört zu sehen.

Das Börsenspiel hat die Liebe getödtet, klagt diese französische Komödie, und mit der Herrschaft der Frauen, die mit der Herrschaft der Börse sich nicht vereinigen könne, ist zugleich die Blüthe der Künste dahingesunken, denn früher erzeugten wohl große Leidenschaften auch große Handlungen und Schöpfungen, aber jetzt seien alle Leidenschaften lediglich auf die Course gerichtet. Der nebenher gemachte Vorschlag, daß die Frauen sich zu einem Bunde gegen die Börse vereinigen sollten, wodurch sie die Herrschaft derselben sicher stürzen würden, dringt nicht weiter durch, kommt aber doch in der Lösung der Komödie selbst zu einer gewissen Geltung.

Camilla, welche den Einflüsterungen einer mißgünstigen Freundin gegen Léon lange widerstrebt hat, findet doch bald an dem veränderten Wesen ihres Geliebten die Wirkungen des Börsenspiels mit Entsetzen heraus. Sie kann sich jetzt selbst in Vorwürfen gegen ihn nicht mehr zurückhalten, sie muß es ihm sagen, wie er sich ihr durch eine Leidenschaft entfremdet hat, die keinen Enthusiasmus, kein edles Gefühl mehr in der Seele übrig lasse. Sie sagt ihm unverholen, daß der Duft einer ehrenhaften Persönlichkeit sich durch

das Spiel der Börse abstreife, und sie muß ihm gestehen, daß sie an ihm kaum noch das wiederfindet, was sie an ihm geliebt.

Das kluge Mädchen begreift es, daß den stürmischen Aufregungen der Börse gegenüber alles Andere leicht fade und werthlos erscheinen könne, aber im Interesse ihrer Liebe ergreift sie noch ein letztes Mittel, sie fordert ihm einen Eid ab, daß er aufhören wolle, an der Börse zu spielen, und sich niemals wieder an dieselbe zurückbegeben werde.

Kaum hat Léon diesen fürchterlichen Eid geleistet, der ihn, wie die Course auch gehen und fallen mögen, sofort von der Schwelle der Börse ausschließt, so erhält er die Nachricht von dem ungeheuren Verluste, der ihn durch die eingetretene Baisse betroffen. Die Verzweiflungen des Börsenverlustes werden in der Komödie mit psychologischer Wahrheit ausgemalt. Die bitterste Verzweiflung aber ist die, daß sein der Geliebten geleisteter Eid ihn nun hindert, durch ein neues Hinabtauchen in den Schlund der Börse derselben das verschlungene Geld wieder zu entreißen.

Ein Freund überbringt ihm aus dem Hôtel der türkischen Gesandtschaft die eben eingetroffene Nachricht von der Einnahme Sebastopols. Mit dieser Nachricht ließe sich von Neuem speculiren, denn die

Baisse muß dadurch vollständig umgeworfen werden, und die dringendsten Mahnungen seines Freundes gehen dahin, zu kaufen und immer wieder zu kaufen. Aber der Eid steht dazwischen, und doch erscheinen sein Vermögen sowohl, wie seine Ehre dabei interessirt, eine neue Speculation zu wagen, und durch den glücklichen Ertrag derselben Verluste wieder zu decken, die zum großen Theil auch das Vermögen seines künftigen Schwiegervaters betreffen.

Er kauft von Neuem, aber die Einnahme Sebastopols hat die Baisse nicht unterbrochen, sondern nur weiter fortschreiten lassen. Léon verliert sein ganzes Vermögen und hunderttausend Francs, die Vater Bernard gehören. Er und die ganze Sippschaft der Haussiers ist verloren. Die verhängnißvolle Situation wird auch durch die Courtisane Estelle signalisirt, die am Arme eines Baissiers, ihres neuen Freundes, erscheint, um die glänzenden Appartements zu miethen, die Léon bisher inne gehabt und die er nun verlassen hat.

Schwiegervater und Braut, der Erstere in tobender Wuth über seinen eignen Verlust, kündigen dem armen, gänzlich ruinirten Léon den Handel auf, und ein Cousin, der sich in der letzten Zeit mit Absichten auf Camillas Hand herzugefunden, schöpft neue Hoff-

nungen. Cousin Reynold macht sich aber auch um Léon verdient, denn er hielt den Verzweifelten von der Ausführung des Selbstmordes zurück, und überredet ihn, ein neues Leben zu beginnen, indem er sich der Arbeit und einer ehrenvollen Thätigkeit widme. Der fünfte Act der Komödie versetzt uns darauf in ein Kohlenbergwerk, als dessen Director Reynold selbst erscheint. Unter dem Geräusch der klappernden Hämmer und Dampfwerke entfaltet sich vor uns eine großartige Betriebsamkeit, die in ihrem gediegenen, die Kraft, den Fleiß und die Wissenschaft erfordernden Wirken einen positiven Gegensatz gegen das alle Kraft und allen Inhalt verflüchtigende Treiben der Börse zur Anschauung bringen soll.

Die Werkstätte der Industrie kann an sich nicht als der richtige Gegensatz zur Börse aufgefaßt werden, denn die Industrie bedarf nicht nur zu ihrer Entwickelung der Capitalien, welche die Börse hervorzulocken und zur Verfügung zu bringen weiß, sondern sie trägt in ihrem eignen Schooß die Actien-Unternehmung, welche die üppigste Weide der Agiotage geworden ist. Der Dichter hätte daher ohne Zweifel besser gethan, als Gegensatz gegen die Börse, und zu einer wahrhaften Lösung der von ihm aufgewiesenen Conflicte, eine Sphäre ausfindig zu machen, die mehr

einen geistigen und ethischen Hintergrund für das ganze Thema darbot. Aber da er es mit einer eigentlichen Lösung seines Thema's überhaupt nicht genau genommen, und auch wohl nicht ganz genau nehmen konnte, sondern gewissermaßen nur die Signatur des Tages in den Bildern seiner Komödie geben wollte, so griff er ohne Zweifel nur nach der bequemsten Maschinerie, in der er zugleich seinen verunglückten Börsenhelden am leichtesten unterbringen konnte; denn Léon ist Aufseher in dem Kohlenbergwerk seines Nebenbuhlers Reynold geworden, und hat sich seitdem durch ausgezeichnete Thätigkeit und das ehrenhafteste Verhalten hervorgethan. Damit entscheidet sich aber zugleich ein anderes Verhältniß seines Lebens, über das er sich bisher weniger hat zufrieden geben können, als über die verunglückte Börsenlaufbahn.

Camilla hat dem Cousin Reynold ihre Hand zugesagt, die er in dem Augenblick erhalten soll, wo sich herausstellen würde, daß Léon durch die Bemühungen Reynolds gerettet und in eine andere, von ihm ehrenhaft ausgefüllte Existenz hinüber gehoben sein würde. Dieser Moment ist unzweifelhaft gekommen, denn Léon genießt einer allgemeinen Achtung, aber er schickt sich an, den Ort wieder zu verlassen, weil er diese Verheirathung Camilla's mit Reynold,

zu der schon alle Anstalten getroffen werden, nicht mit ansehen kann. Doch Reynold, ein edler, an Resignation gewöhnter Charakter, übernimmt die Rolle des Alles ausgleichenden Schicksals. Nachdem er sich überzeugt, daß die Liebe Camillens für Léon unverändert fortdauert, legt er die Hände der beiden Glücklichen ineinander.

Selten hat ein Stück in allen Kreisen ein so außerordentliches Aufsehen erregt, was nur der schneidenden und tiefen Wahrheit, mit der darin die Symptome einer neuen gesellschaftlichen Krisis dargestellt wurden, zuzuschreiben ist. Die Wirkungen waren nicht nur im Theater, wo das Stück von den Schauspielern des Odéon fast täglich gespielt wurde, bedeutend, sondern sie erstreckten sich weit in alle Sphären der Gesellschaft hinein, aus denen dem Dichter die glänzendste Anerkennung seines allerdings zunächst rein moralischen Strebens zukam. Denn wenn, abgesehen von der vortrefflichen künstlerischen Form, das eigentlich poetische Element der Composition doch nur für ein sehr untergeordnetes und theilweise in's Triviale sich verlaufendes gehalten werden kann, so ist es dieser pikante Appel an die Moral der Gesellschaft, welcher das Stück zu einer Art von Ereigniß in der socialen Tageswelt gestempelt hat. Mitten darin ist es freilich

vorgekommen, daß eine Vorstellung plötzlich von den Pariser Studenten unter den leidenschaftlichsten Kundgebungen des Hasses gegen den Dichter ausgepfiffen worden ist. Es bezog sich dies aber nicht sowohl auf das Stück, als vielmehr auf die Person des Dichters selbst, den man bei dem Kaiser Napoleon III. in besonderer Gunst weiß, worüber dem noch immer kribbeligen Völkchen des Quartier latin eines Tages die Galle überlaufen wollte. Dies geschah in derselben Zeit, wo diese Herren in der italienischen Frage sich die Köpfe erhitzten und schon eine Adresse zur Kundgebung ihrer Sympathieen für eine nationale Erhebung Italiens in die Zeitungen einrücken zu können glaubten. Es war ein Völkerfrühlings-Träumchen, wie er durch einen an der napoleonischen Speise verdorbenen Magen leicht hervorgerufen werden konnte, und der arme Ponsard mußte dies Träumchen ausbaden.

Der in den Zeitungen veröffentlichte Brief des Kaisers Napoleon III. an den Dichter, der die ehrenvollste Anerkennung für die Komödie und ihre Wirksamkeit aussprach, bezeichnete gerade das Moralinteresse der Dichtung als das Dringlichste und Bedeutungsvollste. Es ist selbstverständlich, daß der Kaiser die moralischen Folgen der Agiotage von sich ablehnt,

wozu er die ohne Zweifel willkommene Gelegenheit in jenem Schreiben an den Verfasser der „Bourse“ ergriffen. Der thatsächliche Effect aber, daß Leute, die das Stück gesehen, nachher ihre Actien verkauft und jede fernere Berührung mit den Börsengeschäften abgeschworen hätten, mag schwerlich vorgekommen sein. So hat sich auch eine Correspondenz, welche ein französisches Provinzialblatt, der „Marseiller Courier,“ als zwischen dem Dichter der „Bourse“ und einem seiner Leser geführt, mittheilte, als eine den Standpunkt des Komödien-Verfassers zum Theil persiflirende Erdichtung erwiesen. In dieser Correspondenz zeigt ein in London sich aufhaltender Franzose dem Dichter an, daß der moralische Eindruck der Komödie ihn überwältigt habe, und er unmittelbar nach Beendigung der Lectüre sich getrieben gefühlt habe, den Befehl zum Verkauf aller seiner Actien durch den Telegraphen nach Paris heimzusenden, worüber er die Quittung des Telegraphen-Amtes beilege. Der Dichter antwortet ihm höchst erfreut über den edlen und erhabenen Geist, der sich in dieser That ausspreche, fügt aber hinzu, daß ein solcher Mann nichts von dem verderblichen Einfluß der Börse zu befürchten gehabt hätte, und daß er immer edel und uneigennützig geblieben wäre, auch wenn er seine Actien nicht verkauft hätte.

Dieser Puff ist sinnreich genug, denn, indem er den Maßstab der materiellen Wirklichkeit selbst an die Komödie legt, verspottet er gerade vom Börsenstandpunkt aus den Effect, den die Moral einer solchen Komödie haben könnte. Denn wenn die Komödie zu ihrer richtigen Wirkung gelangte, so könnte diese nur darin sich offenbaren, daß plötzlich alle Börsengeschäfte stockten und aufhörten. Das speculirende Publicum, das sich von der Wahrheit der Komödie getroffen fühlte, könnte aber doch zunächst nichts Anderes thun, als daß es hinginge seine Actien zu verkaufen. Diese angeblich moralische Handlung würde aber zugleich schon wieder einer neuen Börsen-Speculation Vorschub leisten und dieselbe gewissermaßen in ihrem Schooße tragen. Denn ein rapides und starkes Verkaufen müßte unfehlbar eine Baisse der Fonds bewirken, und da würde es unmöglich werden, neuen Geschäften zu widerstehen, welche sich durch die unabweisliche Aussicht auf ein neues Steigen nach der Baisse darbieten müßten. So ist die Ponsard'sche Komödie am Ende auch nur eine Komödie der Baisse, welche durch ihre moralischen Wirkungen und die möglicher Weise damit zusammenhängenden Verkaufs-Ordres augenblicklich die Course drücken kann, aber damit doch auch

nur wieder dem Drama der Börse selbst ein neues Motiv der Handlung gibt.

Es werden damit zugleich die innerlichen Mängel der Ponsard'schen Tendenzkomödie kritisch bezeichnet. Wenn die Komödie schon dadurch höchst einseitig und für ihr Thema keineswegs ganz entscheidend ist, daß sie nur die moralische Seite der Frage behandelt und die allgemeinen und productiven Beziehungen der Börse zu Reichthum und Wohlstand der Gesellschaft ganz unerörtert läßt, so fällt sie auch für den moralischen Gesichtspunkt selbst nur mit halben Wirkungen in's Gewicht. Denn die moralische Verurtheilung des Börsenspielers unterliegt zu sehr den verschiedenartigen Verhältnissen der Individualität, als daß sie kategorisch ausgesprochen werden könnte, wie es die Komödie: „la Bourse“ thut, und dies macht sich durch die Blößen, welche das Ponsard'sche Stück dabei gibt, um so fühlbarer. Denn es liegt auf der Hand, daß, wenn Léon mit seinem Geld wie mit dem seines Schwiegervaters eine gute Börsenspeculation gemacht und die Capitalien vermehrt statt verloren hätte, er dann auch die Achtung seiner Braut behalten und den Sieg der Situation in jedem Betracht davongetragen haben würde. Keineswegs würde er aber dann in seiner eigenen Sphäre mit einem moralischen Makel

befleckt erschienen sein. Dadurch, daß die Ponsard'sche Komödie diesen Zweifel in sich offen gelassen hat, sinkt sie auch auf ihrer moralischen Seite, und nimmt für den, der sich ihren Wirkungen nicht hingeben will, nur den Charakter an, das Pamphlet eines Baissiers zu sein. Ihr Verdienst ist aber jedenfalls, vom Foyer der Börse aus die Symptome eines neuen gesellschaftlichen Umwälzungsprocesses scharf und typisch bezeichnet zu haben. Bewiesen aber wird durch die Komödie „la Bourse" Nichts.

Nur nach einer Richtung hin hat Ponsard bereits starke Beweisstücke in's Feld gestellt, nämlich da, wo er gegen die heutige finanzielle Epoche die Anklage schleudert, daß sie die Elemente der Liebe und Ehe aus ihren Grundangeln gehoben habe und zu vernichten im Begriff stehe, worauf wir schon oben hindeuteten. Die Zerstörung und Verflüchtigung alles positiven Lebensgehaltes hat nicht nur die Stände und die Kunst umgeworfen, sondern auch die Liebe in ihrem eigensten Element aufgehoben und verwandelt. Der moderne Börsenschwindel hat zunächst die Prostitution als seine unabweisliche Begleiterin an seine Seite gezogen. Denn der Mann der Agiotage hat in dem sich ewig drehenden Wirbel seiner Geschäfte den Sinn für die höhere und stetige Liebe verloren, aber in dem

beständigen Schwanken zwischen Gewinn und Verlust, zwischen Reichthum und Verderben findet er gerade an dem ewig prickelnden und betäubenden Reiz des Courtisanenthums das seinen Bedürfnissen angemessenste Element. Nur bleibt dabei zu bedauern, daß die Femme du monde auch ihrerseits alle ihre guten Eigenschaften, durch welche sie sich sonst auszeichnen mag, an den Einfluß des Börsenspieles verloren hat. In dem neuen Kreise, in welchen Léon eingetreten, lernt er auch Estelle, die Geliebte eines jungen Finanziers kennen, welche die neue Stellung der Liebe zur Börse vollkommen begriffen hat. Die schöne Estelle nimmt, um allen Eventualitäten der Börse gewachsen zu bleiben, immer gleichzeitig zwei Liebhaber, den einen à la hausse und den andern à la baisse, denn früher, wo sie nur mit Einer Börsenpartei verbunden war, hatte sie bei einer eingetretenen Chance bedeutende Verluste auszustehen, und mehrmals wurden ihre Sachen ihr abgepfändet. Jetzt glaubt sie vollkommen sicher zu sein, denn nun wird doch wenigstens Einer ihrer Freunde immer Geld haben. Aber auch sie glaubt noch Grund zu haben, sich über die Börse zu beklagen, denn sie findet das Gemüth der französischen Jugend vergiftet durch die Geldgier, eigentliche Liebesgluth herrsche nirgend mehr, den Frauen werde nur gerade so viel Zeit

gewidmet als das Börsengeschäft nothdürftig übrig lasse, und wenn sich ein junger Mann zu Grunde richte, so sei es nicht mehr aus Verschwendung für eine Frau, sondern weil ihn die Agiotage in Schulden und Verlegenheiten gestürzt habe. Ihr Freund Alfred, ein finanzieller Gentilhomme des Tages wie er sein muß, setzt aber mit der Sicherheit eines philosophischen Systemes auseinander, daß es heutzutage nur noch Eine Gluth der Seele geben dürfe, nämlich die, reich zu werden, und darum richtet er auch an Léon, der zum neuen Börsenmann eingeweiht worden, die Ermahnung, nichts weiter zu treiben als die Kunst, das Capital zu vermehren, und sich keinem Studium, keinem Enthusiasmus sonst hinzugeben, weil dies Alles nur dem einzigen Zweck schaden könne.

Tiefer und ernster begründen sich diese Anschauungen noch in Camilla, der Freundin Léons. Dies Mädchen erkennt mit dem Scharfblick der Liebe zuerst, daß das Börsenspiel alle feineren Empfindungen des Herzens abtödte, und daß die Leidenschaft der Agiotage, alle andern Leidenschaften in sich aufzehrend, keinen Raum für die ächte Liebe im Leben mehr übrig lasse. Camilla begreift es, daß Alles fade erscheinen müsse, den diabolischen Aufregungen der Börse gegenüber, ja sie bemerkt sogar, daß ein gewisser Duft der ehrenhaf-

ten Persönlichkeit, der sonst ihren Geliebten umflossen, sich an ihm zu verlieren beginne. Jeder Enthusiasmus des Geistes und Herzens ist durch die Agiotage dahingeschwunden und Camilla kann an ihrem Léon nicht mehr Das entdecken, was sie einst an ihm geliebt. Zur vollständigen Enttäuschung ihrer Gefühle findet sie in Paris eine Freundin, deren scharfer Verstand sich schon in der Zersetzung dieses neuen socialen Problems geübt hat. Julie hat die ganze Stellung der Frauen in dieser neuen Epoche des Börsenschwindels einer umfassenden Kritik unterworfen und hat ihr Verdict dahin gesprochen: daß die Herrschaft der Frauen in den Salons abgeblüht, daß aber damit zugleich für die Herrschaft des Schönen und der Künste die Zeit vorübergegangen sei, denn die Periode der großen Leidenschaften von früher sei auch die Periode der großen Handlungen gewesen, die Thaten des Geistes und der Kunst seien unter dem Einfluß der Frauen gefördert und gewürdigt worden. Dies Verdict schließt mit den traurigen Worten, daß es heutzutage nichts mehr zu verhandeln gebe, als die Course und die Rente.

V.

Luxus-Arbeiter, Schneider und Lumpensammler im neuen Kaiserreich.

Die Februar-Republik von 1848, welche mit den Männern der Arbeit gewaltig cokettirte und schon einen Arbeiter, den braven aber nachher gänzlich verschollenen Albert, mit an ihre Spitze stellen zu können glaubte, hatte gleichwohl gar nichts dazu beigetragen, die gesellschaftlichen Unterschiede bei den Franzosen irgendwie zu lockern oder auszugleichen. Der seiner Natur nach aristokratische Luxus beherrschte noch immer Alles, und die Genüsse blieben ausschließlich für die Reichen, während für die Armen keine Genugthuung irgend einer Art ersichtlich war. Was konnte da die Nothtaufe der Republik, die dem Kinde des Zufalls gegeben worden, bedeuten?

Am allerwenigsten schien aber der französische Arbeiter befugt, eine neue republikanische Lebensordnung in socialer oder politischer Hinsicht zu vertreten. Denn die arbeitenden Klassen haben in Frankreich an sich selbst ebenso wenig ein republikanisches Naturell, als die Arbeit selbst in ihrer Form und ihrer Bestimmung bei ihnen auf einem demokratischen Boden steht und aus der Idee des Volks- und Nationalbedürfnisses eine wesentliche Begründung empfängt. Die französische Arbeit entspricht in ihrer ganzen Hervorbringung und Verwendung vorzugsweise den monarchischen Sitten, die bei den Franzosen unter jedem Regime herrschen werden, und die auch ihre Arbeitskraft vorzugsweise in die Dienste des Luxus und der Aristokratie gestellt haben. Für diese arbeiten zu können, wie kein Anderer, ist zugleich eine eigenthümliche Talentsache bei dem französischen Arbeiter, dessen traditionelle Bildung durchaus auf den Geschmack und auf das Bedürfniß der bevorrechteten Klassen begründet ist, und der die artistische Technik, welche auch die geringsten und kleinsten seiner Arbeiten auszeichnet, gerade aus dieser seiner Abhängigkeit von den aristokratischen Lebensgenüssen geschöpft hat.

Diese aristokratische Grundrichtung der französischen Industrie und Arbeit hat sich in allen Lebens-

verhältnissen auf das Glänzendste abgedrückt, und es hat dadurch die ganze Form der französischen Existenz, jedes Bedürfniß des täglichen Lebens, jede Toiletten-Sache und jeder wirthschaftliche Gegenstand diesen unverkennbaren Schliff höherer Eleganz und feinster technischer Vollendung empfangen.

Die Rückwirkung davon auf das Naturell des französischen Arbeiters selbst konnte nicht ausbleiben. Es giebt zwar die verschiedenartigsten Klassen und Schattirungen dieses Standes, aber wie ihn seine Interessen gleichmäßig auf die Existenz reicher, vornehmer und eitler Leute hinweisen, so hat sich auch seine eigene Natur vorwiegend danach geformt und ihn keineswegs unbedingt zu einem Umsturz-Element gemacht, das allen Gliederungen der Gesellschaft feindlich gegenüber steht.

Der französische Arbeiter macht sich zwar instinktmäßig zum Helfershelfer jeder Revolution, aus welchen Quellen dieselbe auch gerade sich ergießen möge, denn in solchen Momenten treibt ihn der elektrische Geist der Massen, dem er nicht widerstehen kann, unaufhaltsam und wie ein blindes Fatum vorwärts. Aber sobald sich die Wogen des offenen Aufruhrs gesetzt, und die Arbeiter wieder in ihre Ateliers zurückgekehrt sind, bieten sie in Frankreich mehr als irgend anderswo das geeignetste Element für die Reaction dar. Oder

sie würden die Ersten sein, welche die Contre-Revolution gegen jede neugeschaffne Ordnung der Dinge in Bewegung setzten, wenn ihnen durch diese eine wirkliche Demokratisirung aller Lebenszustände dargeboten würde und damit auch die Arbeit ihren mit der wahren Demokratie unverträglichen Luxuscharakter und ihre ganze aristokratische Basis eingebüßt hätte. Nachdem Louis Napoleon an der Februar-Republik den entscheidenden Kaiserschnitt vollzogen, und aus ihr die neue Gewaltordnung glücklich hervorgeholt hatte, war es gerade der französische Arbeiterstand, auf den er, neben dem Heere, die neue Kaisermacht vorzugsweise stützen zu müssen glaubte. Zugleich richtete der Kaiser den aristokratischen Luxus prächtiger als je in seiner alle Klassen der Gesellschaft bedingenden Herrschaft wieder auf, denn in dem Luxus mußte er die eigentliche Speise des französischen Arbeiterstandes erkennen, ebenso wie der Krieg die Speise der Armee war. Der maaßlos steigende Luxus der Zeit datirt von der Wiedereinsetzung des napoleonischen Kaiserthums her. Der Luxus wurde die eigentliche Geißel, mit welcher Louis Napoleon die Freiheit der Nation schlug.

Die ganze Gesellschaft beeilte sich, dieser von den Tuilerieen ausgehenden Parole Folge zu leisten, und man sieht jetzt in Paris eine Pracht der Anzüge, der

Stoffe und der Einrichtungen entwickelt, wie man sie dort zu keiner Zeit auf einer so glänzenden Stufe, namentlich bei den Mittelklassen, erblickte. Es ist ein glühender Wetteifer aller Stände in der Putzsucht, in der Ausschmückung und Ausstaffirung der eigenen Person, der Zimmer, der Kinder, im Kleider- und Möbelprunk, ausgebrochen, und die Fremden, welche sonst auf den Straßen von Paris daran zu erkennen waren, daß sie sich in einem besonders eleganten und gewählten Anzug in der Hauptstadt der Weltmoden darstellen zu müssen glaubten, werden jetzt durch den an allen Ecken ausgebreiteten, schreienden und schillernden Modeaufwand der Pariser und Pariserinnen selbst unendlich verdunkelt. Der göttliche Menschenleib ist zu einem buntscheckigen Bazar aller möglichen Stoffe, Farben und Formen geworden, an dem Alles, was man sieht, gekauft und käuflich zu sein scheint, und man kann bei solchem Anblick unmöglich glauben, daß dieser neue schlangenhäutige Adam bloß durch die Fortschritte der Industrie der Menschheit angezogen worden sei. Dieser Luxus aller Klassen hat nicht nur eine industrielle sondern auch eine politische Basis, und die mit allen Prinzipien zerfallene Machtpolitik der Zeit ist es, welche ihre Eier diesem Luxus zum Ausbrüten untergeschoben hat.

Die Politik der Gewalt und des Luxus konnte an dem französischen Arbeiterstande ihre ganz natürlichen Grundlagen gewinnen. Denn keine Klasse der Gesellschaft ist so geneigt, dem Glanz äußerlicher Ostentation Rechnung zu tragen, als gerade der französische Arbeiter. Nicht nur, daß seine Arbeitskräfte und sein Talent vorzugsweise und in unvergleichlicher Art der Luxus-Industrie dienen, auch seine eigenen Lebensgewohnheiten lassen den französischen Ouvrier als einen Mann erscheinen, der sich gern mit einem gewissen Anstrich von Luxus darstellt und umgiebt, und darin eine zwar komische, aber doch auch wieder sehr selbstbewußte Rivalität mit den vornehmen Leuten verräth.

Wenn man in die oft ziemlich geräumigen Wohnungen gewisser Arbeiter-Klassen in Paris eintritt, so wird man oft über die feine und elegante Ausstattung derselben erstaunen müssen, die den Bourgeois-Luxus, vermischt mit einem patriarchalischen Element, auf eine eigenthümlich ansprechende Weise hervortreten läßt. Es giebt nicht wenig Familien dieser Art, die unter ihrem Mobiliar Stücke zählen, welche in die Haushaltung der arbeitenden Klassen in Deutschland noch nicht eingedrungen sind. Eine große Pendel-Uhr, mehrere Spiegel, einige schmucke Vasen auf dem Ka-

min, Kupferstiche an den Wänden (und wären sie auch nur als Prämien durch die Subscription auf illustrirte Lieferungswerke erworben) fehlen selten in dem Haushalt einer nur irgend beschäftigten Arbeiter-Familie. Das Centrum aller dieser Pracht ist gewöhnlich das Schlafzimmer der beiden Ehegatten, in welchem die Hauptstücke des Mobiliars aufgestellt sind, und der eigentliche Luxus der Arbeiter-Familie sich entfaltet. Die Betten sind von Nußbaumholz, und mit Bett-Tüchern und Vorhängen von glänzend weißem Linnen versehen. Eine Commode, ein Secretair, ein Buffet mit Glasthüren, Alles von Nußbaumholz, ein elegant verzierter runder Tisch, der in der Mitte des Zimmers steht, vervollständigen das Behagen einer durchaus saubern und wohlanständigen Hauseinrichtung. Die Fenster sind ebenfalls mit zierlich aufgesteckten Vorhängen umgeben. Auch Ansätze zu einer kleinen Bibliothek sind vorhanden, in der man einige Lese- und Lehrbücher und häufig eine illustrirte Histoire de France, die vor Kurzem in Lieferungen erschienen, bemerkt.

Die gewöhnliche Kleidung der Arbeiter-Familie ist von ausnehmender Einfachheit, doch stellt sie sich in ihren Sonntags-Anzügen, die von gewählten Stoffen und Schnitten sind, auf das Eleganteste dar. Nicht

minder sind es die Nahrungsverhältnisse, durch welche der französische Arbeiter, wenn auch nicht im Stoff, so doch in einer gewissen annähernden Form und Convention der Mahlzeiten, mit den bevorzugten Ständen in eine Art von Rivalität eintritt. Es giebt in Frankreich eine gewisse Hierarchie der Mahlzeiten, die auch dem weniger Bemittelten für etwas Unverbrüchliches gilt, und gewissermaßen mit dem Streben des französischen Nationalcharakters nach Repräsentation und ceremoniellem Anstand zusammenhängt. Auch der französische Arbeiter, wenn er nur irgend in einer regelmäßigen und auskömmlichen Lage sich befindet, läßt seinen Magen täglich, mit der ganzen conventionellen Würde des französischen Charakters, diese Stufenleiter des ersten und zweiten Dejeuner, des Diner und Souper beschreiten.

Den kümmerlichen und rohen Nahrungsverhältnissen des deutschen Arbeiters gegenüber erscheint der französische Ouvrier unbedingt als ein vornehmer, in nobler Manier zum Genuß befähigter Herr. Zum ersten Dejeuner, das er in der frühesten Morgenstunde einnimmt, muß der französische Arbeiter seinen wohlbereiteten, vielleicht nur wenig mit Cichorien gemischten Kaffee haben, zu dem Milch und Zucker, und das tadellose Weißbrodt mit Butter, nicht fehlen dürfen.

Das zweite Dejeuner, das um neun Uhr Morgens eingenommen wird, besteht entweder aus einigen guten Resten des Soupers vom vorigen Abend, oder es wird eine Omelette, vielleicht auch eine Cotelette angefertigt, die das Manna des französischen Volksmagens sind. Um zwei Uhr Mittags kommt das Diner, das seine verschiedenen Gänge haben muß, und für gewöhnlich wohl nur aus einer Brotsuppe, aus Gemüse mit Fleisch und einem Salat besteht, aber auch durch mancherlei Ausputz der Mahlzeit in die Länge gezogen wird, und jedenfalls immer durch den Wein, den alle Mitglieder der Familie dazu genießen, eine gewisse Weihe guten Lebens empfängt. Der französische Arbeiter trinkt regelmäßig seinen Wein beim Diner wie beim Souper. Das Haupt der Familie kauft ihn faßweise ein und zieht ihn selbst auf Flaschen, deren Vorrath im Keller aufbewahrt wird. Der französische Arbeiter hat seinen Weinkeller, wie er seine Dejeuners, seine Diners und Soupers hat.

Diese Nivellirung aller Genuß-Unterschiede der Gesellschaft wird zwar nur in der äußerlichsten und allgemeinsten Form vollbracht, denn auf diesem Gebiet wird leider stets die Substanz dessen, was man genießt, als eine unüberwindliche Differenz zurückbleiben, aber es verbreitet sich zugleich aus dieser Form ein

Gefühl des Behagens und der Sicherheit über das ganze Leben des Arbeiters. Auf sein Souper hält er mit weit bestimmterer Regelmäßigkeit, als dies in den mittleren und höheren Klassen der Gesellschaft der Fall ist, denn obwohl man noch in vielen Häusern um die Mitternachtstunde soupirt, so ist dies doch keineswegs in diesen Kreisen so allgemein, als man es beim Arbeiterstande antrifft. Das Souper des französischen Arbeiters ist aber keineswegs eine so oberflächliche Beruhigung des Magens, wie sie sich der deutsche Arbeiter in der Regel nur für die Nacht gönnen kann. Es wird gewöhnlich um acht Uhr Abends abgehalten, und besteht dann reichlich aus Fleisch und Gemüse, zur Abwechselung auch aus einem Seefisch, dem jedesmal Butter, Brot und Käse folgen, den unveräußerlichen Carafon mit Rothwein nicht zu vergessen. Auch gehört es zu den Liebhabereien des französischen Arbeiters, sich zuweilen mit seiner ganzen Familie zu einem Pariser Traiteur zu begeben, wo er, namentlich des Sonntags, ein Dejeuner oder Souper, wenn auch im Zuschnitt dieser Volks-Restaurants, mit vieler selbstbewußter Würde und Grazie einnimmt.

Diese reichliche und gewissermaßen vornehme Lebensweise kann namentlich für diejenigen Klassen des Arbeiterstandes, deren Gewerbszweige einen Kunst-

und Luxus-Charakter an sich tragen, als die normale bezeichnet werden. Dahin gehören die Ciseleurs, die Modeleurs, die Graveurs, die Musterzeichner, die Gold- und Galanteriearbeiter und ähnliche, obwohl auch jeder andere Handwerker und Arbeiter, soweit es nur einigermaßen sein Erwerb gestattet, diesem Ziel eines möglichst reichlichen und vornehm aussehenden Genußlebens nachstrebt.

Es bleibt aber charakteristisch, daß vornehmlich diejenigen Pariser Arbeiter-Klassen, deren Hervorbringungen ein künstlerisches Element haben und mit dem Geschmack und Luxus der Gesellschaft zusammenhängen, am meisten zu Wohlleben und Verschwendung sich hinneigen, und Sparsamkeit und Sorge für ihre Zukunft sich weniger angelegen sein lassen, als man dies in andern Kreisen der Arbeit und des Handwerks bemerkt. Allerdings wirken dazu auch die höheren Arbeitslöhne dieser Kunst- und Luxus-Arbeiter mit, aber nicht minder ist es ihre durch die Art ihrer Beschäftigung beeinflußte Sinnesweise, welche sie gewissermaßen zu den Aristokraten der Arbeit macht, ihnen aber überhaupt den herrschenden Typus des französischen Arbeiterstandes aufdrückt.

Der Luxus-Arbeiter ist sich der bedeutenden Stellung wohl bewußt, die er in der Mitte der französi-

schen Gesellschaft einnimmt. Er hilft die Technik und Form des ganzen socialen Körpers in diesem Lande ausarbeiten, denn aus seinen geschickten und in der That wahrhaft schöpferischen Händen kommt jener magische Zauber hergeflossen, der die ganze Bevölkerung in Bewegung setzt, und durch den sich alle geistigen und principiellen Unterschiede mehr und mehr auszugleichen und zu nivelliren angefangen. Aus den Werkstätten dieser Arbeiter entsteigt die neue Welt des inhaltsleeren aber allberückenden Glanzes, welcher Jeden schmückt und hebt, der ihn bezahlen kann, und welcher Alle auffordert, sich in diesen leuchtenden Nebel eines alle Natur und Wahrheit besiegenden Scheins zu kleiden. Der Luxus-Arbeiter, der die Schmucksachen und Zierrathen verfertigt, dreht damit die Haupträder der heutigen gesellschaftlichen Maschinerie, die loslassen und in den Klump fallen würde, wenn man statt des Luxus, der einstweilen noch Alles zusammen hält, überall die Grundsätze und Principien ausspannen und heraushängen wollte.

Der Luxus-Arbeiter ist heutzutage der eigentliche Mann der Situation, der innerste Werkmeister des heutigen kaiserlichen Lebens. Denn er ist es, der die Unberechtigten berechtigt, die Häßlichen schön, die Lasterhaften in einem strahlenden Licht und die Reichen

in dem eigentlichen Apparat ihrer Herrschaft erscheinen läßt. Er verfestigt durch seine Productionen die stolze Lüge, daß der Schein auch die Macht ist, und daß es für den, der gelten und herrschen will, nur noch darauf ankommt, die Augen zu verblenden und den Gesichtspunkt zu verblüffen.

Wenn der Luxus-Arbeiter der eigentliche Mann der heutigen Situation, sowohl in socialer wie in politischer Hinsicht, ist, so ist der Schneider, auf den verschiedenen Rangstufen die er als Arbeiter einnimmt, nicht minder das vermittelnde Organ der Gesellschaft, das eine um so unentbehrlichere Stellung in derselben gewonnen hat, als die Schneider-Arbeit auf ihrem höchst universalen Standpunkt zugleich die Luxus- und Bedürfnißfrage in sich vereinigen kann. In einer Zeit, in welcher die Schneider-Arbeit tiefer als je in den Organismus des Lebens selbst vorgedrungen, und selbst manche Staaten nur noch durch die kühne Flicknaht eines listigen und talentvollen Schneiders zusammen gehalten zu werden scheinen, muß diese Kunst nothwendig auch in artistischer und geschäftlicher Hinsicht auf der Höhe ihrer Vervollkommnung sich zeigen. Paris war von jeher das Mekka und Medinah aller modernen Schneider-Arbeit, und wird sich diese Bedeutung, die überhaupt mit dem französischen Talent

des Faiseurs zusammenhängt, am allerwenigsten in den Zeiten des heutigen Imperialismus streitig machen lassen. Der Schneider, heutzutage mehr als je der Faiseur der menschlichen Existenz, kann in der Zeit des politischen Faiseurthums nur eine noch gesteigerte Aufgabe haben. Der Schneider muß entweder die politisch und social heruntergekommenen Leute wenigstens scheinbar wieder zu Menschen herausputzen, oder er muß sie durch die von ihm ersonnenen Trachten gänzlich zu Affen verhunzen, damit man sich in Zuständen, die dem ächt Menschlichen und der Wahrheit keine Rechnung mehr tragen, auch nicht mehr unter Menschen zu befinden glaube.

Die Toilette des Imperialismus ist charakteristisch genug für die allgemeinen Zustände dieser Zeit geworden. Die neuen Kaiser-Moden haben sich wieder mit den Moden des Ancien Regime zu vermählen gesucht, indem sie bei den Damen durch Reifrock und Schooßtaillen, zum Theil auch schon durch den Puder, bei den Männern durch die gestickten Röcke und dergleichen, in den politischen Frieden der guten alten Zeit zurückzulenken gesucht haben. Es gehört doch aber auch wieder ein großer und feiner Takt dazu, um die Franzosen durch einige Nüancen des Zuschnitts, die man ihnen dabei giebt, glauben zu machen, daß sie in den

Trachten der alten absoluten Monarchie doch zugleich moderne Repräsentanten eines neuen und ganz eigenthümlichen Glückszustandes geworden sind. Der Schneider ist darum, wie in früheren Zeiten der Hofnarr, der eigentliche Interpret aller Zustände des Reichs geworden, und es verlohnt darum wohl der Mühe zu fragen, wie sich diese Arbeiter-Klasse in den Zeiten der Februar-Republik und des neuen Kaiserthums befunden habe?

Die Schneider bilden überhaupt die zahlreichste und bedeutendste Klasse der Arbeiter-Bevölkerung von Paris, und sie gewannen sich unter derselben stets eine hervorragende Stellung und besonderes Ansehen, indem sie sich zu Führern der Politik des Arbeiterstandes emporschwangen, und überhaupt in ihrem Antheil an den politischen Ereignissen und Debatten des Tages sich auf eine ebenso energische als intelligente Weise geltend machten. Der Pariser Schneider ist vorzugsweise ein politischer Charakter, der sich im Volke für den eigentlichen Schildträger der Revolution von 1789 hält, und diese Epoche noch heut ebenso eifrig aus allen französischen Geschichtswerken studirt, als er bei allen revolutionären Folge-Ereignissen, die seitdem aus dieser Zeit abgeflossen, sich theilnehmend und thätig auf dem Schauplatze gezeigt hat. Der

Muth, den man in Deutschland gerade bei den Männern dieses Gewerkes vermissen will, wird ihnen in Paris als eine ihrer ersten Charakter-Eigenschaften zuerkannt. Der Pariser Ziegenbock hat eine wesentlich revolutionäre Schlagader in sich, die ihn zu einem bedeutenden und weissagungsvollen Thier in der Apokalypse der französischen Staatsumwälzungen macht.

Und es ist dies nicht etwa blos ein geiler Uebermuth der Bewegung, der den Ziegenbock in Paris zu seinen revolutionären Sprüngen treibt, sondern es ist eine wirkliche Begeisterung für den Fortschritt der Gesellschaft und für die Verbesserung der untern Volksklassen, von welcher der Pariser Schneider erglüht und fortgerissen wird. Er ist nicht sowohl Socialist als vielmehr Politiker, denn die socialen Experimente des Jahres 1848 haben den Schneider meistentheils kalt und gleichgültig gelassen, obwohl er sich besonders eifrig gezeigt hat, die genossenschaftlichen Verbindungen unter den französischen Arbeiter-Klassen in Folge der Ereignisse von 1848 in's Leben rufen zu helfen.

Diese Genossenschaften wurden damals vornehmlich in der Absicht aufgerichtet, den Arbeitern außer ihrem frühern Lohn auch noch die Vortheile zuzuwenden, welche die zwischen die Arbeit und ihre Verwerthung sich eindrängenden Kaufleute und Unternehmer

gewöhnlich für sich in Anspruch nehmen, und man wollte darum Associationen begründen, in denen allen darin Vereinten die gleichen Vortheile, selbst bei verschiedenem Werth der Leistungen, zugesichert werden sollten. Aber diese Unternehmungen zerfielen in sich selbst ungeachtet ihrer großartigen Gesichtspunkte, und besonders waren es die Schneider, welche sich seitdem von allen socialistischen Versuchen zurückzogen, um nur noch als Politiker vom reinsten Wasser die Ideen von 1789, für welche auch ihr neuer Kaiser mit seiner ganzen Gewalt eintreten will, an ihrem Heerd zu pflegen. Die Revolution von 1789 hat sich in den Ateliers der Pariser Schneider ihren dauernden Cultus forterhalten, und das Gedächtniß der alten Helden und Kämpfer dieser Revolution lebt am glühendsten weiter in den Unterhaltungen bei der Nadel, bei denen von diesen Arbeitern oft die genauesten historischen Kenntnisse entwickelt werden.

In jedem dieser Ateliers giebt es dann einige Matadore, die gewissermaßen den Vortrag in den Angelegenheiten der Revolution haben, und unerschöpflich darin sind, Züge aus dem Leben und den Thaten der nationalen Revolutionskämpfer zu erzählen und anzuwenden, oder auch Bruchstücke aus den berühmten historischen Reden, die in den Volks- und National-

versammlungen der ersten Revolution gehalten worden, mit einer ungemein feurigen und talentvollen Declamation wiederzugeben. Diese Wortführer der Ateliers, welche durch ihre politische Ueberlegenheit das größte Ansehn bei allen ihren Kameraden genießen, üben zugleich den Einfluß eines Lehrers auf die jungen Schneidergesellen aus der Provinz, die gewöhnlich ohne alle politische Bildung und ohne historische Kenntnisse in der Hauptstadt anlangen, und begierig nach dem ihnen vorgehaltenen Köder schnappen.*)

Es sind dies die Zustände, wie sie vornehmlich unter der Regierung Louis Philippe's und in den ersten Jahren der Februar-Republik, namentlich bis zum Jahre 1852, in den Werkstätten der Pariser Schneider charakteristisch geherrscht haben. Die Arbeit würde unter dem beständigen politischen Feuerfangen dieser Ouvriers schwerlich ihren guten Fortgang gehabt haben, wenn nicht in jenen Ateliers auch die deutschen Gesellen gewesen wären, welche mit ihrem sprüchwörtlich gewordenen Fleiß die Verpflichtungen des ganzen Ateliers aufrecht zu erhalten vermochten. Die Seßhaftigkeit des deutschen Schneidergesellen, der ruhig im

---

*) Vgl. Le Play Les ouvriers Européens (Paris, imprimé par autorisation de l'empereur 1855. fol.) p. 277.

Atelier weiter näht, während sein französischer Kamerad bei jedem Anlaß auf die Straße hinaus muß und ein immerwährendes Ehrenmitglied aller Putsche und Aufstände ist, hat schon manchen solchen Geschäftsbetrieb in Paris gesichert und vor dem Untergang gerettet.

Der deutsche Gesell tritt hier auf eine fast wehmüthige Weise als Repräsentant des ehrlichen und friedsamen deutschen Charakters ein, und verwerthet die fürchterliche deutsche Ruhe durch ein paar tausend Nadelstiche mehr, die er unerschütterlich Stich für Stich einsetzt, während alle Sturmglocken von Paris über seinem Haupte schwirren und sein französischer Kamerad von Emeute zu Emeute taumelt. Diese specifische Brauchbarkeit des deutschen Schneidergesellen, durch welche das politische und revolutionäre Naturell des französischen Schneiders sich am liebsten ergänzt, hat überhaupt die Verpflanzung deutscher Arbeiter nach Paris angeregt und von jeher beliebt gemacht.

Die Vorstadt Saint-Antoine zählt unter ihrer Arbeiter-Bevölkerung fast immer mindestens zehn- bis funfzehntausend Deutsche, die meist dem Schneider-Handwerk, zum Theil auch dem der Schuhmacher angehören, und sich durch ihren zahlreichen Kindersegen, der ebenfalls ein Product deutscher Ruhe und politi-

schen Sitzfleisches zu sein scheint, von den französischen Arbeiter-Familien unterscheiden. Ihre deutsche Sprache haben sie sich jedoch besser zu eigen behalten, als die ihr heimathliches Idiom binnen Kurzem verlernenden und verderbenden Deutschen in Amerika, und man hört in gewissen Stadtvierteln von Paris von manchem Mann in blauer Blouse deutsche Laute, besonders im süddeutschen Dialekt, welche uns plötzlich mitten im Gewühl der Weltstadt an die fragwürdige deutsche Existenz erinnern.

Der Pariser Schneider hat sich jedoch im neuen Kaiserreich wesentlich der allgemeinen politischen Apathie anbequemen müssen. Er hält sich seitdem ruhig und, wie Jedermann, von den politischen Debatten fern, um den Kaiserfrieden nicht zu stören, wobei die Arbeit, für welche das napoleonische Programm so besorgt ist, allerdings nur gewonnen haben kann.

Aber wenn im heutigen Paris Etwas Mißtrauen verdient, so sind es die jetzigen unpolitischen Zustände seiner Schneider, welche zu sehr gegen die Natur dieser Volksklasse laufen, als daß nicht darin eine Selbstüberwindung liegen sollte, die an sich schon ein politisches Symptom ist und auf eine neue unvermeidliche Krisis hindeutet.

Wenn die Luxus-Arbeiter und die Schneider durch

ihre der Mode gewidmeten Leistungen auf der obersten Sprosse der Arbeiter-Bevölkerung erscheinen und in socialer und politischer Hinsicht stets von unläugbarem Gewicht gewesen sind, so erblickt man dagegen auf der untersten Stufe dieser Welt in einer nicht minder bedeutsamen Gestalt den Lumpensammler von Paris (le chiffonnier), der die philosophische Kehrseite alles gesellschaftlichen Luxus darstellt. Die Existenz dieser Menschen, die man in allen Straßen von Paris und in der Banlieue antrifft und deren man mehr als 4000 zählt, ist an sich schon die größte Ironie auf alle Arbeit und allen Luxus, denn es gehört ein weltverachtender Muth ohne Gleichen dazu, sich mit Dem zu beschäftigen, was schon zu Grunde gegangen ist, und aus dem Kehricht des Verkommenen und Abgefallenen sein Dasein zu schöpfen. Der Lumpensammler fängt da an, wo alle Gewerbe aufhören, und wo nur noch der letzte Stoff, den die Verwesung darbietet, zur Verwendung geblieben ist. Er ist der freie Jäger, der sein Wild in den Müllhaufen der öffentlichen Plätze und an den Straßen-Ecken sucht, und so pfiffig ist, an Dem Beute zu machen, was kein Mensch mehr will oder ihm bestreitet. Er jagt den Lumpen, der schon in allen Winde verstreut war, und an dem die Vergänglichkeit der schönsten Stoffe

und Kleider, die Verplunderung alles Werthes, offenbar geworden.

Der Lumpen in seiner Hand wird zu einer neuen Trophäe der Civilisation, denn der Chiffonnier entreißt ihn noch in der elften Stunde seiner Vernichtung und erhebt ihn zu einem neuen Material für die Industrie, die, gleich der göttlichen Weltökonomie selbst, aus Allem schaffen und weitererzeugen kann, und damit die Ewigkeit und Unzerstörbarkeit des Stoffes beweist. Oder wie die armen Dorfleute in den Wald gehen, um Beeren und Früchte zu sammeln, die dort als ein freies Gemeingut Aller der Erde entsprossen sind, so zieht der Lumpensammler auf den Straßen umher, und pflückt den Auswurf der ganzen Stadt in seine Taschen, um an Dem, was alle preisgegeben haben, seine Ernte zu halten.

Die Pariser Lumpensammler bewohnen in der Regel die engen und unsauberen Straßen des Faubourg Saint-Marceau, denn ihr Metier, wie philosophisch und allgemein menschlich es auch sein mag, berührt sich doch auch wieder zu sehr mit allem Schmutz und Gestank dieser Welt, als daß nicht in den besseren Stadttheilen eine Nachbarschaft dieser Art sehr verbeten sein sollte. Schon in der Frühe des Morgens verläßt der Chiffonnier sein Quartier, um mit dem um die

Schulter geschlagenen Sack, den eisengespitzten Stab in der Hand, die Straßen von Paris zu durchschweifen, oder sich in die Banlieue zu begeben, wofür verschiedene Geschäftsstunden nach einem ganz bestimmten Tagesplan angesetzt sind.

Im Laufe des Tages kehrt er mehrmals wieder in seine Wohnung zurück, um die üblichen Mahlzeiten zu sich zu nehmen, die zum Dejeuner und Souper mit unverbrüchlicher Regelmäßigkeit festgestellt sind, und wenn auch dürftig zusammengesetzt, doch zum Mittag gewöhnlich aus zwei Schüsseln, und darunter fast immer aus einer Fleischspeise, bestehn. Von sieben Uhr Abends bis um Mitternacht wird am eifrigsten auf den Straßen und Plätzen umhergewühlt, da besonders die Dunkelheit der Nacht die freieste Ausübung dieser Forschungen gestattet. Nach der Rückkehr in's Haus nimmt der Chiffonnier gewöhnlich nur noch ein Stück Brod, welches zu seinem Souper ausreichen muß, oder es wird ein Salat mit Essig und Oel zurechtgemacht, wovon die Lumpensammler-Familie überhaupt eine bedeutende Menge verbraucht. Wenn der Chiffonnier in der Banlieue arbeitet, kauft er dort gewöhnlich mancherlei Vorräthe, namentlich Essig und Oel, billig ein, und führt sie in kleinen Quantitäten, wofür er keine Steuer zu entrichten hat, mit sich nach Paris.

Die Regelmäßigkeit seiner Ausflüge wird immer den zweiten oder dritten Tag durch die Nothwendigkeit unterbrochen, die zusammengebrachten Lumpen auszusuchen und dem Kaufmann, der sie abnimmt, zu überliefern. Das Aussuchen der Lumpen geschieht natürlich in dem Wohnzimmer des Chiffonniers, das dadurch in diesem Fall allerdings an seiner Sauberkeit leiden muß. Sonst stellt sich aber auch die Wohnung des Lumpensammlers in einer gewissen Wohleinrichtung dar, die selbst bei dieser untersten Volksklasse den Hang zu einem gewissen Bourgeois-Luxus an den Tag legt. Selbst in dem Mobiliar des Lumpensammlers fehlt selten ein Fauteuil, ein Spiegel, eine an der Wand aufgehängte Uhr, weiße Vorhänge vor den Fenstern und dem Kamin. Le Play, der in seinen Monographieen der Pariser Arbeiter auch die Wohnung einer Chiffonnier-Familie schildert, hat darin auch eine kleine ausgewählte Bibliothek gefunden, die aus einigen dreißig Bänden bestand, und vorwiegend Bücher religiöser Art, darunter die Histoire sainte von Fleury, eine französische Uebersetzung von Silvio Pellico, fromme Erzählungen von Madame Guizot und ähnliche Schriften, umfaßte. An den Wänden hingen vier religiöse Gemälde, die ein altes Erbstück der Fa-

milie zu sein schienen und nicht ganz ohne künstlerischen Werth waren.

Das religiöse Element ist überhaupt bei dem Chiffonnier von Paris das hervorstechende, und findet sich in dieser Klasse nicht nur in einzelnen Beispielen stark vertreten, sondern scheint überhaupt mit ihrer Existenz und ihrem Gewerbe auf das Innigste zusammenhängen. Der Lumpensammler ist einer der gläubigsten und zugleich einer der intelligentesten Menschen unter der ganzen Arbeiter-Bevölkerung von Paris. Seine Beschäftigung, die am äußersten Rande der Gesellschaft steht, läßt ihn die Vergänglichkeit und Verschossenheit aller irdischen Dinge nur erkennen, um ihn, wie es scheint, dadurch in seinem Gemüth zu Gott zu erheben und ihn mit frommen, anbetenden Gedanken zu erfüllen. Wenn er noch um Mitternacht in den alten Fetzen und Lappen des Straßenkehrichts umherwühlt, mag ihn öfter ein Blick auf die funkelnden Sterne über ihm, die seinen verachteten Geschäftsbetrieb bescheinen, zu Anschauungen einer besseren Heimath emporflügeln, indem er an eine himmlische Welt denken lernt, die vielleicht einmal aus dem Ganzen und Vollen besteht, und der Lumpen und Lappen nicht mehr bedarf, um die Oekonomie eines Menschenlebens zu bestreiten.

Der Lumpensammler hat es auch nicht bloß in seinem Geschäft mit dem Abwurf aller preisgegebenen Stoffe zu thun, sondern er ist auch gewöhnlich schon in seiner Person selbst dieser sociale Auskehricht, der bereits alle möglichen Metamorphosen durchgemacht hat, und seinen letzten und äußersten gesellschaftlichen Punkt charakteristisch mit dem Gewerbe des Chiffonniers bezeichnen mußte. Denn der Lumpensammler wird nur aus dem Ruin aller übrigen Berufsarten der Gesellschaft geboren. Die Thorheiten einer vergeudeten Jugend, Unglück im Leben und in dem ursprünglich ergriffenen Geschäftsbetrieb, ein nach allen Seiten hin gescheitertes Dasein, lassen den Chiffonnier entstehen, der dann als Flüchtling der Gesellschaft ein Leben friedlicher Wildniß voll contemplativen Umherschweifens und voll religiöser und philosophischer Gedanken führt.

Wer aus dem Sturz aller seiner Verhältnisse noch zwei bis drei Francs übrig behalten, hat daran noch ein hinreichendes Unternehmungs-Kapital in der Hand, um sich einen Sack und eine Hacke zu kaufen und damit die Industrie des Lumpensammlers zu begründen. Großen Gewinn will dieser Geschäftsmann nicht mehr erzielen, aber er hat die Genugthuung, daß nichts bestehen kann, ohne ihm zuletzt als Plunder zu verfallen

und zum Nahrungsstoff für ihn zu werden. Dieser philosophische Character ist dem Chiffonnier auch im neuen Kaiserreich eigen geblieben, wo mit dem gesteigerten Luxus-Aufwand in allen Verhältnissen auch der Abfall von Lumpen und Lappen sich nur steigern kann.

---

und zum Nahrungsstoff für ihn zu werden. Dieser philosophische Charakter ist dem Götterdienst auch im neuen Kaiserreich eben geblieben, wo mit dem gesteigerten Kunst-Aufschwunge in allen Verhältnissen auch der Verfall von Tempeln und Körpern sich nur steigern kann.

VI.

Die Frau des Arbeiters.

Man hat oft geglaubt, die Sitten der arbeitenden Klassen verbessern und veredeln zu müssen, um überhaupt zu einer vollkommneren und glücklicheren Gestaltung der Gesellschaft zu gelangen, und namentlich eine Garantie gegen neue Umwälzungen und Revolutionen dadurch zu gewinnen. Es gehört dies gewiß zu den schönsten und größten Aufgaben der Zeit, aber man wird dabei endlich auch einen Irrthum einsehen müssen, der, je länger man ihm Spielraum gönnt, um so weiter das Ziel hinausschiebt und das Gelingen aller gesellschaftlichen Emancipationspläne in Frage stellen wird. Dieser Irrthum besteht darin, daß man die Hebung und Verbesserung der unteren Volksklassen

stets einseitig und ausschließlich mit diesen selbst beginnen will, während die Hebung und Verbesserung der höheren und mittleren Klassen nothwendig und zuerst vorausgehen muß.

Die Emancipation der bevorzugteren Klassen der Gesellschaft, ihre Emancipation von Eigensucht und Genußsucht, von Luxus und windiger Prahlerei mit dem Mammon, von Characterlosigkeit und Servilität, von Verachtung des Geistes und der Ideen, muß in erster Linie vollbracht werden, wenn es nicht den Anschein gewinnen soll, als wolle man die unteren Klassen dadurch reformiren und bezwingen, daß man sie auf das Maaß der Laster und Verderbtheiten der höheren Klassen zurückführt.

Je stärker und unabweislicher der Einfluß der höheren und mittleren Klassen auf alle übrigen Theile der Gesellschaft ist, um so mehr muß die falsche Position beseitigt werden, daß der Mann, dessen Loos Arbeit und Armuth ist, dadurch zu einem Ausgestoßenen und Verpesteten geworden, der in menschlicher wie sittlicher Hinsicht nicht als ein ebenbürtiges Wesen betrachtet werden könne, sondern erst dann, wenn man ihn nach den Manieren und Sitten der bevorzugten Leute zurechtstutzt, zu einem Menschen zu machen sei.

Die Sitten der arbeitenden Klassen in Frankreich

sind im Durchschnitt bei weitem nicht so verderbt und zerfallen, als es auf der Höhe und in der Mitte der französischen Gesellschaft der Fall ist, wo sittliche Zustände, die einer allgemeinen Zerplatzung in Scandal und Lüge nahe stehen, mehr und mehr Platz gegriffen haben. Der französische Arbeiter hat einen eigenthümlichen Zug zum Familienleben und zur festen häuslichen Ansiedelung, wodurch er seiner Existenz gern eine bestandvolle, sichere Ausrundung geben möchte. Als Haupt einer Familie sich zu sehen, ist oft schon im frühen jugendlichen Alter sein eifrigstes Streben, denn er glaubt dadurch an Würde der Person und an Selbstbewußtsein zu gewinnen, was ihm die Gesellschaft sonst in der Stellung, die sie ihm angewiesen, versagt. Der französische Arbeiter hat im Verhältniß zu seiner Familie und seiner Frau leicht eine Art von patriarchalischer Ritterlichkeit, die einen rührenden Eindruck hervorbringt, wenn man ihn auf den Straßen von Paris mit seiner Dame am Arm, die er in aller Form führt, vorüberspazieren sieht. Denn man wird nicht leicht Mann und Frau aus dem Arbeiterstande nebeneinander hergehen sehen, ohne daß sie sich den Arm gegeben haben, auch wenn sie nicht im Sonntagsstaat, sondern im gewöhnlichen Kostüm des Arbeitstages sich befinden.

Dieser Hang, als ein Mann von fester und anstän-

diger Position zu erscheinen, verführt den Arbeiter oft zu den frühzeitigen Heirathen, welche heutzutage den Arbeiterstand in allen Ländern characterisiren und in Frankreich zugleich mit seiner Neigung, es dem Bürgerstande in Behaglichkeit und Luxus der häuslichen Einrichtung nachzuthun, zusammenhängen. Der Hausstand wird dann nicht selten auch ohne alle materielle Vorbereitung angetreten, und die geringen Ersparnisse, die vielleicht von beiden Seiten vorhanden waren, fließen sogleich für die Anschaffung eines möglichst stattlichen Mobiliars dahin. In solchen Fällen wird die Arbeiter-Ehe Ursache von Zerrüttungen, die tief in alle seine Verhältnisse hineinfressen, und auch seine Sitten verderben, indem sie den Mann dem Laster und Verbrechen, die Frauen und Töchter der Verführung und Prostitution in die Arme werfen. Damit verbindet sich zugleich der größere Aufwand von Kleidungsstücken, der dem Arbeiter in der neueren Zeit überhaupt eigen geworden, und der sich noch vermehrt, wenn er in der Ehe lebt.

Denn die alte Zeit, wo der Arbeiter nur gewebte Kleider aus Linnen und Hanf trug, und mit einem solchen Anzug gewöhnlich für die Dauer seines ganzen Lebens ausreichte, ist längst dahin. Jetzt, wo die Kleidungsstücke für den Arbeiter fast ebenso sehr wie

seine Nahrungsmittel ein täglich und wöchentlich neues Bedürfniß geworden sind, verfällt er mit seinen Angehörigen auch nach dieser Seite hin allen Verlockungen des Luxus und den auch für seine Sitten verhängnißvollen Folgen desselben.

Ungeachtet aller dieser Gefahren, liegt in der Begründung der Arbeiter-Familie ein großer Segen für die bürgerliche Gesellschaft, welche ihre innersten sittlichen Grundlagen recht eigentlich dadurch stärkt und tränkt. Dieser außerordentlich günstige Einfluß geht besonders von der Frau des Arbeiters aus, welche in diesem Stande die wunderbarsten Eigenschaften des Charakters entwickelt. Die Frau ist im Hause des Arbeiters nicht nur seine liebenswürdige und tröstliche Lebensgefährtin, sondern auch die vertraute Theilnehmerin aller seiner Arbeiten und Beschäftigungen. Indem sie mit dem Manne häufig, wo es nur irgend zulässig ist, die Beschäftigung theilt, und in derselben mit der ihr eigenen großen Geschicklichkeit und Arbeitskraft mitwirkt, wird sie dadurch im eigentlichsten Sinne der schützende Genius der Arbeiter-Familie.

Ihren weiblichen Vorzügen scheint dadurch kaum ein Eintrag zu geschehen, denn obwohl sie die Arbeitsgenossin ihres Mannes oft in schweren und der Frauenhand keineswegs natürlichen Verrichtungen ist, so bleibt

ihr doch alle Grazie der Französin auch unter diesen Umständen zu eigen. In dem derben Naturell ihres Standes scheint die französische Weiblichkeit nur ein kräftigeres Material gefunden zu haben, um dieselben Wirkungen geltend zu machen, denn in keinem Lande bleiben sich die Frauen auf ihren verschiedenen Lebensstufen doch im Grunde so ähnlich, als in Frankreich, wo auch die Arbeiterin noch immer Französin genug ist, um auch das ganze Waffengeschmeide des Naturells und der Koketterie, womit die vornehme Frau glänzt, wenn auch in geringerer Form der Bildung an sich tragen.

Wenn aber in den höheren Ständen die Frau in der Regel nur zu einem Luxusartikel des Mannes geworden, und namentlich in den heutigen französischen Zuständen mehr der Gesellschaft als der Familie angehört, so zeigt sich die Frau des Arbeiters weit mehr an der Stelle, welche ihr durch die weibliche Bestimmung selbst angewiesen zu sein scheint. Die Theilung der Arbeit zwischen Mann und Frau, worauf die eigentliche Organisation der Arbeiter-Familie beruht, ist in diesem Verhältniß von einer ungemein schöpferischen und sittlichen Kraft, und giebt dem ganzen Arbeiterstand die sociale Weihe, die ihn der besten und größten Zukunft zuzuweisen scheint. Es ist dies ein un-

geheurer Vorzug Frankreichs, in dem noch kein Land und Volk der Welt mit ihm wetteifert, daß die Frau des Volkes nicht blos der Fortpflanzung des Geschlechts dient, sondern in ganz bestimmt organisirter Weise zugleich Arbeitsbiene im Stock der menschlichen Gesellschaft ist.

Da die Arbeit die einzig erhaltende und veredelnde Kraft der Gesellschaft ist, so hat die Frau des Volkes, die sich zur Vertreterin dieser modernen Lebensidee in der Familie gemacht, dadurch einen hohen und bedeutungsvollen Ernst über das Haus des Arbeiters ausgegossen. Diesem Ernst schließen sich schon früh die Kinder an, die in dieser Familie oft schon im zartesten Alter der Mutter in den Geschäften des Hauses beistehn, und mit einer merkwürdigen Taktfestigkeit die Sorge für den innern Haushalt übernehmen, wenn die Mutter ganz und gar an den Arbeiten ihres Mannes theilnimmt. Ein Volk kann nie verloren gehen, bei welchem Kraft und Lust der Arbeit so tief im Nationalcharakter selbst wurzeln, und das gerade von seinen untern Klassen herauf den ämsigen Flügelschlag der Arbeit durch alle Theile des Gesellschaftskörpers dringen läßt.

Ein wesentlicher Theil der Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des französischen Volkes hängt mit seinem

Fleiß und seiner durchaus nationalen Arbeitsamkeit zusammen, und dies ist eine Eigenschaft, durch welche es sich unter allen Regierungswechseln und ungeachtet derselben innerlich gesund und allen an ihm vollbrachten politischen Experimenten gegenüber gewissermaßen überlegen erhalten hat. —

Vor Allem aber ist es die Frau des Volkes, welche durch ihren unvergleichlich schönen und energischen Charakter der französischen Arbeiter-Familie ihren sittlichen und materiellen Halt zugleich giebt. Das ausgezeichnete Naturell dieser Frau, das den Mann selbst zu einem thatkräftigen und würdigen Leben stählt, wird auch von vielen industriellen Verwaltungen in Frankreich auf eine eigenthümliche Weise anerkannt, indem es bei ihnen, namentlich in der Provinz, zum Grundsatz geworden, die Wochenlöhnung des Arbeiters nicht an diesen selbst, sondern an seine Frau auszuzahlen. Diese Weise der Auszahlung, die besonders im Departement der Aisne, in den Fabrik-Districten von Soissons, an der Tagesordnung ist, hat sich erfahrungsmäßig vornehmlich bei denjenigen Familien bewährt, welche durch den Hang des Mannes zu einer sorglosen Verausgabung seines Lohns leicht hätten in Unordnung gerathen können.

Die Frau des Arbeiters beweist dann zugleich

ihren unendlich praktischen Sinn, mit dem sie geschäftliche Anordnungen zu machen und Einrichtungen zu treffen weiß. Mit ihrer eignen unermüdlichen Thätigkeit, die sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnt, geht sie dem ganzen Hauswesen als ein leuchtendes Beispiel voran. Das administrative Talent, das den französischen Frauen aus dem Volke eigen ist, bildet bei ihnen eine so bestimmt ausgesprochene Charakter-Eigenschaft, daß es sich, wenn es darauf ankäme, wahrscheinlich auch an der Spitze der Gemeinde-Angelegenheiten und der öffentlichen Geschäfte nicht minder glänzend bewähren würde.

Die französische Gesetzgebung selbst hat ohne Zweifel dazu beigetragen, daß das Naturell der Frauen in einer so ausgezeichneten und charaktervollen Haltung sich entfaltet, indem beide Geschlechter durchaus gleiche Rechte in der Uebernahme von Industrie und Gewerbe und in den Vermögens-Verhältnissen besitzen. Es hat dies der Frau namentlich in den untern Klassen diese eigenthümliche Selbstständigkeit gegeben, welche dem Willen des Mannes nicht nur gleichkommt, sondern denselben oft an Stärke und Ausdauer weit überragt.

Die Frau des Volkes ist bei diesen außerordentlichen practischen Eigenschaften zugleich voll gesunder

und frischer Heiterkeit, die in allen Farben der weiblichen Liebenswürdigkeit und Laune strahlt und durch Einfälle aller Art auch auf den geistigen Fonds hindeutet, der hier oft zu der bedeutendsten Entwickelung angethan wäre. Dazu kommt auf der andern Seite ein merkwürdig hervorstechendes religiöses Element, von welchem man die Frau des Arbeiters häufig bewegt und getragen sieht, und durch das sie allen Leiden und Freuden der Familie einen milden und edlen Geist einzuhauchen weiß.

Die Arbeiter-Klassen in England und Deutschland würden eine so selbstständige und einflußreiche Entwickelung der Frau an ihrer Seite nicht ertragen, sondern eine Gefahr für die wahrhafte Geltung des Mannes darin erblicken. In der That findet man auch in diesen Ländern kein entferntes Beispiel davon, daß die Frau namentlich im Stande des Arbeiters zu einer solchen Autorität zu werden vermocht, wie unter den französischen Arbeiter-Klassen. In England und Deutschland ist der weibliche Theil der Arbeiter-Bevölkerung gerade der am meisten verwahrloste und preisgegebene, und die Frau, die hier fast niedriger geartet und jedenfalls weniger begabt und geachtet erscheint als der Mann, erhebt sich in der Regel nicht über die rein materielle und thierische Stufe. Die

Frau des Volkes ist in der englischen und deutschen Gesellschaft noch kein selbstständiges, in seiner eignen Bedeutung ruhendes Charakterbild, wie in der französischen Arbeiterwelt, wo das Naturell der Französin in diesem Stande eigentlich seine wunderbarsten Triumphe feiert.

Die englische und deutsche Frau wird überhaupt nur durch Bildung und geistige Entwickelung auf die Höhe ihres Geschlechts und ihrer Stellung gehoben, wobei noch die Bedingung hinzukommen muß, daß sie sich auch im Besitz aller gesellschaftlichen Vortheile und auf dem richtigen günstigen Punkt inmitten derselben befindet. Bei der Frau des Volkes in Frankreich ist es der ganz specifische Organismus der französischen Weiblichkeit, der sich in ihr durchaus aus ihren eignen Mitteln heraus und auf die naturvollste Weise geltend macht. Die französische Weiblichkeit, die ein unvergleichliches Gewächs ihrer eignen Art ist, und durch das Verhältniß zum Manne weniger bedingt wird als anderswo, beginnt schon auf dieser Stufe, und in einer sehr bedeutsamen Gliederung, ihre sociale Herrschaft. Die durch alle Stände verbreitete Galanterie des Mannes ist auch in dieser Klasse stets bereit dazu, die Frau als eine besondere Autorität in allen Lebenszuständen anzuerkennen und sich sogar ihrer

Leitung anzuvertrauen, bei welcher der Franzose gern an die instinctiven Offenbarungen eines bevorzugten Wesens zu glauben scheint.

Es ist aber auch bemerkenswerth, daß die Frauen und Mädchen der Arbeiter-Klassen in Frankreich einen großen Vorrang vor den Männern selbst hinsichtlich ihrer intellectuellen und geistigen Bildung behaupten. In den französischen Fabrik-Districten sind es durchgängig die Frauen, welche lesen und schreiben können, während man bei den Männern diese Kenntnisse bei weitem weniger entwickelt findet. Jedenfalls steht aber der weibliche Theil der Arbeiter-Bevölkerung darin niemals gegen den männlichen zurück, und der letztere hat nach keiner Seite hin Ursache, sich als ein erhabenes und den feinen geistigen Fähigkeiten des Weibes überlegenes Wesen vorzukommen.

Die Arbeiter-Familie erkennt aber gewiß immer in der Frau ihren wahren Schutzgeist an, und diese vollbringt die heldenmüthigsten Opfer, wenn sie den Ihrigen helfen oder in einer schwierigen Lage des Lebens Auskunft schaffen soll. Sie verkauft ihr schönes Haar vom Kopfe, wenn es gilt, irgend etwas Unvorhergesehenes zu bestreiten, oder in einer Krankheit des Mannes und der Kinder kostspielige Arzeneien zu bezahlen. Es ist dies überhaupt eine Speculation, zu

welcher die Frauen und Mädchen aus dem Arbeiterstande nicht selten greifen, und oft wird schon vor der Hochzeit dies reizende Anlage-Capital auf ihrem Haupte dazu benutzt, um irgend ein Stück zu der künftigen Wirthschaft dafür einzukaufen. —

Die Frau hat im Hause des Arbeiters gewöhnlich eine doppelte Aufgabe ihrer Thätigkeit zu erfüllen, indem sie einmal alle Arbeiten, welche die eigne kleine Wirthschaft erfordert, versieht, und dann entweder einer eignen industriellen Beschäftigung sich hingiebt, die im Nähen, Weben, Waschen, auch in der Fabrication von Spitzen, kleinen Kramwaaren, und dergleichen besteht, oder auch an den Arbeiten des Mannes, welcher Art dieselben auch sein mögen, den ausgiebigsten Antheil nimmt. Zuweilen gehen diese Arbeiten auch zu sehr über die weibliche Natur und ihre physische Kraft hinaus, wovon die Verwendung der Frauen und Mädchen in den Fabriken oft die traurigsten Beispiele zeigt. Selbst in den Bergwerken und Minen findet man häufig weibliche Arbeitskräfte angestellt, und die Frau wetteifert dann in Anstrengung und Kraft nicht selten auf den schlimmsten und gefahrvollsten Puncten mit den Männern. In dieser letzteren Beziehung vermißt man noch die humane und weitblickende Sorgfalt, mit welcher das heutige kaiserliche Gouvernement in

Frankreich sonst alle Lebensinteressen der arbeitenden Bevölkerung zu bedenken und zu regeln strebt.

Der Mißbrauch der weiblichen Arbeitskraft ist eine Lebensfrage von nationalökonomischer Wichtigkeit, von welcher die bedeutendsten Interessen der Gesellschaft abhängen. In England hat man sich bereits eifrig mit dieser Frage beschäftigt, indem man es als eine Pflicht des Gouvernements bezeichnete, gegen die Ueberbürdung der Frau mit Arbeiten, welche dem weiblichen Geschlecht zuwiderlaufen, einzuschreiten. Die wahrhaft heroische Stärke, zu welcher die Frau der unteren Volksklassen sich aufzuschwingen vermag, scheint in Frankreich diese Fürsorge einer sonst für alle socialen Interessen so verständnißreichen Verwaltung noch zurückgehalten zu haben. Dagegen zeigt sich das französische Gouvernement um Vieles menschlicher und feinfühlender in Allem, was die Wohlerhaltung und Beförderung des Familienlebens der arbeitenden Klassen betrifft.

Man kennt in Frankreich die Ehehindernisse nicht, welche in andern europäischen Staaten, namentlich in England, der Verheirathung derjenigen Arbeiter, die sich in einer schlechten Lage befinden, entgegengestellt werden. In England hat sogar die Armen-Verwaltung das Recht, die Ehe derjenigen Arbeiter, die in Noth gerathen und die öffentliche Unterstützung an-

rufen, aufzuheben und ihnen den häuslichen Heerd zu zerstören, indem man dann die Mitglieder der Familie trennt und in den Arbeitshäusern unterbringt*). Die öffentlichen Einrichtungen Frankreichs haben sich stets vor einer menschheitswidrigen Willkür dieser Art gescheut, und namentlich liegt es in den ungemein richtig bemessenen Intentionen des Kaisers Napoleon III., den Sinn des französischen Arbeiters für Ehe und Familienleben zu pflegen und unter allen Umständen zur Befriedigung gelangen zu lassen.

Niemand beschäftigt sich so sinnig und in allen Details mit den Lebenseinrichtungen der Arbeiter als der Kaiser, und das napoleonische System bietet darin allerdings eine neue und sehr bedeutende Seite dar, daß es sich bemüht zeigt, das sociale Lebensgesetz für diese Klasse der Bevölkerung zu finden und dadurch dem Staat selbst eine natürliche Basis der Erhaltung und Fortentwickelung zu geben. Der dritte Napoleon ist vielleicht mehr ein nationalökonomisches als ein militärisches Genie, und seine Ideen scheinen nach dieser Richtung hin einen immer bedeutsameren Schwung nehmen zu wollen, so daß der Napoleonismus jetzt, wenn er productiv zu werden vermöchte, allerdings

*) Le Play Les Ouvriers européens p. 28.

die nächste Anwartschaft darauf hätte, gouvernementaler Socialismus zu sein.

Das Sonntagshuhn im Topfe jedes Bürgers und Arbeiters, welches ein früherer Inhaber des französischen Thrones für seinen höchsten Regierungszweck erklärte, das aber seitdem noch immer auf sich warten ließ, würde die schönste Aufgabe für den neuen Napoleonismus sein, auf dessen Programm es ohne Zweifel auch seine besondere Stelle einnimmt. Aber dies Huhn steckt noch sehr tief im Ei, das sich durch polizeiliche und militärische Gewalt allein nicht will ausbrüten lassen, sondern noch auf die neue Sonnenwärme eines ächten, in seinem eigenen Organismus geborenen Volksdaseins harrt.

Der französische Arbeiterstand besitzt aber in sich selbst schon alle Kräfte und Eigenschaften, durch welche es möglich werden müßte, jenes berühmte Sonntagshuhn, das in der Apokalypse des Volksglücks als ein so verheißungsreiches symbolisches Thier figurirt, auszubrüten, wenn diese Verkündigung überhaupt schon zu erfüllen gewesen wäre. Die Arbeiter-Bevölkerung Frankreichs trägt ein schöpferisches und naturkräftiges Element in sich, das in diesem Kreise auf eine bedeutungsvolle Zukunft hinweist und mitten unter den verderbten und faulenden Zuständen der heutigen Civilisation

oft eine wahre Idylle glücklichen und in sich selbst befriedigten Arbeitslebens uns vor Augen stellt.

Paris selbst hat in seiner Mitte und in seiner nächsten Nähe dicht unter dem Qualm seines wilden und verkünstelten Lebens Scenen eines reinen idyllischen Naturdaseins aufzuweisen, die auf dem Lebensgrunde einer armen, Tag und Nacht schaffenden und sorgenden Arbeiter-Familie stehen, und wie in einem rosigen Frühlingslicht gegen die trübe und dunkle Sphäre der sogenannten höheren Cultur sich abzeichnen. Man braucht nur die eigenthümliche Bevölkerung der Wäscher (blanchisseurs) zu besuchen, die in der Umgegend von Paris wie in Colonien sich niedergelassen haben, um Zuständen natürlichen menschlichen Glücks zu begegnen, das ganz und gar in dem Frieden der Arbeit und der Genügsamkeit wurzelt.

Es giebt namentlich am rechten Ufer der Seine am Abhang der steinigen Anhöhen des Montmartre und des Mont Valerien, einige Dörfer, deren Bewohnerschaft fast ausschließlich aus Leuten besteht, welche sich in mehr oder minder ausgebreiteter Kundschaft damit beschäftigen, die schmutzige Wäsche von Paris zu waschen. Dieser Arbeitszweig ist in einer solchen Colonie förmlich organisirt, indem einige Arbeits-Chefs mit ihren Familien das Gewerbe vorzugsweise an sich genommen

haben, und die übrigen Mitglieder der Colonie an gewissen Tagen in der Woche nach einer bestimmt festgesetzten Ordnung denselben in der Arbeit Hülfe leisten.

Die Nähe der Seine dient diesem Geschäft und einigen andern ähnlichen Gewerbszweigen, die in der Colonie bestehen (namentlich von Färbern u. dgl.) zum wesentlichen Anhalt. Auf den Hügeln und Feldern, die rings umher liegen, wird die gereinigte Wäsche zum Trocknen ausgebreitet. Die ganze Beschäftigung ist mühsam und erfordert ebenso viele Zeit als Anstrengung, doch fehlt es in der Wäscher-Familie auch nicht an einigen Mußestunden, welche für den kleinen Garten verwandt werden, der neben dem für das Trocknen der Wäsche gemietheten Stück Feld sorgsam und sinnig angelegt worden. Das Gärtchen muß zwar meistentheils der Gemüsepflanzung dienen, aber einige von der Frau und den Töchtern wohlgepflegte Blumen-Partien werden selten darin fehlen. Eine Schaar gackernder Enten und Hühner treibt sich in der Nachbarschaft des kleinen Hauses herum, und die ökonomische Sorge für dieselben giebt eine Lieblingsbeschäftigung der ganzen Familie ab.

Die Wäscher-Familie führt das friedlichste und arbeitsamste Stillleben, auf dessen klarem, selten durch äußere Ereignisse getrübten Grunde zugleich die schönsten

sittlichen Vorzüge des Charakters sich entwickeln. In der That bieten die Gemeinden der Wäscher in der Umgegend von Paris durch ihre überwiegende Moralität und namentlich durch das religiöse Element, welches sich fast durchgängig unter ihnen äußert, eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung dar.

Man glaubt in eine Herrnhuther-Colonie einzutreten, wenn man ein solches Dorf betritt, und nur milden, gutmüthigen Gesichtern, mit dem Ausdruck eines geläuterten menschenfreundlichen Wesens, begegnet. So wird man auch im Innern der Häuser nicht nur von der glänzendsten Reinlichkeit und Ordnung begrüßt, sondern man gewahrt auch hier, wie bei allen französischen Arbeiter-Familien, den Hang zu einer luxuriösen Ausstattung des Hauswesens, der bei den Wäschern noch durch ihre beständige Berührung mit den wohlhabenden Klassen von Paris, für welche sie arbeiten, genährt wird. Die Frau erscheint jedoch auch in diesem Kreise als der schaffende und Alles wohlbemessende Geist der Ordnung und Sitte, und ihrem Walten wird es in der Regel zugeschrieben, wenn für manches ausschweifende Gelüste des Mannes bald die richtige Gränze gefunden wird, und wenn eine weise Sparsamkeit so glücklich vorschreitet, daß ein kleines Eigenthum für die Familie erworben werden

kann. Diese ausgezeichnete Haltung der weiblichen Bevölkerung beherrscht gewissermaßen die Sitten der ganzen Colonie, und selten kommt es vor, daß unerlaubte Verbindungen der beiden Geschlechter nicht noch vor der Geburt eines Sprößlings durch die Ehe legitim gemacht werden.

Die Kundschaft dieser Wäscher besteht größtentheils im Innern von Paris, und das Gedeihen einer Arbeiter-Familie wird von dem Umfang der Kundschaft abhängen, welche man sich dort zu erwerben gewußt. Für mehr als dreißig bis fünfunddreißig Haushaltungen wird ein Arbeits-Chef, der mit seiner eignen Familie noch eine Anzahl von Hülfsarbeitern vereinigt, nicht leicht die Wäsche übernehmen können. Gewöhnlich besteht aber eine Kundschaft nur aus fünf bis sechs Haushaltungen, für welche eine Wäscher-Familie arbeitet. Allwöchentlich an jedem Mittwoch begiebt sich das Haupt der Wäscher-Familie, begleitet von sämmtlichen Mitgliedern seines Hauses, mit Hülfe eines Einspänners, den er entweder gemiethet oder sich zu eigen erworben, nach Paris, um dorthin die Wäsche zurückzuführen, die er in der Woche vorher zum Reinigen erhalten. Das Haus im Dorfe bleibt unter der Obhut des getreuen Hundes zurück, der überhaupt ein wesentliches Instrument in der Wirthschaft einer

Wäscher-Familie ist. Im Sommer wird schon um fünf Uhr des Morgens, im Winter um acht Uhr, zu dieser Reise nach Paris aufgebrochen, und erst am spätern Abend kehrt man, den Wagen mit der neu eingesammelten Wäsche angefüllt, in das stille Dorf am Seine-Ufer zurück. Diese wöchentliche Geschäftsreise nach Paris mit dem kleinen Einspänner hat etwas Patriarchalisches, und wird zugleich als ein Fest für die ganze Familie betrachtet.

Die Frauen und Töchter machen eine eigene Toilette dazu, und wenn sie im Hause und während der Arbeit gewöhnlich nur ein wollenes Kamisol mit darübergeworfenem Hemd, einen Unterrock, und den Fuß mit dem Binsenschuh bedeckt, tragen, wird zu der Reise nach Paris ein Kleid von modernem Stoff und Schnitt angelegt, eine feine Schürze vorgebunden, und der zierliche schlanke Fuß, den ein weißer Strumpf umkleidet, in das elegante Halbstiefelchen gesteckt. Eine schneeweiße Haube, die mit Spitzen verziert ist, und deren Form genau nach der Mode wechselt, bedeckt in ebenso anmuthiger als koketter Haltung den Kopf. Dies ist aber noch keineswegs der höchste Aufschwung, welchen der Putz dieser Damen zu nehmen vermag. Denn bei feierlichen Gelegenheiten, wo einer Hochzeit oder dem Fest des Schutzheiligen beigewohnt wird, oder

wenn die Frau zu einem Besuch ihrer Eltern ausreist, erblickt man sie stattlich in einem Kleide von Merino oder Mousseline de laine, in einer kostbaren Haube und nicht selten in einem großen façonnirten Cachemir-Shawl, der in weiten und kunstvollen Falten die Gestalt umfließt. Ein Armband und eine an goldener Kette lang herabhängende Uhr bilden den Schmuck, und es bleibt an der vornehmen Erscheinung der Arbeiterfrau, die in diesem Moment ebenbürtig allen ihren französischen Mitschwestern an die Seite zu treten glaubt, kaum etwas auszusetzen. Die Hände, welche weniger durch ihre Form als durch ihren Teint die harten Arbeitstage ausplaudern könnten, werden von dem gelben modischen Handschuh knapp und sorgfältig eingehüllt.

Der Mann wird weniger von der Herrschaft des Kleider-Luxus berührt. Die blaue Blouse, welche die würdige Toga seiner Arbeitszeit ist, umfließt seine Glieder, selbst wenn er sich nach Paris begiebt, und nur die wollene Mütze, die er während der Arbeit trägt, wird auf diesen Reisen gewöhnlich mit einer ihn etwas modischer kleidenden Casquette vertauscht. Einen Hut, einen Ueberrock oder Frack trägt er nur bei Hochzeiten und Begräbnissen, oder bei andern ebenso feierlichen Gelegenheiten. Seine Frau ist aber trotz

der Idylle ihres abgeschiedenen und arbeitsamen Lebens, und ungeachtet ihrer sonst so bescheidenen und maaßvollen Anforderungen an die Welt, doch dem Luxusteufel wenigstens hinsichtlich ihres Anzuges verfallen. Denn ein neues modernes Kleid muß ihr regelmäßig jedes Jahr angeschafft werden, auch wenn der Zustand der vorhandenen Garderobe dies noch keineswegs erfordert.

der Rolle ihres abgeschiedenen und arbeitsamen Lebens, und ungeachtet ihrer jetzt so bedeutenden und anspruchsvollen Anforderungen an die Welt, doch dem Engsten verschlossene Häuslichkeit ihres Einiges erhalten. Wenn ein neues modernes Werk auch ihr regelmäßig jedes Jahr angeschafft worden, auch wenn der Zustand der vorhandenen Garderobe eine neue Erneuerung erfordern.

VII.

Der Kaiser und die Arbeiter.

Die Sitten der französischen, namentlich der Pariser Arbeiter, sind oft in einem übertrieben grellen Licht dargestellt worden. Die Fabel, daß im Faubourg St. Antoine mehr als 600 Arbeiter mit ihren eignen leiblichen Töchtern im Concubinat leben sollen, war zwar früher eine sehr verbreitete, und wurde besonders in den ersten Jahren der Februar-Republik vielleicht nicht ohne Geflissentlichkeit in Umlauf gesetzt, um, wie es schien, den verderblichen Einfluß eines Volksregiments auf die Sitten der untern Klassen in das rechte Licht zu rücken. An einem thatsächlichen Anhalt dazu mag es aber auch wohl nicht ganz gefehlt haben, und viele geschlechtliche Verbindungen dieser Art, wenn

auch nicht in dem erwähnten Umfange, haben ohne Zweifel, namentlich während der Republik von 1848, in Paris bestanden.

Das französische Naturell scheint nicht so stark mit dem creatürlichen Abscheu gegen Vermischungen innerhalb desselben Bluts erfüllt zu sein, wie derselbe vorzugsweise die germanischen Völker beherrscht. Der Code Napoléon hielt es darum auch für besonders nothwendig, die Verheirathungen mit der Schwester der verstorbenen Frau zu verbieten, weil ein Hang zu solchen Ehen in Frankreich fast epidemisch geworden war und auf die Zerrüttung der Familienbande mannigfach eingewirkt hatte.

Wenn sich aber im französischen Arbeiterstande vorzugsweise Gewohnheiten und Gelüste eingeschlichen haben, welche in das heiligste und reinste Verhältniß der Natur ein fleischliches Element einpflanzten, so haben dabei ohne Zweifel manche Verhältnisse mitgewirkt, die einer providentiellen Fürsorge für das menschliche und sociale Loos des Arbeiters weichen werden. Diese Verhältnisse hängen mit allen äußern und innern Bedrängnissen der arbeitenden Klassen, mit einer in der Noth des Lebens leicht entstehenden Verwirrung der sittlichen Begriffe, und auch mit den räumlichen Zuständen der Arbeiter-Wohnung zusammen,

in deren engen und dunkeln Höhlen alle Mitglieder der Familie auch zum Nachtheil der Sittlichkeit und des Schamgefühls zusammengeschachtelt liegen.

Im heutigen Kaiserreich haben sich die sittlichen Zustände der Arbeiter-Familien auch nach dieser Seite hin wesentlich gebessert, und man kann Manches, was von denselben früher erzählt wurde, heut sicherlich bereits als eine Mythe bezeichnen. Der Kaiser Napoleon III. hat neben den materiellen auch die sittlichen Zustände der Arbeiter unter den bedeutendsten Gesichtspunkten ins Auge gefaßt, und beide Seiten der Arbeiter-Existenz gleichzeitig auf einer und derselben Grundlage zu veredeln und zu erheben getrachtet. Wie sehr die sittliche Verbesserung dieser Volksklasse auch von einer Beschaffung besserer und geräumigerer Wohnungen abhängig ist, wird sich in Paris bald mit bestimmteren Angaben belegen lassen, sobald die Pläne, welche der Kaiser für eine menschenwürdigere und wohnlichere Niederlassung der Arbeiter in Paris hegt, zu einer umfassenderen Ausführung gekommen sein werden.

Durch die napoleonischen Neubauten sind zwar zahlreiche Arbeiterwohnungen auf dem rechten Ufer der Seine verschwunden und haben dort ohne Ausnahme nur durch große Wohnungen für reiche und vornehme Leut e Ersatz gefunden. Aber dafür ist be-

reits die Erbauung einer großen Arbeiter-Cité in der Rue Cherche Midi auf dem linken Seine-Ufer in Aussicht gestellt worden, und in einigen andern Straßen desselben Stadttheils sollen große Häuser für Arbeiter, die ihnen Wohnungen in vortheilhafter und ausgiebiger Räumlichkeit gewähren, erbaut werden. Die Projecte dazu sind unter der besonderen Leitung und Angabe des Kaisers vollzogen worden. Auch bei den Wohnungs-Cravallen, welche im Herbst 1856 im Faubourg St. Antoine ausbrachen, hat der Kaiser persönlich eine ungemein wohlthuende Vermittelung eintreten lassen, indem er eine Deputation von Arbeitern in St. Cloud empfing, und ihre bittern Klagen über den hohen Preis der Miethen und die Theurung der Lebensmittel mit einem theilnehmenden Eingehen auf alle Einzelnheiten ihrer Lage anhörte. Diese Cravalle hatten schon eine ziemlich ernste aufrührerische Form angenommen, und beruhten auf einer Art von Pact, durch welchen sich die Arbeiter gegenseitig verpflichteten, ihre Miethe nicht ferner zu bezahlen. Der Kaiser ließ bei dieser Gelegenheit wieder bedeutende Summen anweisen, um auf dem Wege polizeilicher Unterstützung diese Verlegenheiten augenblicklich zu überdecken, aber es thut sich hier schon ein gewaltiger Abgrund auf der neuen Bahn des Napoleonismus auf,

wenn der Kaiser den Arbeitern nicht nur großes Brot schaffen, sondern ihnen auch noch die rückständigen Miethen für ihre Wohnung zahlen will. Dahin gehört auch die Bestellung von Seidenstoffen, welche der Kaiser neulich im Betrage von 100,000 Frcs. bei den Seidenfabriken in Lyon gemacht, um den dort brotlos gewordenen Arbeitern Beschäftigung zu verschaffen.

Eine jede Hülfe dieser Art, wenn sie nicht zuletzt schädlich und zerstörend auf den ganzen socialen Körper einwirken soll, kann nur in einem Zusammenhange organischer Einrichtungen gewonnen werden. Der Napoleonismus aber, wenn er nur von der Hand in den Mund gesellschaftlich bessern und reformiren will, würde doch zuletzt, in den eigenen Consequenzen dieser Stellung sich gefangen sehend, zum Phalanstère werden müssen, und dann die ganze von ihm zu verpflegende Gesellschaft nur noch in der Arbeiter- und Soldaten-Caserne, als der einzig möglich gebliebenen Form des politischen und socialen Körpers, unterbringen können. Die Ideenwelt, die überhaupt nur noch nothdürftig und mit einzelnen abgerissenen Fäden zusammenhängt, würde dann durch ihren vollständigen Untergang den Triumph der Caserne zu bestätigen haben.

Die individuelle Selbstständigkeit ist aber der hervorstechendste Charakterzug der französischen Arbeiter-Klassen, und nach ihm sind auch die Bestrebungen zu regeln, welche diesem Stande eine Verbesserung und Sicherung seiner Lage zuführen wollen. Der französische Arbeiterstand bildet darin gerade den unmittelbaren Gegensatz zur französischen Armee, daß er sich durchaus von keinem Geist der Kaste und der solidarischen Gemeinschaft durchdrungen und zusammengehalten fühlt, sondern nach einer Vereinzelung und Isolirung, in der Jeder auf sich selbst gestellt ist, und wo möglich als ein Kämpfender und Ringender mit den eigenen Genossen erscheint, hinausstrebt. Danach hat sich auch die innere Einrichtung aller Arbeits-Ateliers und Fabriken in Frankreich bestimmt, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in ihrer ganzen Organisation den Geist einer in der Arbeit zusammenlebenden Familie in sich trugen, seitdem aber mehr und mehr in einem trotzigen Individualismus der Arbeiter auseinandergegangen sind.

Die Einheit und Geschlossenheit eines genossenschaftlichen Zusammenwirkens, wie sie in der Organisation des Heeres auf eine so specifische Weise zu erreichen ist, wird daher in den französischen Arbeiterstand niemals hineinzubringen sein, und am aller-

wenigsten taugt diese Volksklasse dazu, um als politische Maschinerie nach einem bestimmten Willen in Bewegung gesetzt zu werden. Jede darauf gerichtete Berechnung kann nur die empfindlichsten Täuschungen herbeiführen, die nie ausbleiben werden.

Die militairische Organisation ist zugleich die der Ehre, welche darin besteht, daß jeder einzelne Soldat in dem Corpsgeist, der ihn beherrscht und der auf ihn rechnet, zugleich das Bewußtsein seines eigenen Werthes ausgedrückt und vertreten findet, und darin seine unverrückbare Stelle sich angewiesen sieht. Den Arbeiterstand in diesem Sinn in einen festen Machtwillen einordnen zu wollen, hieße das Wasser der Seine durch die Danaiden-Fässer schütten. Der französische Arbeiter, der durch das neue Kaiserthum höchstens depolitisirt worden ist, hat heutzutage nur das eine Streben, es den besser situirten Klassen gleichzuthun und ihnen die Vortheile der gesellschaftlichen Stellung, sei es auch nur scheinbar durch Aneignung des Luxus und vornehmer Gewohnheiten, abzugewinnen. Er will ein Mensch sein wie alle übrigen, und ebenso viel genießen wie alle übrigen, und selbst noch die Geltung eines Cavaliers davonzutragen, steht seinen Wünschen nicht zu hoch. Die Verwendbarkeit dieser Masse in einer bestimmten politischen Richtung

ist eine um so zweifelhaftere, als die politischen Anschauungen des französischen Arbeiterstandes durch die häufigen Wechsel der Regierungen und Prinzipien gänzlich corrumpirt worden sind, und ihnen zuletzt noch das Kaiserthum die verderbliche Vorstellung eingeimpft hat, das beste Gouvernement sei dasjenige, welches die Arbeiter am besten füttere. Aber auch bei diesem Fütterungsproceß, selbst wenn er ins Unendliche fortgesetzt werden könnte, würde die Gefahr nicht ausbleiben, daß der Verdauungsproceß ein unberechnenbarer ist, und daß, wie in der Republik das Kaiserthum verdaut worden, so auch mitten im schönsten Kaiserthum wieder die Republik oder auch die ganz legitime Monarchie herausverdaut werden könnte.

Das Kaiserthum hat bereits, wie bei den Wohnungs-Cravallen im Faubourg St. Antoine geschehen, den Weg der Wohlthaten-Austheilung gegen die Arbeiter betreten, und dies ist namentlich in Frankreich die bedenklichste Form, in welcher den arbeitenden Klassen geholfen werden kann. Wenn ihr Brod nur aus Furcht vor ihnen so groß wird, und ihre Wohnungsmiethe nur von der Hand der Wohlthätigkeit für sie bezahlt wird, so sind schon die organischen Fäden entzweigerissen, durch welche der Arbeiterstand mit der Gesellschaft verbunden bleiben muß, und der Arbeiter

steht wieder in einer drohenden Angriffsposition vor der Barrière aller socialen Verhältnisse. Das Verhältniß zum Arbeiterstande scheint mithin jedenfalls die verwundbare Ferse des neuen Imperialismus zu sein.

Der französische Arbeiterstand ist gewiß durch seine ausgezeichneten Charakter-Eigenschaften mehr als jeder andere dazu geeignet, eine Grundsäule der bestehenden Gesellschaft zu sein, wenn das Gouvernement es sich nach einem umfassenden Plan angelegen sein lassen könnte, auf die geistige und sittliche Bildung der Arbeiter hinzuwirken, und dabei an die eigenthümlichen individuellen Vorzüge dieses Standes geschickt anzuknüpfen. In dem Wirthshausleben des französischen Arbeiters fließt ein Hauptquell nachtheiliger und zerrüttender Einflüsse, die auf seinen Charakter und seine socialen Zustände eindringen. Die Kneipe gilt dem Arbeiterstande überhaupt für ein Symbol seiner individuellen Freiheit und seines selbständigen Behagens, in ihr hängt er seinen Plänen und Träumen für die Zukunft nach, und die Sorgen und Aengste, die sonst sein Haupt umschwirren, fliegen hier, im gemüthlichen Tête-à-Tête mit dem vor ihm stehenden Schoppen, leicht wie Wolken an ihm vorüber.

Der französische Arbeiter hat noch mehr, als seine

Collegen in andern Ländern, den Sinn für das Wirthshaus als für ein Universal-Institut, in dem er alle seine Leiden und Freuden bergen und betten kann, und das oft seinem Sinn für das Familienleben die verderblichste Concurrenz macht. Die Zahl der Cabarets, in welchen die Arbeiter verkehren, ist in Frankreich und namentlich in Paris in einem steten Zunehmen begriffen, und man hat die eigenthümliche Beobachtung gemacht, daß jede politische Krisis, durch welche die öffentlichen Zustände erschüttert werden, oft kein anderes sichtbares Resultat zurückläßt als eine Anzahl neuer Wirthshäuser und Cafés, die dann plötzlich wie über Nacht aufgeschossen sind und gewissermaßen als neue Gruppirungen und Concentrationspunkte für die Bevölkerung entstanden waren. In einer politischen Katastrophe werden Cabaret und Café die eigentlichen Canäle der öffentlichen Bewegung, und vertreten auf dieser Seite des Volkslebens oft die Wirkungen der Presse und Tribüne auf die allerausgiebigste Weise. Die Franzosen, die den Tempel einer neuen Zeit errichten wollten, haben es dann oft nicht weiter gebracht, als daß sie statt dessen nur ein neues Caféhaus begründet haben.

Wenn aber das Café überhaupt ein unveräußerliches Bestandstück der französischen Nationalität ist, so ist

das Cabaret einerseits das Asyl des französischen Arbeiters, in welches ihn sein Drang nach Mittheilung und Zerstreuung zieht, andererseits aber auch das Haus, welches ihm um so schädlicher für alle seine Verhältnisse werden kann, je mehr er sich davon auf eine fast magische Weise unwiderstehlich angezogen fühlt. Die Gefahr liegt hier besonders in dem eigenthümlichen Verhältniß, in welches die Wirthe dieser Cabarets zu den in denselben als Stammgäste heimisch werdenden Arbeitern einzutreten pflegen. Dies Verhältniß wird in manchem Betracht ein so inniges, daß es dem Arbeiter Alles zu ersetzen scheint, was ihm sonst der Patron, die Innung oder selbst der Beichtvater zu gewähren pflegte. Der Cabaretier, in dessen Gewinnsucht es liegt, den Arbeiter ganz an sich zu fesseln, spinnt ein förmliches Netz von Intriguen über ihn aus, und macht sich zum Vertrauten aller seiner Geheimnisse, zum Vermittler und Schutzgeist für alle seine Laster und Leidenschaften. Die letzteren zu nähren und ihnen jede Gelegenheit zu bieten, gehört um so mehr in seinen Plan, als ihm die systematische Ausbeutung des Arbeiters und die Lostrennung desselben vom häuslichen Heerd damit am durchgreifendsten gelingen muß. Verhältnisse dieser Art existiren in unendlicher Menge in der französischen Arbeiter-Bevölkerung, und bilden den unaufhörlich andauernden

Grund zu einer Entartung und Verwilderung derselben.

Das Gouvernement würde Manches dagegen thun können, um das Arbeiter-Wirthshaus, welches jedenfalls eine zweifelhafte Stätte der Erholung für den Ouvrier ist, nicht noch zu einer Höhle des Lasters und Verderbens für ihn werden zu lassen. Die Organisation des Wirthshauses kann zwar nicht Sache des Gouvernements sein; wenigstens könnte eine solche Aufgabe erst in einer vorgerückteren Epoche der socialen Einrichtungen, wo dieselben auch in das individuelle Leben hinübergreifen können, eintreten. Aber es lassen sich Einrichtungen denken, die schon bei der Organisation der Arbeitszweige, des Fabrikbetriebs und aller die Kräfte genossenschaftlich vereinigenden Beschäftigungen beginnen, und neben und nach der Arbeit im Kreise aller Betheiligten das Vergnügen und die Erholung der Arbeiter bezwecken! Wie es möglich ist, dem religiösen Element eine Anknüpfung an Leben und Thätigkeit der Arbeiter zu gewinnen, so müßten auch sociale Veranstaltungen für jede größere Industrie-Werkstätte gefunden werden können, durch welche das Wirthshaus zu ersetzen und der gefährlichen Bedeutung desselben für den Arbeiterstand entgegenzutreten wäre.

Das Wirthshausleben der Arbeiter gliedert sich nach den verschiedenen Kategorieen, in welche überhaupt die Lebensweise der französischen Arbeiter zerfällt. Man kann darin vornehmlich zwei Klassen charakteristisch unterscheiden. Die eine stellt sich auf jede Weise in einem entschiedenen Gegensatz zur Bourgeoisie dar, und bezeichnet denselben sowohl im Ganzen durch alle ihre Lebensgewohnheiten, als auch insbesondere durch ihre Kleidung, die bei diesen das specifische Bewußtsein eines vierten Standes in sich tragenden Arbeitern ausschließlich in der Blouse, der Weste oder dem Paletot besteht. In den Cabarets und Weinschenken, welche vor den Barrièren oder in den benachbarten Dörfern Suresne, Belleville, Montrouge, Vaugirard u. a. sich befinden, hat diese Arbeiterklasse vorzugsweise ihr Standquartier aufgeschlagen. Die Debauche des Wirthshauses ist ihre eigentliche Lebensrichtung geworden und derselben möglichst weit nachhängen zu können und noch über den Montag hinaus in der Schenke zu feiern, ist ihr einziges Dichten und Streben und der einzige sociale Neid, mit dem sie die bevorzugteren Classen, namentlich aber ihren eigenen Arbeitspatron betrachten. Die Politik kümmert sie wenig, so lange sie noch in den Debatten und in den Journalen gemacht wird, aber sobald die Politik auf die Straße hinaus

tritt und die Massen electrisch in Bewegung zu setzen anfängt, richten sich diese ewig kneipenden Phäaken der Arbeiterschenken auf, und fühlen in ihren Fäusten ein unendliches Jucken, das ihnen keine Ruhe mehr auf ihren gewohnten Stätten läßt. Ueber kein Prinzip klar geworden, schlagen sie sich jedesmal da, wo es den Kampf gegen etwas Bestehendes gilt, und bringen ihr Leben dann oft mit einer heldenmüthigen Aufopferung, die eines besseren Zieles werth gewesen wäre, zu Markte.

In ihrem Charakter liegt ursprünglich sehr viel Bösartiges, mit einem natürlichen Humor gemischt, der aber auch oft in eine schreckenerregende Wildheit übergehen kann. Halb fröhliche und naive Naturkinder, halb höhnende Teufel, bringen sie im Cabaret ihr Leben dahin, und scheinen vom Himmel nichts als ewigen Müßiggang zu erflehen. Wenn die Revolution sie aber auch plötzlich zu Heroen machen kann, so betrachten sie dies Intermezzo doch am Ende auch nur als ein lustiges Abenteuer, nach dessen Beendigung sie am liebsten wieder in ihr altes Cabaret zurückkehren, mit keinem Besitz und mit keiner besseren Aussicht in die Zukunft bereichert. Sie verharren in dieser bivouakirenden Lebensweise oft bis in ihr höchstes Alter, wenn sie nicht eine charaktervolle und entschlossene

Frau finden, durch deren günstigen Einfluß sie dem Wirthshaus abgewonnen und zu einem stätigen häuslichen Leben hinübergeführt werden. Doch hat diese Klasse im Ganzen wenig Neigung zur Heirath und zieht gewöhnlich ein wechselndes Verhältniß vor, wie es sich durch die weiblichen Bekanntschaften im Cabaret leicht darbietet und unterhält.

Eine zweite Klasse von Arbeitern hängt mehr mit der kleinen Bourgeoisie zusammen und betrachtet sich gewissermaßen noch als einen integrirenden Bestandtheil derselben, was sie auch in ihrer ganzen Lebensweise, in ihrer häuslichen Einrichtung, in ihrer Kleidung und in ihren Vergnügungen zu erkennen giebt. Diese Richtung hat sich sowohl durch die Art und Weise der Beschäftigung dieser Arbeiter, wodurch sie mehr in der Mitte der bürgerlichen Beziehungen stehen, als auch durch ein höher entwickeltes Maaß intellectueller Fähigkeiten, begründet. Es ist aber ungemein charakteristisch, wie nach diesem Typus sich auch die Erholungen und Vergnügungen bemessen, denen diese Klasse vorzugsweise sich zuneigt. Diese Arbeiter besuchen keinesweges die Schenken vor den Barrièren und beim Octroi, sondern sie bleiben im Innern von Paris, wo sie die Vorstadt-Theater, die kleinen Café's und gewisse öffentliche Bälle beleben helfen

und mit den jungen Leuten aus dem Commerce und der kleinen Bourgeoisie, die dort verkehren, in eine von ihnen für sehr ehrenvoll gehaltene Berührung kommen.

Wie viel lustiger und kindlicher Volkssinn aber noch in allen Klassen der französischen Arbeiter lebt, kann man mit Ueberraschung beobachten, wenn man ihren Spielen zusieht, mit denen sie sich oft in der Banlieue von Paris auf den freien Plätzen an einem heitern Sonntags-Nachmittag ergötzen. Ein besonders beliebtes Spiel dieser Art ist der Wettkampf in der Tonne (la course au tonneau), der zu den am häufigsten gesehenen Volksvergnügungen der Banlieue gehört. Die Kämpfer stehen, bewaffnet mit einer langen lanzenförmig zugespitzten Stange, in einer Tonne, die sich auf einem kleinen Wagen festgebunden befindet. Der Wagen wird in eine galoppirende Bewegung gebracht, und muß dann gerade unter einem mit Wasser gefüllten Eimer hinfliegen, der wie eine Laterne in der Luft aufgehangen ist, und an dem ein Brett mit den daran aufgereihten Ringen befestigt worden. Es kommt nun darauf an, die Ringe mit dem geschicktesten Wurf herunterzuholen, denn wer einen zu starken Stoß gegen das Brett richtet, erschüttert den Eimer und wird selbst von dem überfließenden Wasser benäßt. Wer aber

den Ring herunterholen kann, ohne naß zu werden, hat den Preis erobert, den er gewöhnlich in einem neuen Kleidungsstück, das auf Kosten Aller angeschafft wird, ausgezahlt empfängt. Es ist dies ein Spiel, das man auch in mehreren ländlichen Fabrikdistricten Belgiens, namentlich in der Umgegend von Antwerpen, unter den Arbeitern sehr verbreitet findet.*)

*) Le Play Les ouvriers européens p. 267.

VIII.

Grisette und Lorette, und die neue Generation.

Es bedarf nur eines Blickes auf die neueste französische Literatur und auf die Pariser Theater, um mit Staunen inne zu werden, wie neben dem Interesse der Geldmacherei, das heut alle Klassen in Frankreich ausschließlich beseelt und treibt, nur noch die geschlechtliche Aventure und die Debauche als die einzige trübe-schäumende Gährung in dem heutigen gesellschaftlichen Proceß übrig geblieben sind.

Die Unterdrückung des geistigen Lebens und alles freien Gedanken-Austausches, auf welche das Napoleonische Regierungs-Programm seit alter Zeit her gestützt war, hat sich heutzutage, durch den neu hinzugetretenen Hebel der Börsenspeculation, in einem über-

raschenden Grade auf die sittlichen Elemente der Gesellschaft zurückgeworfen. Wie die Börse eine Prostitutions-Anstalt für den ganzen Volkscharakter geworden, so hat die Prostitution auf der andern Seite den Charakter eines noblen Börsengeschäfts angenommen, und schwingt sich dadurch zu einer so glänzenden gesellschaftlichen Höhe herauf, wie man sie bisher noch nie thronen gesehen. Ja, die Vermischung der Prostitution mit dem Haus- und Familienleben, das bis zur Verwechselung und Identificirung sich forttreibende Durcheinander der anständigen Frau mit der Courtisane, haben in einem Grade zugenommen, daß die Befürchtung nicht übertrieben erscheint, es möchte bald der innerste Lebenskern der Gesellschaft davon angefressen werden.

Mit dem Sturze der Herrschaft Louis Philippe's ist auch das alte Pariser Grisettenwesen in seiner ganzen gemüthlichen Organisation und Herrlichkeit zu Grunde gegangen. Schon in den letzten Jahren der constitutionellen Monarchie gab es in Paris kaum noch Grisetten in dem alten einheimischen Sinne des Wortes. Die Gattung hatte sich zu degeneriren angefangen, indem ein merkwürdig guter volksthümlicher Kern, der die Grisette der frühern Periode auszeichnete, und den so vielgerühmten Verhältnissen des Menage-

machens oft einen ungemein dauerhaften, fast sittlichen Bestand verlieh, sich zu verlieren anfing.

Die Grisette war in ihrer früheren Gestalt ein rührendes Naturbild der französischen Weiblichkeit gewesen. In ihrer einfachen schmucklosen Kleidung, mit dem idyllischen Grisetten-Häubchen auf dem Kopf (bonnet à pompons), wußte sie den Zauber, der von ihr ausging, nicht durch ein glänzendes und modisches Aeußere, sondern nur durch ihre natürliche Schönheit, durch ihren heitern und liebenswürdigen Sinn, durch ein zärtliches, wahrhaft liebendes Herz zu begründen. Denn die am meisten charakteristische Eigenthümlichkeit der Pariser Grisette war stets die, daß die Liebe noch einen sichern Wohnplatz in ihrem Herzen hatte, und daß sie an das Verhältniß, welches sie einging, die ganze Innigkeit ihres Wesens, den ganzen Ernst ihrer Leidenschaft setzte. Sie erscheint heut als eine altmodische Creatur, die im eigentlichsten Sinne noch bis in den Tod lieben konnte. Denn der Lebenslauf der Grisette endigte nicht selten mit einem Sturz aus dem Fenster, und dann trug der Freund, der sie verlassen und verstoßen hatte, die Schuld davon. An ein arbeitsames und hartes Leben in den untersten Volksklassen gewöhnt, hatte sie nie etwas Anderes verlangt, als die Woche hindurch

zu arbeiten, zu trällern und zu singen und am Sonntag leidlich schönes Wetter zu haben, damit sie bei einigem Sonnenschein auf den Boulevards und in den Champs Elysées spazieren gehen konnte. An der Liaison, der sie sich hingiebt, hat selten die Gewinnsucht den ausschließlichen Antheil, und das Verhältniß, in welches sie durch die Zugehörigkeit zu einem Freund eintritt, und das nach der verschiedenen socialen Stellung desselben seinen Charakter empfängt, wird von ihr mit dem wunderbarsten Enthusiasmus der Treue und Zärtlichkeit ergriffen. Sie wurde die unermüdliche Gesellschafterin und Dienerin ihres Freundes, und wenn er krank war, konnte ihn keine sorgsamere und aufopferndere Pflege umstehn, wie sie auch seinen ökonomischen Verhältnissen die größte Aufmerksamkeit widmete. Die Grisette wurde die wirkliche Freundin ihres Freundes, und die ausgezeichneten Eigenschaften ihres Charakters veredelten auch ihre gesellschaftliche Stellung wenigstens innerhalb der Menage, in die sie eingetreten war, zu einem fast moralischen Ansehn.

Die Pariser Grisette wurde durch den veränderten Geist der heutigen französischen Jugend aus der Welt geschafft, indem sie vor einer Generation nicht mehr bestehen konnte, die in Gemüthsleere, Nüchternheit und Rohheit ihren eigentlichen Lebensausdruck

suchte und welche die Befriedigung einer windigen Eitelkeit noch weit höher stellte als jede andere Genußsucht. Diese neue Generation, die nur Spott und Hohn für das eigentliche Wesen der Grisette haben konnte, mußte darauf ausgehn, jene Species des französischen Weibes zu verderben, und ein anderes moderner geartetes Gebild an ihre Stelle zu schieben. Die Nachfolgerin der Grisette wurde die Lorette. Mit ihr begann eine neue Racenbildung des pariser Courtisanenthums. Die Lorette wurde ein viel eleganter aussehendes Modeproduct, das aus allen gemüthlosen und kalt berechnenden Eigenschaften der heutigen französischen Jugend zusammengeknetet schien, und allen Albernheiten und Eitelkeiten der Elegants des Tages vollkommene Rechnung trug. Der Lorette fehlt alles Gute, das den Charakter der Grisette eigenthümlich auszeichnete, besonders aber das Herz und die Fähigkeit der Liebe, und sie hat nur die schönen Stoffkleider, die Shawls, die Parfüms und die Salben dafür eingetauscht. Die Lorette hat das Stichwort des Tages auch darin eingehalten, daß sie den Begriff der Liebe nicht kennt und statt dessen nur die Caprice in ihren modisch frisirten Kopf aufgenommen hat. Die Liebe selbst ist mit dem Namen der Caprice in den Loretten-Kreisen neu getauft worden, und man hört

das stehend gewordene Wort: j'ai un caprice pour lui, wenn der Anflug einer bestimmteren Neigung irgendwie heraustreten will. Der Grisette fehlte in ihrer größern Natürlichkeit und Redlichkeit auch eine gewisse Empfänglichkeit für geistige Interessen nicht, und sie war oft mit den besten französischen Autoren und ihren Werken vertraut. Die Lorette ist durch und durch unliterarisch, und konnte auch darin für das Symptom der neuen industriellen Epoche gelten. Nur im Nothfall, wenn sie krank ist oder mißmuthig über eine getäuschte Erwartung, entschließt sie sich ein Buch in die Hand zu nehmen, aber wenn es nicht etwa von Alexander Dumas fils ist, aus dessen Lectüre sie den Stolz geschöpft, nicht umsonst gelebt zu haben, sondern die eigentliche Repräsentantin der Gesellschaft ihres Jahrhunderts geworden zu sein, so wird sie es schwerlich zu Ende lesen, und das Buch gleitet bald unter das Kanapee herunter. Auch auf dem Punct der Schönheit steht die heutige Lorette weit hinter der Grisette aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts zurück, denn die Lorette stellt den Untergang der Weiblichkeit auch in den Formen dar. Ihre Erscheinung kann nur noch glänzen und verblenden, wozu sie mit allen Schmier- und Kleisterkünsten der heutigen Damen-Toilette herausgearbeitet ist. Die schlaffen Glie-

der und Züge, welche durch die Toilette nur augenblicklich gebunden erscheinen, gemahnen stets an die schreckensvolle Zukunft der Lorette, die ihr im Hospital oder im Zuchthause angewiesen ist. Die derbere Naturschönheit der Grisette schien dagegen noch auf eine Zukunft socialer und sittlicher Erlösung hinzudeuten.

Ihren Namen hat die Lorette ohne Zweifel von jenem eigenthümlichen Kirchspiel der Notre Dame de Lorette empfangen, die im Centrum des fashionablen Paris, am Ende der Rue Lafitte, sich erhebt und im eigentlichsten Sinne ein Rendezvous der vornehmen und modischen Kirchgänger geworden ist. Diese Kirche wurde erst im Jahre 1823 in ihren innern Räumen mit einer verschwenderischen Eleganz ausgestattet, und vereinigte nicht nur allen möglichen Kirchen-Luxus in sich, sondern wurde zugleich zu einer Galerie von Gemälden der berühmtesten französischen Künstler. In dieser Sphäre hatte sich bald ein durchaus modisches Publicum eingenistet, das besonders um Ein Uhr in der letzten Messe erschien, und selbst die prächtigsten Toiletten und die raffinirtesten Weltgewohnheiten in diesen Tempel mitbrachte. Vornehmlich gewöhnten sich sämmtliche Tänzerinnen und Schauspielerinnen von Paris, in Notre Dame de Lorette

ihre Andacht zu verrichten, und es wurden dadurch selbstverständlich auch alle Lions der französischen Hauptstadt herbeigezogen, wodurch dieser Kirchengemeinschaft leicht ein zweideutiger Charakter aufgedrückt werden konnte. Die schönen und eleganten Besucherinnen von Notre Dame de Lorette stempelten aber auch bald ganz specifisch diese Kategorie, die den Namen der Lorette zu einem neuen Bezeichnungswort für eine an den Gränzen der Sitte abenteuernde sociale Gattung erhob.

Die veränderte gesellschaftliche Stellung des Courtisanenthums, welche mit dem Abtreten der Grisette vom Schauplatz bezeichnet wird, gab sich auch öffentlich durch die Begründung eines Instituts kund, in welchem die Prostitution ihre erste Börse nach neuestem Geschäftsstil eröffnete. Es ist dies der Bal Mabille, dessen Aufkommen im eigentlichsten Sinne diesen Uebergang bezeichnete, und dem man darum eine gewisse sociale Wichtigkeit nicht wird absprechen können.

Die Elysäischen Felder, die der eigentliche Focus des Pariser Vergnügens für alle Klassen sind, gaben auch in ihren herrlichen schattigen Alleen diesen neuen glänzenden Speculationshallen der Prostitution vorzugsweise ihre Entstehung. In der Nähe des anmuthigen Gartens von Mabille wetteiferten mit ihm bald

der zauberische Jardin d'hiver und das märchenhaft schöne Chateau des fleurs um den Vorzug, die eleganteste und den Geschäften günstigste Börse des neuen Courtisanenthums zu sein, denn unter den leidenschaftlichsten Wirbeln der Tanzmusik und bei dem feenhaften Glanz der Gasflammen, die aus der Mitte der Blumen und Gesträuche herausschlagen, scheinen doch nur die Course des Geschäfts, um welches es sich dort zwischen Herren und Damen handelt, in die Höhe geschwindelt und Zeitkäufe und Wechsel auf kurze Sicht angetragen und abgenommen zu werden.

Diese jetzt auf dem höchsten Gipfel der Mode stehenden Ballgärten und Tanzlokale verdanken es auch jenem vorzugsweise finanziellen Charakter der heutigen Prostitution, daß sie, ungeachtet aller Eigenschaften und Zwecke ihrer Besucher, jeder äußeren Anforderung der Sittlichkeit genügen und scheinbar nur einen heitern gesellschaftlichen Verkehr entwickeln, in dem, mit Ausnahme gewisser Tanztouren, durchaus nichts Anstößiges vorkommt. Zuschauer und Zuschauerinnen können daher den strengsten Kreisen der Tugend und Schicklichkeit angehören, obwohl wenigstens die Damen der Pariser guten Gesellschaft es doch in der Regel den Fremden überlassen, beim Zuschauen dieser Tänze Tugend und Schicklichkeit zu vertreten.

Die handelnden Heldinnen des Schauplatzes bestehen aber ausschließlich aus jenen hochgeputzten, geschminkten und gefärbten schönen Damen, für welche Liebe und Sinnlichkeit nur noch als Geschäftssache übrig geblieben und die viel zu berechnete Verstandesnaturen geworden sind, um sich an einem Ort, an dem sie nur die Aktien auf den Creditschwindel ihrer Reize ausgeben wollen, irgend etwas der Sitte und dem Anstand handgreiflich Zuwiderlaufendes zu Schulden kommen zu lassen.

Fast zum Ueberfluß scheint der mitten im Tanzgewühl sich aufstellende, in die interessantesten Gruppen sich eindrängende Sergeant da zu sein, an dessen ernsten, unerbittlichen Mienen die Verführungen der ganzen, ihn umwogenden Zauberwelt sichtlich abprallen. Um die schönen Spekulantinnen von den gewagtesten Coups abzuhalten, würde er kaum nöthig sein, da diese sich im Allgemeinen mit mehr Takt selbst discipliniren, als vielleicht der erklärtesten Tugend in einem ähnlichen Strudel der Aufregung möglich sein würde.

Aber die Anwesenheit des Sergeant erscheint doch jedenfalls erforderlich, um die größte Credit-Unternehmung des Platzes, nämlich den Cancan, in seinen jeden Augenblick Gefahr drohenden Ueberschreitungen zu überwachen. Sobald bei dieser Unternehmung

unerlaubte Mittel angewandt werden, die Actien zu sehr in die Höhe zu treiben, winkt dieser Polizeibeamte die schlimmsten Spekulanten mitten aus dem Cancan hinweg, und sie müssen die Börse verlassen, indem sie für diesen Abend um das Recht kommen, ihre Geschäfte vollständig abwickeln zu können.

Die größte Eile scheint überhaupt bei diesem ganzen Geschäftsgange geboten, und es ist viel Gefahr vorhanden, sich zu überstürzen. Im Verlauf von zwei Stunden müssen alle Unternehmungen, die an diesem Abend möglich sind, geordnet sein, denn so pünktlich, wie der Tanz um Neun Uhr beginnt, muß er um Elf wieder schließen. Sobald diese Stunde geschlagen, giebt der wachthabende Sergeant dem Orchester einen eben so strengen als würdevollen Wink, und damit ist nicht nur die unabweisliche Schlußzeit für die Geschäfte ausgesprochen, sondern es entsteht auch sofort, und mit einer unbegreiflichen Geschwindigkeit, ein allgemeines Drängen nach dem Ausgang und den Plätzen, wo die Fiacres warten. Im Nu ist die ganze Gesellschaft zerstoben, man hat sich arrangirt oder ist ganz ohne Absatz seiner Actien geblieben, und nun besteigen die Paare wie in fliegender Eile die Fiacres.

Der Geschäftsgang bringt jetzt zunächst das Souper bei einem Restaurant mit sich, worauf die Dame mit

ebenso großer Genauigkeit hält, wie auf den Fiacre, der bereits vor der Thür stehen muß. Ueberhaupt giebt es nichts Geregelteres als die Etikette des heutigen Courtisanenthums in Paris. Hier ist Alles strenge Form und abgemessene Convention und schon der Glanz der Toilette, die den höchsten Anforderungen der Mode entspricht, deutet darauf hin, daß es sich um eine Repräsentation der Liederlichkeit handelt, die in ihrem Stil der Vornehmheit und Modernität fast auch einen moralischen Eindruck zu machen bemüht ist, und die Scheidewand, durch welche sie von der tugendhaften und anständigen Frau getrennt ist, wenigstens äußerlich niederzureißen sucht.

In dem Begriff der femme du monde, die das eigentliche Modewort in der heutigen eleganten Welt von Paris ist, fließen Courtisanenthum und anständige Dame schon fast zu einer gewissen Identität ineinander: eine Fusion, welche, wie dies bei allen Fusionen der Fall ist, nur dem einen Theil nützt, dem andern aber wesentlich schadet. Die Courtisane will jetzt auf ihrer höchsten und modernsten Stufe nichts Anderes als femme du monde sein, und macht diesen Anspruch mit einer großen Virtuosität aller äußerlichen Formen geltend; und die Frau der anständigen und ehrenhaften Gesellschaft, die in ihrer heutigen Putz- und Gefall-

sucht kaum noch ein Toilettenmittel der Courtisane verschmäht, stößt dadurch in ihrer eigenen Stellung als femme du monde schon bedenklich genug an jene Region an, welche Alexander Dumas fils, der Prostitutionsdichter des imperialistischen Frankreichs, geistreich genug als die eigenthümliche Gesellschaftsschicht der demi-monde gestempelt hat.

Mehr als eine Stufe tiefer erhebt sich unter dieser socialen Schicht die nicht minder eigenthümliche Damenwelt, welche in der Closerie de Lilas, einem hinter dem friedlichen Jardin du Luxembourg am Observatoir gelegenen Ball- und Garten-Local, sich einfindet, und daselbst eine ihrer Hauptbörsen hat. Hier, in dieser Traum- und Zaubersphäre diabolischer Lust, ist nicht mehr von femme du monde noch von demi-monde die Rede, sondern es tobt sich da das ganze Vollblut der Gemeinheit mit ächzendem und winselndem Jubel aus. Hinsichtlich der Aeußerlichkeiten des Locals macht die geringere Eleganz kaum einen weniger günstigen Eindruck, und wenn die Gasbeleuchtung, welche die großen Gartenräume phantastisch erhellt, etwas trüber dämmert, so scheint dies zugleich den unheimlichen Charakter des ganzen sich hier entfaltenden Schauspiels zu bezeichnen. Es mischen sich hier die Ueberreste des alten, von seiner Herrschaft gestürzten Grisettenthums,

die in der Regel zur tiefsten Stufe hinuntergesunken sind, mit den zünftigen Bewohnerinnen gewisser Asylhäuser, die auf dem Ball der Closerie de Lilas mehr ihre Freistunden zu eigner Erholung und Heiterkeit zu verleben suchen, und darum das Geschäftliche an diesem Ort mehr nur gewohnheitsmäßig betreiben. Der Pariser Student ist der eigentliche Cavalier dieses Balles und theilt demselben die kindische Ausgelassenheit mit, die den Bürger des Pariser Quartier latin vorzugsweise charakterisirt. So entwickelt sich auch der Cancan des lateinischen Viertels in weit groteskeren, den äußersten Ausdruck versuchenden Formen, und die leidenschaftlichsten und verwegensten Wendungen desselben führen oft zu einem lauten Kreischen und Schreien, das die ganze Gesellschaft ansteckt, die sich dann in einen allgemeinen jauchzenden Taumel auflösen zu wollen scheint.

Man wird dann zuweilen an einen gewissen Cultus der alten Aegypter erinnert, wo der Festtaumel die in Lust Berauschten so weit trieb, sich selbst zu vernichten und zu verletzen. So sieht man hier schon Paare, die sich mitten im Tanz schlagen und kneifen, weil sie die aufgeregte Wuth ihrer Sinne nicht mehr anders auszulassen wissen. Zuletzt löst sich das fürchterliche Brüllen und Jubeln in ein allgemeines Hände-

klatschen auf, oder der Sergeant, der kühnen Schrittes mitten in die wildeste Cancan-Gruppe hineintritt, winkt lakonisch einigen HauptHelden des Scandals, die ihm dann auch ohne irgend eine Widerrede zum Garten hinaus folgen.

Es ist dies zum Theil ein düsteres, in Höllen-breughel-Farben gemaltes Bild des französischen Volks-charakters, der, im Grunde mehr tumultuarisch als üppig, in solchen Scenen oft nur mit seiner eigenen Leidenschaftlichkeit kokettirt, und sich den Anstrich giebt, enthusiastisch hingerissen zu sein, wo er nur seine Kälte und Nüchternheit in einen wüsten Taumel versetzt hat.

Es giebt aber auch selbst in diesen höllischen Regionen des Pariser Lusttreibens noch immer liebenswürdige menschliche Züge, die in der französischen Nationalität unverwüstlich scheinen. So spielen die Blumen-Bouquets, die verabreicht und entgegengenommen werden, auch hier noch immer eine große Rolle, und verbreiten durch ihre duftige Schönheit selbst in den Händen der Verderbniß einen Schimmer von Unschuld und Reinheit.

Die Blume ist der Luxus der Natur, und wie der Moden-Luxus alle gesellschaftlichen Unterschiede zu überwachsen angefangen, so ist auch der Gebrauch der

Blumen, wie man ihn in Frankreich bei allen Klassen sieht, eine gleichmäßige Gewohnheit der Armen und Geringen wie der Reichen und Vornehmen geworden. Die Pariserin schmückt sich auf allen ihren Rang- und Lebensstufen mit dem Bouquet, welches sie jedesmal für eine Hauptzierde ihrer Toilette halten wird, mag nun die letztere aus einem bescheidenen bürgerlichen Anzug oder aus dem prachtvollsten Stoffkleide bestehn. Das Bouquet wird auch in den öffentlichen Ball- und Concert-Lokalen von Paris zum vermittelnden Symbol aller zarten Geschäfte, um die es sich dort zwischen Besuchern und Besucherinnen handeln kann. Die Blumen-Verkäuferinnen, die ein ebenso großes Talent für die Zusammensetzung des Bouquets als für die Intrigue haben, halten zu diesem Zweck in solchen Gärten stets ihr Geschäft aufgeschlagen. Sie beobachten alle Personen des Schauplatzes mit durchdringendem Meisterblick, indem sie jedesmal im richtigen Moment den hohen vollprangenden, in einer weißen Papier-Tüte sorgfältig eingesteckten Blumenstrauß anzubieten wissen, und ihn auch der Dame, die ihn empfangen soll, mit allen ausgesprochenen und nicht ausgesprochenen Bestellungen des Käufers überreichen. Bei diesem universalen Gebrauch des Selams, der alle Klassen von der untersten bis zur höchsten durchschreitet, kann

man sich nicht wundern, wenn der jährliche Umsatz von Blumen in Paris allein auf acht Millionen Francs angegeben wird. Die Blume ist aber auch in Paris die Sprache der rührenden Bitte, welche, ohne belästigend laut zu werden, das Herz zu einer Gabe an die Armuth bewegen soll. In den öffentlichen Gärten und auf den Boulevards wird man oft, gedankenvoll hinschlendernd, durch eine plötzliche leise Berührung an seinem Knopfloch aufmerksam gemacht. Man blickt hin, und gewahrt in demselben eine Rosenknospe oder Nelke eingesteckt, und die ein solches Attentat auf Dein Zartgefühl begangen, ist ein kleines, lächelndes Mädchen, die hinter Dir steht, und mit ihren schalkhaft flehenden Augen nun auf das harrt, was Du ihr geben wirst. Sie bringt dabei freilich nicht den Werth der kleinen Blume, sondern die Grazie und Geschicklichkeit in Anrechnung, mit der sie so leise und unverwandt an Dir hinauffliegen und Dich schmücken konnte, und Deine Bewunderung für diesen auf allen Stufen wunderbar begabten und fein organisirten Volkscharakter läßt Dich in diesem Augenblick die Spende Deiner Sous nicht zählen.

Wenn sich so Reines und Unreines in diesen Sphären auf eine phantastische Weise mischt, fehlt es auch nicht an Scenen ächter Komik, die, besonders in der Closerie

de Lilas, das diabolische Getümmel durchflechten. Es ist dabei vornehmlich auf ein Lustigmachen über die anwesenden Anglais, die den Begriff des Fremden überhaupt einschließen und darum auch den ehrlichen Deutschen nicht minder bezeichnen, abgesehen. Ein solcher sieht sich in der Zwischenpause der Tänze, wo die Damen paarweise die Gänge des Gartens durchstreifen, mit einem Geflüster von Anspielungen, die sein point d'honneur der schönen Pariserin gegenüber rege machen, angeredet. Es betrifft namentlich die hellerleuchtete, glänzende Bude, welche in einer Seiten-Allee aufgestellt ist und die schönste Auswahl vergoldeter Gläser und Tassen und ähnlicher kleiner Prunkgegenstände zum Kauf darbietet. Es gilt dann für eine besondere Lustbarkeit, einen Fremden durch ein reizendes Wort zum Ankauf eines ihm mit koketter Handbewegung gezeigten Glases zu veranlassen. Der Biedermann zahlt auch seine zwölf bis funfzehn Francs dafür, und überreicht sein Geschenk, das mit lachendem Munde entgegengenommen wird. In demselben Augenblick erschallen aber schon wieder die Wirbel eines neuen Cancans, das Glas wird eilig in die Seitentasche des Kleides herabgelassen, und mit einem flüchtigen Gruß, der an Mocquerie gränzt, entschlüpft die Schöne auf den Tanzplatz, um in den von Neuem sich bildenden

Reihen ihre Stelle einzunehmen. Der großmüthige Spender des Glases sieht ihr betroffen nach, und hat nun eine Zeitlang die Beschäftigung, unter den tanzenden Paaren, die toll wie immer vorübergaukeln, seinen neckenden Kobold wieder herauszufinden. Eine schlimmere Erfahrung macht er noch in der nächsten Pause, in der er der Dame gerade wieder an derselben Bude begegnet, wo sie vor einer halben Stunde so gütig war, ihre kleine zierliche Hand auf das Glas hin auszustrecken. Aber das Glas, wenn er es sich gemerkt hat, kann er jetzt wieder an dieselbe Stelle zurückgesetzt finden, an der es sich zuvor befand, nur ist das Mädchen eben im Begriff, dafür ein Fünffrancsstück oder mehr in ihre Tasche zurückgleiten zu lassen. Solche Geschäfte sind förmlich mit dem Besitzer der Bude organisirt und der Gewinn-Antheil richtet sich nach dem Werth des jedesmaligen Gegenstandes. Der Fremde wird nicht leicht zeigen, daß er diesem Handel auf den Grund geschaut hat, um die kichernden Stimmen, die ihn umschwirren, nicht noch zu vermehren. —

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.

Inhalt.

Pariser

Kaiser-Skizzen.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1857.

Inhalt.

Pariser Kaiser-Skizzen.

Pariser Kaiser-Skizzen.

I.

Theater und Sitten im neuen Kaiserreich.

Die Agiotage und die Prostitution, welche die eigentlich treibenden Elemente der heutigen französischen Gesellschaft geworden sind, spiegeln sich in dieser Bedeutung auch in der neuesten französischen Komödie wieder, in der sie bereits als die Haupthebel aller dramatischen Handlung wirken.

Die Komödie macht aber gerade durch ihre leichtfertige und gewissenlose Virtuosität, mit der sie aus diesen neuen Schwefelquellen der modernen Existenz schöpft, den Eindruck nur um so fühlbarer, daß ein allgemeiner finanzieller und sittlicher Banquerott dem heutigen Kaiserlichen Frankreich nicht fern steht und den eigentlichen Hebel für eine allgemeine Umwälzung aller Zustände abgeben wird. Das sogenannte Her=

vorlocken der Capitalien auf den Markt ist neuerdings eine Haupterfindung des französischen Geistes und der imperialistischen Staatsweisheit geworden, und es giebt nur noch eine Hauptidee in Frankreich, die den von allen andern Gedanken verlassenen Organismus einstweilen galvanisirt, nämlich die Idee der Aktien-Gesellschaft, durch die man heut alles Mögliche und Unmögliche ins Werk setzen zu können glaubt.

Die Idee der Aktien-Gesellschaft ist in Frankreich mächtiger geworden als alle anderen socialen und politischen Ideen, und hat dieselben nicht nur in sich aufgesogen, sondern auch zu ersetzen angefangen. Das allgemeine Stimmrecht selbst, wie es bei den letzten Katastrophen gehandhabt worden, sieht wie ein Aktien-Unternehmen zur Begründung neuer politischer Gewalten aus, und es kann sich daraus leicht die Annahme aufdrängen, daß auch in der Politik wie in der sittlichen Welt Alles auf Aktien und durch eine Aktien-Gesellschaft gemacht werden könne.

Dem entfesselten und an die Stelle Gottes und des Schicksals selbst tretenden Unternehmungsgeist scheint gar keine Grenze mehr vorgezeichnet werden zu können, und man wird sich in Frankreich bald vermessen, eine neue Revolution oder eine neue Religion auf Aktien zu gründen.

Hätte der Saint-Simonismus, in dem eigentlich der Ursprung alles Aktienwesens zu suchen ist, dieser Idee schon praktisch sich bemeistern können, so würde er seine gesellschaftlichen Reform-Ideen vielleicht mit mehr Erfolg verbreitet haben. Ebenso ist die Liebe der Frauen und das Verhältniß der Geschlechter im Begriff, heutzutage zu einem bloßen Aktien-Unternehmen zu werden, und dies ist der neue finanzielle Begriff der Liebe, welcher in Frankreich jetzt die Giftblüthen der Prostitution inmitten der Gesellschaft selbst aufschießen läßt.

Es sind auf diesem Punkt unter dem jetzigen Kaiserreich neue Anschauungen in der Gesellschaft entstanden, die man früher nicht kannte und die bei der Herrschaft, welche Paris noch immer über Sitten und Moden der ganzen Welt ausübt, befürchten lassen, daß diese förmliche Einsetzung der Prostitution in ihre gesellschaftlichen Rechte und der daraus hervorgetretene allgemeine Sittenschwindel bald auch über die Grenzen des Kaiserlichen Frankreichs hinaus sich ergießen möchten.

Das französische Theater übt heut die vom Prinzen Hamlet der Bühne zugeschriebene Bedeutung, der Zeit den Spiegel vorzuhalten, fast mit einer zu materiellen Genauigkeit und Deutlichkeit der Züge aus. Der ächte französische Komödiengeist, mit seiner unvergleich-

lichen theatralischen Grazie und seinem sprühenden Erfindungstalent, findet in diesen neuesten, der Nachtdämmerung der gesellschaftlichen Moral angehörigen Produktionen kaum noch eine Stätte.

Die Gegenstände, die in diesen neuen Stücken behandelt werden, gehören zu specifisch der gesellschaftlichen Corruption und der Auflösung aller ethischen Lebensverhältnisse an, als daß nicht der in alle ihre Nüancen eingeweihte und mit ihrem ganzen Organismus vertraute Dichter zugleich als ein Mitschuldiger dabei erscheinen sollte.

Dieser Umstand bedingt und färbt zugleich das Talent, welches Dichter, wie Alexander Dumas Sohn, in ihren Dramen unläugbar aufgewandt haben, und es ist deshalb ungemein charakteristisch, daß der genannte Dramatiker, der in seinen berühmten Courtisanen-Stücken die Fäulniß des heutigen gesellschaftlichen Körpers von Frankreich am schneidendsten und mit dem Messer des Anatomen zerlegt hat, gleichzeitig als der wahre „Dieu des Lorettes“ in diesem Kreise gepriesen und angebetet wird.

Das Theaterleben der Franzosen hat sich unter keinem politischen Regime als ein Hauptfactor der nationalen und gesellschaftlichen Zustände verleugnet. Es bezeichnet sich damit eine Strömung des Geschmacks,

der Sitten und der Lebensmanieren, die gewissermaßen unabhängig von Gouvernement und Regierungsform sich vollbringt, und den Volks- und Gesellschaftsgeist in seinem eigensten Reich und in der eigentlichen Freiheit seines Waltens erscheinen läßt.

Man hat darum die Franzosen vorzugsweise als das moderne Theatervolk bezeichnet, denn der Leichtigkeit, mit welcher bei ihnen der sociale Lebensstoff auf die Bühne entfließt und sich dort wie von selbst in Theaterstücke umsetzt, entspricht zugleich das vielverbreitete Talent, Alles in Scene zu setzen und oft mit den geringsten Mitteln ein Drama, ein Vaudeville, eine Komödie von eigenthümlicher Wirkung in lebendigster Form herzustellen.

Das neue Kaiserreich hat dem französischen Theaterleben keine engeren Grenzen gezogen, sondern die Bühne in Frankreich wuchert jetzt wie früher in aller Ueppigkeit ihrer Erzeugnisse fort, ohne eine andere Beschränkung zu erfahren, als die ihr etwa durch eine strenger gewordene Sittenpolizei auferlegt wird. Aber auch in dieser Beziehung ist kaum die Axt an die wildesten Schößlinge des französischen Theaters gelegt worden, denn man sieht auch jetzt noch hinlänglich zweideutige und sogar materiell unanständige Darstellungen auf der Pariser Scene, wie sie unter dem Gou-

vernement des Bürgerkönigs Louis Philippe, unter dem sonst die öffentlichen Sitten in Frankreich bei Weitem mehr verfallen und preisgegeben waren, uns kaum vorgekommen. Indeß begränzen sich auch diese ausschweifenden Darstellungen selbst auf der frivolsten Unterlage häufig noch durch ein künstlerisches Element, das den Franzosen in der Theaterproduktion vorzugsweise eigen geblieben und, wenn in nichts Anderem, doch in einem wunderbar zusammengehenden Arrangement des Stoffes, im Kunstwerk des Dialogs und in der Sprache, und in einer scharfen individuellen Abrundung der Charaktere sich verräth.

Es sind dies Vorzüge, welche auch die unbedeutenderen dieser Bühnen-Produktionen noch in einem gegen deutsche Erzeugnisse weit überragenden Grade an sich tragen, und denen auch auf Seiten des Publikums ein ungemein reger und gebildeter Sinn entspricht, mit dem Feinheiten der künstlerischen Form verstanden und aufgenommen werden, während beim deutschen Theaterpublikum die niedrigsten Anforderungen an künstlerische Form und feinen Ausdruck mehr und mehr charakteristisch geworden, und man hier die vorzugsweise Hingebung an das Platte und Alltägliche am liebsten auch durch den Stempel einer

rohen, liederlichen oder wenigstens in keiner Art aus-erlesenen und gebildeten Form bestätigt sieht.

Der Franzose dagegen, der unter allen Wechseln seines Gouvernements und seiner socialen Zustände dieselbe Pietät für seine classischen National-Autoren und einen ungemeinen Respekt für die Reinheit und Schönheit seiner Sprache behalten, sucht noch bei dem leichtfertigsten Theaterstück eine künstlerische Illusion und einen artistischen Geschmack zu befriedigen und gewinnt dadurch den Anschein, als wolle und könne er das Unstatthafteste wenigstens durch die künstlerische Form wieder mit der conventionellen Schicklichkeit und dem Sittengesetz versöhnen.

Die französische Komödie, die von jeher dem französischen Nationalgeist zu einem glänzenden Gefäß gedient, hatte während der Regierungszeit Louis Philippe's einen eigenthümlichen Aufschwung als historische und politische Komödie genommen, deren Höhepunkte durch die in ganz Europa gespielten und gesehenen Scribe'schen Stücke, namentlich durch „Un verre d'eau" durch „La camaraderie," durch „Bertrand et Raton ou l'art de conspirer" u. a. bezeichnet zu werden schienen. Stücke, wie die zuletzt erwähnten, erschienen recht eigentlich als theatralischer Niederschlag einer Lebens- und Staats-Periode, in der die parlamentarische De-

batte und die constitutionelle Parteiwuth alle Zustände zerwühlte und auf den Kopf stellte.

Scribe, der das wahre Recht des Komödiendichters darin behauptete, sich unabhängig von allen politischen Parteien darzustellen, war zugleich darin vorzugsweise der Dichter des constitutionellen Regime's, daß er die Auflösung und Zerreibung des einen Parteistandpunktes durch den andern ebenso drastisch als satirisch in seinen Komödien wiederspiegelte. Zugleich bezeichnete er in seiner camaraderie die constitutionelle Epoche als die Vergesellschaftung der intriguanten Mittelmäßigkeiten, womit ihr Typus auf das Erschöpfendste festgestellt war.

Das neue Kaiserreich hat durch die Beseitigung der constitutionellen Debatte auch der französischen Komödie ihren politischen Stachel genommen, und die Staatszustände, durch eine über jede individuelle Opposition hinaus sichergestellte Organisation gebunden, entziehen sich im Interesse ihrer Stabilität wie der politischen Moral mit Recht auch jeder theatralischen Zersetzung.

Wenn die französische Komödie neuerdings ihr Verhältniß zur politischen Debatte verlieren mußte, so hat sie dagegen ein andres, auf ihrem Boden völlig neues Element in jenem Wesen der Prostitution in sich auf-

genommen. Die Prostitution, von der man sonst in guter Gesellschaft nicht sprach, hat in Frankreich seit einiger Zeit ein neues dramatisches Effect-Genre hervorgerufen, das, unter dem Gesichtspunkt der Poesie und der Kunst unbedingt verwerflich, als ein sociales Barometer der Gesellschaft merkwürdig und charakteristisch genug erscheint. Dies Element, das seinen skandalösen Schweif bereits weit über die französische Bühne hergezogen, bezeichnet auf einem andern socialen Punkt dieselbe sittliche und gesellschaftliche Fäulniß, welche im politischen Staatsleben durch die zerreibenden Einflüsse der constitutionellen Parteidebatte gezeitigt worden war. Diese neuen Prostitutionsstücke begannen ihren dämonischen Reigen auf dem Pariser Vaudeville-Theater mit der „Dame aux Camélias“ von Alexander Dumas Sohn, mit den „Filles de marbre“ und den „Parisiens de la décadence,“ denen auf dem Gymnase dramatique die Komödie „le demi-monde“ folgte, in welcher Dumas Sohn nicht nur den Culminationspunkt dieser Gattung erstieg, sondern auch die ganze Lebenssphäre der sogenannten demi-monde mit einer halb frivolen, halb melancholischen Philosophie feststellte. Seitdem ist diese Gattung beinahe eine typische für das neueste französische Theater geworden, und die demi-monde füllt ent-

weder den ganzen Lebenskreis einer echt modernen französischen Komödie aus, oder mischt wenigstens einzelne ihrer pikanten Mitglieder, als unentbehrlich gewordene Symbole des Zeitgeistes, unter die Personen der Handlung ein.

Der Cancan, mit seiner den Geschlechtsproceß theils carikirenden, theils üppig und phantastisch ausbeutenden Tanztollheit, war zugleich die Carmagnole, unter welcher die Repräsentanten der Prostitution in die ihnen sonst versperrt gewesenen Thore der Gesellschaft eingezogen waren.

Seit Kurzem hat sich zwar auf der französischen Bühne selbst eine Art von sittlicher Reaction gegen die Courtisanen-Stücke angedeutet, namentlich in der Komödie „Un enfant du siècle", von J. Duflot und Deslandes, zum Theil auch in den Fanfarons de vice von Dumanoir und Biéville. Aber diese mit ungleich geringerem Talent gearbeiteten Stücke, welche in der letzten Zeit auf den Theatern des Vaudeville und Gymnase vorzugsweise gespielt wurden, borgen ihren eigentlichen Reiz doch auch nur von den eigentlichen Stoffen der Verderbniß, die sie, wenn auch unter dem Anschein einer moralisch kritischen Tendenz, in der ganzen Tollheit und Lascivität ihrer Erscheinung in sich aufgenommen haben.

Die Pariser Kritik hat aber bei der ziemlich abfälligen Beurtheilung dieser sogenannten Sittenstücke nicht gerade Lust bezeigt, sich einem Kreuzzug gegen die neuen Thorheiten der Gesellschaft anzuschließen, sondern man scheint fast dem Vaudeville das Recht absprechen zu wollen, eine ernste Geißel der Sitten und der Moden in die Hand zu nehmen. Die epigrammatische Schärfe, mit der sich diese Stücke als eine Stimme in der Wüste gegen die heutigen Sitten von Paris kehren, geht unter dem lauten Amüsement verloren, welches das Pariser Theaterpublikum an der reizenden scenischen Ausführung nimmt. Es würde dies aber nur beweisen, daß das Theater auch in Frankreich seine erste und letzte Aufgabe, die Richtungen der Zeit wiederzuspiegeln und zu beeinflussen, zu verlieren anfängt. Da aber der französischen Komödie die Freiheit geblieben, die Stoffe der Zeit, mit Ausnahme der politischen Elemente, nach allen Seiten hin in sich aufzunehmen und die Leidenschaften und Ausartungen des Tages mit aller Naturwahrheit auf die Scene zu bringen, so ist sie dadurch wohl noch lange vor der armseligen Verflachung und phantastischen Leerheit gesichert, mit der die deutsche Bühne, die aus jeder Realität herausgefallen, seit einiger Zeit den Vernichtungskampf zu kämpfen scheint.

Die neueste französische Komödie spiegelt aber die Verderbniß und Verzerrung der Sitten treuer und mit mehr Talent und Geist wieder, als es ihr auf der andern Seite gelingt, eine neue poetische Bahn zu gewinnen, wozu aber vor allen Dingen erforderlich sein würde, das Element der Prostitution, das sich in die Dramatik wie in die Gesellschaft so tief eingefressen, wieder von der Scene zu entfernen. Die Camélias-Stücke von Alexander Dumas Sohn und seinen Nachahmern haben aber einen Ton angeschlagen, der so stark mit den Sympathien und Bedürfnissen der heutigen Gesellschaft zusammengefallen ist, daß die Versuche anderer Komödiendichter, mit einer Palinodie dieser Richtung zu debutiren, als sehr wenig erfolglos und sehr abgeblaßt sich bezeichnen. Dies muß unbedingt von der Komödie: „Un enfant du siècle," gesagt werden, dessen erster Aufführung auf dem Théâtre du Vaudeville wir beiwohnten, und als dessen Autoren am Schlusse der Darstellung die Herren Joachim Duflot und Paulin Deslandes angegeben wurden.

Dies Stück beginnt mit einigen sehr ergreifenden Zügen, um den Abgrund zu schildern, in den Debauche und Luxus, diese beiden Haupttriebfedern des heutigen modischen Individuums, einen das Zeitalter nach dieser Seite hin repräsentirenden jungen Mann gestürzt

haben. Der Held des Drama's, Lucien de Herdry, beginnt bereits mit einer Erschöpfung seiner Kräfte, die sich sowohl finanziell, denn er hat mehr als 500,000 Francs in seinen Gelagen vergeudet, als auch körperlich in seiner durch und durch angegriffenen Gesundheit zu erkennen giebt. Da er in seiner Blasirtheit zugleich nicht ganz ohne abenteuerliche Phantasterei ist, so beschließt er, den berühmten Doctor Mauperthuis zu consultiren, um von ihm zu erfahren, wie lange er wohl noch zu leben haben würde. Der Arzt erwiedert lakonisch, daß er nicht wieder zu ihm zurückkehren werde und Lucien nimmt jetzt auf die heiterste und ausgelassenste Weise seinen Tod in Aussicht, indem er den Rest seines Vermögens in einer permanenten Orgie zu verjubeln beschließt.

Er ladet alle seine schwelgerischen Freunde und Freundinnen zu sich ein, und es erscheinen nun bei ihm mehrere galante und verführerische Heroinen jener Demi-Monde, welche jetzt die natürliche und unabweisliche Sphäre der eleganten Jugend Frankreichs geworden zu sein scheint. Es entwickelt sich nun auf der Scene die tolle, allen sittlichen Gesetzen Hohn sprechende Orgie, in welcher der melancholisch gewordene Wüstling seinen Schwanengesang finden will. Mitten in dem Jubel der Orgie wird der eigentliche Zustand Luciens

durch den Eifer eines ernsthaft um ihn besorgten Freundes verrathen, und Lucien selbst gesteht in seiner Aufregung ein, daß er sich nicht nur als Brustkranker am Rande des Grabes befinde, sondern auch nur etwa noch 50,000 Francs übrig behalten habe, die für den letzten Lebenstaumel vielleicht noch gerade ausreichen würden. Es bringt diese Erklärung einen ungeheuren Effect namentlich unter seinen Damen hervor, die, empört über die sentimentale Wendung dieser Scene und noch mehr entsetzt durch die Enthüllungen aus der Zukunft seines Geldbeutels, in Masse aufbrechen und ihn, wie die Ratten das sinkende Schiff, verlassen.

Man begegnet darin wieder dieser typischen Herzlosigkeit, durch welche die heutige femme du monde sich so hervorstechend von der früheren Grisette unterscheidet. Diese gänzliche Gemüthshärte der Damen der Demi-Monde bildet das eigentliche Thema in der Komödie „les filles de marbre", in welcher die Kälte dieser Damen gegen ihre Opfer und gegen Diejenigen, welche sich in ihren Fesseln ruinirt haben, auf eine wahrhaft diabolische Weise illustrirt worden ist. Diese Demi-Monde (der „Pfirsich"*) mit dem oft kaum

*) „Eh bien! entrez un jour chez un marchand de comestibles, chez Chevet ou chez Potel, et demandez-lui ses

merkbaren schwarzen Fleck, der sich von den übrigen ganz untadelhaften Pfirsichen nur wie ein Preis von 15 zu 20 Sous unterscheidet) umringt mit tollem

---

meilleurs pêches. Il vous montrera une corbeille contenant des fruits magnifiques posés à quelque distance les uns des autres et séparés par des feuilles, afin qu'ils ne puissent se toucher ni se corrompre par le contact; demandez-lui le prix, il vous répondra: vingt sous la pièce, je suppose; regardez autour de vous, vous verrez bien certainement dans le voisinage de ce panier un autre panier rempli de pêches toutes pareilles en apparence aux premières, seulement plus serrées les unes contre les autres et ne se laissant pas voir sur tous leurs côtés, et que le marchand ne vous aura pas offertes. . Dites-lui: Combien celles-ci? il vous répondra: Quinze sous. Vous lui demanderez tout naturellement pourquoi ces pêches, aussi grosses, aussi belles, aussi mûres, aussi appétissantes, coûtent moins cher que les autres? Alors il en prendra une au hasard, le plus délicatement possible, entre ses deux doigts, il la retournera, et vous montrera un tout petit point noir qui sera la cause de son prix inferieur. Eh bien! mon cher, vous êtez ici dans le panier de pêches à quinze sous. Les femmes qui vous entourent ont toutes une faute dans leur passé, une tache sur leur nom: elles se pressent les unes contre les autres pour qu'on les voie le moins possible; et avec la même origine, le même extérieur et les mêmes préjugés que les femmes de la société, elles se trouvent ne plus en être, et composent ce que nous appelons le demi-monde, qui n'est ni l'aristocratie ni la bourgeoisie, mais qui vogue comme une île flottante sur l'océan parisien et qui appelle, qui recueille, qui admet tout ce qui tombe, tout ce qui émigre, tout ce qui se sauve de l'un de ces deux continents, sans compter les naufragés de rencontre, et qui viennent on ne sait d'où."

Alexandre Dumas fils („Le demi-monde" Acte II. Scène IX.)

Jubel das hinsterbenwollende enfant du siècle, das seine letzten Napoleonsd'or daran wendet, um das Gelage für permanent zu erklären, und dessen gefährlicher Gesundheitszustand sich alle Augenblicke durch jenen unheimlichen Husten verräth, den Dumas Sohn als ekelhaftes Symptom der Debauche in den Dames aux camélias zuerst typisch benutzt hat.

Wenn die griechische Tragödie in den offenen Wunden des Philoktet herumwühlte, so hat diese moderne Komödien-Gattung sich das schwindsüchtige Hüsteln der Debauche erkoren, um darin ein neues bedeutsames Moment der darstellenden Kunst zu ergreifen, und den schon beim alten Philoktet angeregten Streit über die Darstellbarkeit körperlicher Schmerzen auf der Bühne von Neuem auf's Tapet zu bringen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß das Publikum sie sogleich damit ausgezischt hätte, weil man sonst Gefahr läuft, noch ein ganzes Krankenlager liederlicher Personen (wozu in den Dames aux camélias bereits ein ganzer Akt bestimmt ist) mit allen Details von Mercurial-Einreibungen u. dgl. auf der Bühne dargestellt zu erhalten. Die italienische Oper war schon dabei angekommen, die Pestbeulen in Musik zu setzen, und die französische Komödie wird es auf ihrem jetzigen nacktmenschlichen Standpunkt noch viel weiter

bringen. Der erste Schritt dazu ist bereits geschehen.

Das Kind seines Jahrhunderts genießt aber zugleich die Bekanntschaft einer jungen Grisette, in welcher dieser eigenthümliche Mädchenschlag in der ganzen kernhaften Tüchtigkeit der alten Zeit fortlebt. Seraphine ist an Lucien zugleich durch die Bande der Dankbarkeit gefesselt, denn er hat sie und ihren Vater aus der Misère gerettet, und sie übernimmt nun mit einer wahren Begeisterung die Krankenpflege bei dem zerrütteten jungen Wüstling. Ihre treue, unermüdliche Hand hat Wunder an ihm verrichtet, und wir finden ihn im zweiten Akt ganz lebensfrisch und zugleich in der glänzendsten äußerlichen Position wieder. Er ist von Neuem reich geworden, und seine Geldmittel strömen ihm aus einer heimlichen Quelle zu. Aber für ehrenvoll wird seine Position selbst in der Genossenschaft der Debauche nicht gehalten, und einer seiner Freunde, der ihn beleidigt hat, verweigert es sich mit ihm zu schlagen. Als durchsichtiger Grund erscheint dabei der Umstand, daß das Kind des Jahrhunderts Liebhaber der schönen Marquise de Noirmont geworden ist und von dieser Dame seitdem völlig unterhalten wird, was den Ehrenbegriff beeinträchtigt. Ohne daß man sich über die Gründe jener Ehren-

Weigerung offen gegen ihn erklärt, fühlt er doch das schwüle Geheimniß, das sich um ihn her ausgesponnen. Dies Geheimniß besteht in den Worten: Man schlägt sich nicht mit einem entehrten Mann! Mitten in einer Sphäre der socialen Verwilderung, in der ein eigentliches Sittengesetz nicht mehr existirt, bringt wenigstens die strenge Aufrechthaltung der formellen Ehre noch die Illusion eines moralisch gestützten und zusammenhängenden Gesellschaftszustandes hervor. Für Lucien wurden aber diese Zweifel gegen die Integrität seiner Ehre um so empfindlicher, da er gleichzeitig die Absicht hat, ungeachtet aller wüthenden Eifersucht seiner Marquise um die Hand der jungen Hermine Mauperthuis, der Tochter seines Arztes, sich zu bewerben.

In jener Marquise erscheint die dritte weibliche Species dieses Stückes. Denn nachdem wir zuerst die Femmes du demi-monde, und neben ihnen die Grisette der guten alten Zeit gesehen, erblicken wir in der Marquise die Femme de la société, welche durch ihre Geburt wie durch ihre Stellung und Verhältnisse die unbestrittenste sociale Geltung für sich in Anspruch nehmen kann, und in deren Salon die Notabilitäten des Tages sich drängen.

Die Femme de la société ist nun allerdings die höchste Sprosse auf dem Tschin des französischen

weiblichen Lebens, und die Femme du monde, welche eigentlich Femme du demi-monde ist, sieht sich, welche Vorzüge sie auch entwickeln mag, durch eine himmelweite, unübersteigliche Kluft von der in ihrer Stellung ausschließlich anerkannten Femme de la société geschieden. Diese Stellung ist aber so fest und überragend, daß sie zunächst selbst durch die Moral nicht erschüttert und durchbrochen werden kann, und darin macht sich von Neuem ein herber Widerspruch in dem heutigen socialen Leben bemerkbar.

Denn die schöne Marquise de Noirmont lebt, wie wir sehen, nicht gerade um sehr Vieles sittlicher, als die Damen der demi-monde, aber ihre einmal anerkannte sociale Position schützt sie davor, in den brodelnden Topf der demi-monde geworfen zu werden. Das sociale Vorurtheil führt hier noch ein Bollwerk auf, hinter dem wenigstens ohne Verlust der bürgerlichen Ehre gesündigt werden kann, und das es unter gewissen Umständen fast unmöglich macht, die Femme de la société social entarten zu lassen.

Eben so unmöglich aber fällt es auf der andern Seite, daß die Femme du demi-monde sich jemals in eine Femme de la société verwandeln und auf die Lebensstufe derselben hinübertreten könnte. Der verzweifelte und vergebliche Kampf einer solchen Dame

gegen die Verhältnisse bildet den eigentlichen Inhalt der Dumas'schen Komödie le demi-monde, und es geschieht gewissermaßen im Namen der „gesellschaftlichen Ehre“ (ein Ausdruck, der im heutigen Frankreich nur noch als Phantom wirken kann), daß selbst die intimsten Genossen ihres früheren lasterhaften Lebens sich gegen sie vereinigen, um ihr den durch die Verheirathung mit einem Ehrenmann erstrebten Eintritt in die reine und makellose Sphäre der Gesellschaft zu wehren, und Ihresgleichen, einen Mann von Ehre, von der Ehe mit einer Courtisane zurückzuhalten.

Aber wir vergessen, daß wir das Kind des Jahrhunderts, das noch neuen Wandelungen entgegenstrebt, in den Armen der schönen Marquise de Noirmont zurückgelassen haben. Lucien hat sich plötzlich ein ganz anderes Ziel gesteckt, er will sich vollständig rehabilitiren und zwar in und mit dem Besitz eines jungen, unschuldigen Mädchens, der reizenden Tochter des Doctors Mauperthuis, desselben berühmten Arztes, der zu Anfang ihm keine Hoffnungen hatte machen wollen, daß er die zerrüttenden Folgen seiner Ausschweifungen noch lange überleben werde. Im dritten Akt sehen wir Lucien, wie er in tiefer Zurückgezogenheit sich Hals über Kopf in medizinische Studien

hineingestürzt hat, denn er will jetzt durchaus Professor an der Ecole de Médecine werden. Dies Ziel zu erreichen gelingt ihm, und er führt damit zugleich die junge Braut heim, als die Repräsentantin ächter weiblicher Tugend und wahrhafter Lebenssitte. Der Professortitel schließt auf eine tragikomische Weise den Abgrund, in welchen der Mann der Debauche zu versinken drohte, und damit vollbringt sich auch die Ehrenrettung des enfant du siècle vollständig. Der Freund, der ihm früher das Duell verweigert, gibt ihm die zufriedenstellendsten Liebesversicherungen, Doctor Mauperthuis bewilligt ihm seine Tochter zur Ehe, aber Seraphine, die brave liebenswürdige Grisette, die mit wahrer Liebe an ihm gehangen, bricht in Thränen der Verzweiflung aus. Lucien übergibt ihr eine Summe als Heirathsgut, die aber das feinfühlende Geschöpf ausschlägt, worauf Lucien sie mit einem seiner besten Freunde verheirathet.

Der Komödie sind einige interessante Scenen und ein natürlicher, lebhafter Dialog nicht abzusprechen, aber der Gesammteindruck ist doch mehr ein ridiculer und schwächlicher, als daß die beabsichtigte Wiederherstellung des sittlichen und socialen Gleichgewichts, die sich der Dichter angelegen sein lassen wollte, mit einigem Erfolg zur Geltung gekommen wäre.

Das Stück fand auch bei der ersten Darstellung keine durchweg günstige Aufnahme des Publicums, obwohl es seitdem zahlreiche Wiederholungen erlebt hat. Die Opposition fiel namentlich bei den trivialen Sprüngen ein, welche die Komödie mit der moralischen Besserung ihres Helden unternimmt. Von den Folgen eines wüsten Lebens durch die treue Pflege der Grisette genesen, jedoch nun in den bezahlten Liebhaber einer üppigen Marquise verwandelt, kann der Held des Drama's keinen lächerlicheren Eindruck darbieten, als wenn er sich jetzt aus der erneuerten Liederlichkeit in das medicinische Professorenthum hineinrettet, und, das Patent in der Tasche und die tugendhafte Braut am Arme, nun mit triumphirendem Stolz sein Jahrhundert in die Schranken fordert. Mit diesen soliden und wissenschaftlichen Wendungen seines Lebens fällt er aber auch als enfant du siècle ganz aus der Rolle, denn als ächtes Kind seiner Zeit würde er eher Börsenspeculant (wo, nach der Ponsard'schen Komödie auch alle übrigen Leidenschaften, namentlich die der Sinnlichkeit, aufhören) als Professor der Medicin geworden sein.

Gegen diesen unglücklichen Mischmasch von Liederlichkeit und Sittlichkeitsanwandlungen erscheinen die Stücke, welche lediglich die sociale Stellung der

Prostitution und ihre Schicksale behandeln, in einer jedenfalls überlegeneren und interessanteren Bedeutung. Wenn aber das Kind des Jahrhunderts die Professur, welche als Triumph der sittlichen Palingenesie erscheint, unglücklicher Weise nicht erhalten hätte, so würde es mit allen sittlichen Tendenzen jener Komödie schlecht ausgesehen haben.

Charakteren und ihre Schicksale behandeln, in einer jedenfalls anziehenderen und interessanteren Bedeutung. Wenn aber das Stück des [illegible] die Kritik, welche als Triumph der [illegible] [illegible] erscheint, [illegible] Wolfe nicht erhalten hätte, so würde es mit allen [illegible] Zeitungen jener Periode solche gefunden haben.

II.

Die Fanfaronnade des Lasters.

Auf dem Gymnase dramatique wurde seit einiger Zeit ein neues Stück der Herren Dumanoir und Biéville wiederholt, das den überraschenden Titel: „les fanfarons de vice“ (die Prahlhänse des Lasters) führt und nur durch die Aufgreifung des in diesem Titel ausgedrückten Thema's erwähnenswerth und merkwürdig ist.

Der Tartüfferie, die sich fromm anstellt, um dadurch weltliche und sinnliche Vortheile zu erzielen, kann kein auffälligerer Gegensatz gegenübergestellt werden, als die Fanfaronnade des Lasters, die in der erwähnten Komödie gewissermaßen als eine neue gesellschaftliche Manier, als eine durch die Ausartung der heutigen

Verhältnisse in die Mode gekommene Lebensmaxime behandelt wird.

Ob die französische Gesellschaft im heutigen Kaiserreich wirklich schon so weit ausgeartet und in der Auflösung begriffen ist, um dem Individuum, das sich in den glänzenden und starken Harnisch gewisser Laster wirft, ein größeres Anrecht auf Geltung und Ansehn zuzugestehn, wagen wir weder zu bejahen noch zu verneinen. Wenn es aber möglich ist, auf diese Lebensansicht, die eine umgekehrte Tartüfferie des Jahrhunderts in sich trägt, eine Zeitkomödie für das Theaterpublikum zu begründen, so kann die ganze Kategorie nicht aus der Luft gegriffen sein, sondern muß den Manieren der heutigen französischen Gesellschaft wenigstens in gewissen Kreisen entsprechen und dieselben bereits wahrheitsgemäß wiederspiegeln.

Die Voraussetzung muß zugegeben werden, daß der heutige Gesellschaftszustand, besonders in dem Extrem politischer Verrenkung und Verfälschung, in dem er bereits in Frankreich vorliegt, nicht mehr recht dazu geeignet ist, um darin mit geistigen und sittlichen Vorzügen Glück zu machen und durch eine einfache, redliche, bloß von den Ideen des Wahren und Edlen geleitete Individualität zu wirken. In einem so gekniffenen und riskanten Gesellschaftszustand, wie der

heutige, scheint sich Der im Vortheil zu befinden, der von vornherein mit einem recht tüchtigen Laster bewaffnet auftritt, und der dadurch an den Tag legt, daß auch ihm alle Mittel der Schonungslosigkeit und Bosheit zu Gebote stehen, um den Andern die gesellschaftlichen Vortheile streitig zu machen, oder dieselben mit ihnen theilen zu können. Es ist eine der Grundlehren des Macchiavellismus, durch Laster zu herrschen und in der Stärke derselben die Macht zu begründen, und das neue Kaiserthum, das den macchiavellistischen Theorien überhaupt eine neue Anwendung auf Staat und Gesellschaft gegeben, hat den Anschauungen nach dieser Seite hin offenbar schon eine ganz specifische Richtung eingepflanzt. Der Imperialismus gehört jedoch in gewissem Betracht ebenfalls zu den fanfarons de vice, denn auch er ist in manchem Betracht innerlich besser als er seiner Macht wegen scheinen will, und wenn er um seines Bestandes willen die Freiheiten der Nation angegriffen, und sich den Thron einer ächten Tyrannis begründet hat, so trägt er doch, sobald er will, alle Elemente zu einer ächten Wiedergeburt dieser Freiheiten in sich, und würde ihnen vielleicht in der Zukunft eine größere Garantie ihrer Verwirklichung gewähren können, als dieselben unter irgend einem früheren Regime gefunden haben.

Die Fanfarons de vice, die zugleich als heimliche Biedermänner erscheinen, sind in jener Komödie Leute, die sich durchaus schlechter stellen als sie sind, indem sie ihre eigentliche Ehre darein setzen, in ihrem Kreise mit irgend einem Laster oder einer Nichtsnutzigkeit behaftet zu erscheinen. Gute Sitten, Herz und Gemüth, eine ehrliche und ehrenhafte Gesinnung zu zeigen, gilt am meisten für verfehmt, und beeinträchtigt, wie es scheint, das gesellschaftliche Renommée, weshalb es in dem Kreise der jungen modernen Leute, den die Komödie schildert, zum guten Ton geworden ist, in der diabolischen Farbe eines nichtswürdigen Charakters zu schillern, und die wahrhaften und innigen Gefühle, die man noch besitzt, als etwas seiner Unwürdiges sorgfältig zu verstecken. Es ist dies ein in der Fäulniß vorgeschrittener Zustand der heutigen französischen Gesellschaft, wie man ihn in Deutschland nur noch in der ersten Annäherung kennt, weshalb er auch als Komödien-Thema bei uns noch fremdartig erscheinen muß.

Wenn Prostitution und Agiotage in die Gesellschaft vorgedrungen sind, um Liebe und Ehe daraus zu vertreiben, so zeigt uns die Komödie „les fanfarons de vice" den dritten Angriffspunkt, auf welchem die bedrohte Gesellschaft sich alles ihres positiven Inhaltes ent-

leeren zu sollen scheint, nämlich den Punkt des Gemüthes und der ächt menschlichen Gefühle. Diese Seite hängt allerdings mit dem neuen Materialismus des Zeitalters auf das Genaueste zusammen, der Alles zu sehr auf die rivalisirende Aeußerlichkeit, den baaren Vortheil und den praktischen Kunstgriff berechnet und zugespitzt hat, als daß es noch nützlich und gewinnbringend erscheinen könnte, in diesem egoistischen Kampf der Interessen, zu dem das ganze Leben sich auseinanderzerrt, die reinen und natürlichen Seiten des Gemüthes herauszukehren und seinen Antrieben zu folgen.

Immerhin aber sind Gemüth und Herz eine Begabung des Menschen, die mit der eigentlichen Wurzel seiner Existenz zusammenhängt, und so leicht nicht aussterben wird. Es scheint daher in einem gesellschaftlichen Zustande, der auf so raffinirten und praktischen Schrauben steht, darauf anzukommen, daß man nicht mehr die Schwachheit verrathe, Gemüth und Herz zu haben, sondern überall in demselben harten, gegen jedes Gefühl undurchdringlichen Panzer erscheint, in dem alle Uebrigen fechten, und Jeder den Andern zu besiegen sucht. Der Krieg Aller gegen Alle, den einst Hobbes als Prinzip aufgriff, um die Nothwendigkeit des absoluten Staats darauf zu begründen, ist durch

die Industrialisirung des heutigen Menschengeistes zur eigentlichen Parole für alle Zustände geworden.

Das Stück beginnt mit einem wilden Gelage bei Louis, einem ächt modernen jungen Manne, der allen seinen Freunden und ihren Maitressen ein schwelgerisches Diner giebt, denn eine neumodische französische Komödie, welche die beweglichen Elemente der heutigen Gesellschaft aufnimmt, kann nicht mehr ohne Prostitution und Debauche ihre Sphäre bezeichnen. Man spricht von Pferden, Weibern, Orgien und Allem, was es Scandalöses in der Gesellschaft giebt, und beschäftigt sich unter Anderm auch theilnehmend mit einer der anwesenden Courtisanen, der schönen Balaclava, die von ihrem Geliebten, dem ebenfalls anwesenden Boldrick, der sich durch seine Reitpeitsche fürchterlich zu machen sucht, beständig mißhandelt und geschlagen wird. Balaclava aber sieht ihren Roué mit einem schmachtenden Seitenblick an, und lächelt bloß zärtlich: je l'aime. Boldrick erzählt vom Theater, wo er gestern gewesen, und wo man ein neues Drama, ein unausstehliches Rührstück, gegeben, in welchem eine zärtliche Mutter für ihre Tochter in den Tod gegangen sei. Er wird aber von seiner eigenen Erzählung, ungeachtet er sie mit der größten Rohheit vorträgt, und dazu alle Augenblicke mit seiner Reitpeitsche knallt,

sichtlich gerührt, und seine Zuhörer, welche dieselbe Stimmung bei sich zu befürchten scheinen, retten sich in ein tobendes Lachen und Spotten, welches um so lauter losbricht, als eine der Grisetten, die liebliche Pincette, plötzlich mit hinschmelzendem Gefühle ausruft: „Wie schön muß es sein, eine Mutter zu haben! Ach, wie sehr, wie sehr wollte ich sie lieben!“ Als sich der Sturm der Spötter nun ganz fürchterlich über dem Haupt der kleinen Sentimentalen entladet, und Louis die dictatorische Erklärung abgiebt, daß es nichts Abgeschmackteres gebe, als die Verwandtenliebe, wird die Gesellschaft durch unerwarteten Besuch überrascht. Ein Herr von Duvivier tritt mit einem Briefe ein, den Louis mit allen Zeichen der Bestürzung empfängt. Der Letztere begiebt sich mit dem Briefe bei Seite, und liest ihn mit dem Ausdrucke schmerzlichen Staunens, und mit der tiefsten Erschütterung, die sich bald in seinem ganzen Wesen ausprägt, durch. Als er aber bemerkt, daß seine Freunde ihn beobachten, wendet er sich mit einer plötzlich wieder veränderten Gebärde um, und ruft, den Brief über seinen Kopf in die Höhe schwingend: Hurrah! Laßt uns jetzt zu Tische gehn! Ich lade Euch auf acht Tage zum Diner. Ich bin ein reicher Erbe geworden. Meine Tante ist gestorben, und hat mich zu ihrem Universal-Erben eingesetzt! —

Und ich glaubte, Sie hätten Ihre Tante sehr geliebt? macht ihm der neu angekommene Duvivier bemerklich. — Ja wohl, ist die Antwort, gerade wie man eine Tante liebt, die man so dringend zu beerben hofft, und welche Einem die Erbschaft entziehen kann, wenn man sie nicht liebt.

Man geht jetzt paarweise zum Diner ab, nur Mercier, ein edler und dem Treiben der Andern abholder Freund, bleibt einen Augenblick zurück, und stellt ernste und theilnahmsvolle Betrachtungen über Louis an. Ein alter Mann tritt ein, in der etwas ridicülen Tracht eines ländlichen Provinzialen, der sich als den Vater des Louis zu erkennen giebt. Herr Renaud ist gekommen, um seinen Sohn wegen des Todes der geliebten Tante zu trösten, aber Mercier bittet ihn, wieder zu kommen, da eben eine so lustige Gesellschaft beisammen sei, und Louis in der Mitte derselben gewiß nicht gern seinen Vater empfangen würde. Der alte Mann entfernt sich traurig, und man hört das Gelage im andern Zimmer toben. Bald darauf tritt Louis wieder heraus und ergiebt sich, sobald er sich allein sieht, einem hinbrütenden Schmerz. Er klagt sich auf das Bitterste an, zuvor das theuere Andenken seiner Tante gelästert zu haben, und bricht in die heftigsten Thränen über sich selbst und über den schmerz-

lichen Verlust aus. Einer der Genossen kommt ihm nach, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß es bei der Tafel an Champagner fehle. Eben deshalb war ich aufgestanden, um die beste Sorte meines Vorraths heranschaffen zu lassen, bemerkt Louis, indem er sich heimlich die Thränen aus den Augen wischt, und mit frischem Jubellaute wieder zu dem Gelage zurückstürzt.

Dann tritt ein anderes Paar heraus, das seinen Antheil am Diner früher als die Uebrigen beendet zu haben scheint. Es ist der alberne, von seiner Reitpeitsche unzertrennliche Boldrick, im Gespräch mit seiner Freundin Balaclava. Er läßt sich darüber aus, warum er immer den rohen Bramarbas gegen sie spiele, und dankt ihr zärtlich, daß sie ihrerseits diese Rolle, die er ergriffen habe, um von sich reden zu machen, stets unterstützt habe. Er habe, plaudert Boldrick, genau darüber nachgedacht, wodurch man sich wohl heute noch ein erkleckliches Renommée erwerben könnte. Aber das Pulver sei schon erfunden gewesen, und er sei auch zweifelhaft darüber geworden, ob er diese Erfindung wirklich hätte machen können. Eine neue industrielle Unternehmung, die mit seinem Namen gestempelt worden wäre, hätte er ebenfalls nicht ausfindig machen können. Um von sich reden zu machen,

habe er deshalb das Wesen eines grausamen Wütherichs, namentlich aber gegen seine geliebte Freundin, angenommen, man spreche überall davon, daß er sie fürchterlich schlage und züchtige, und dies eigenthümliche Renommée danke er ihr, da er sich sonst vielleicht kein anderes hätte erwerben können. Die niedliche Balaclava aber führt das Gespräch auf einen mehr practischen Boden hinüber. Sie spielt an der Börse, und verlangt von ihrem Freunde, daß er ihr wieder Creditmobilier-Actien, in denen sie stark arbeitet, kaufen solle. Boldrick scheint aber keine rechte Lust dazu zu haben, sondern fuchtelt halb ärgerlich mit seiner Reitpeitsche umher, wobei er ziemlich dicht unter die allerliebste Nase seiner Balaclava geräth. Diese nimmt ihm aber jetzt ganz lakonisch die Reitpeitsche ab, und schlägt mit derselben so fürchterlich auf ihn los, daß er unter ihren Streichen fast zusammensinkt. Die Versöhnung erfolgt aber sogleich auf das Innigste, indem Boldrick die Creditmobiliers zu liefern verspricht. Der Bediente bringt ihnen den Caffee, aber Boldrick verlangt fluchend und wetternd ein Glas Rum. Balaclava muß aber für ihn den Rum austrinken, während er selbst heimlich und behaglich den Caffee ausschlürft. Es ist ihm nur um den Effect der übrigen Gesellschaft gegenüber zu thun, die ihn bewundern soll, daß er schon wieder ein Glas

Rum geleert, nach den ausschweifenden Weingenüssen bei der Tafel.

Die Gesellschaft tritt heraus, in einer sehr lebhaften und tumultuarischen Unterhaltung. Louis wird von den Uebrigen verhöhnt, denn man hat ihn eigentlich im Verdacht, daß er noch auf eine altmodische Weise tugendhaft und gefühlvoll sei, und obwohl er sich, wie es die Mode verlangt, im Besitz einer Maitresse befindet, so wird ihm doch Schuld gegeben, daß er auf dem Lande in der Nachbarschaft von Paris einer idyllischen Liebe nachgehe und dort von einem tugendhaften Mädchen gefesselt werde. Man verabredet jubelnd, am andern Tage eine Partie in Masse dorthin zu unternehmen, und Louis muß versprechen, ebenfalls von der Partie zu sein. In diesem Augenblicke tritt sein alter Vater wieder herein, und wird wegen seines altmodischen und provinzialen Aussehens von der jubelnden Schaar mit Hohngelächter begrüßt. Als Louis sieht, daß sein Vater Gegenstand des Gelächters wird, verleugnet er ihn, und ruft dem auf ihn zustürzenden alten Mann kalt und befremdet zu: „Was wollen Sie? Ich kenne Sie nicht.“ Da tritt der edle Mercier hervor, und sagt, den Alten umfassend: „Es ist mein Vater; ich erbitte mir Achtung für ihn.“

Der zweite Act spielt auf dem Lande. Louis hat

sich früher hinausbegeben, um dort noch Zeit zum Rendezvous mit seiner Geliebten zu haben, einem jungen unschuldigen Mädchen, die hier in der Verborgenheit wohnt, und deren Vater er einst vom Selbstmord gerettet, indem er ihm Geld gegeben, seine Schulden zu bezahlen. Martha lebt nach dem Tode ihres Vaters hier friedlich von ihrer Hände Arbeit, und ahnt nicht, daß es Louis ist, welcher die Arbeit bei ihr bestellt und dieselbe theuer bezahlt. Ihr beiderseitiges Liebesgespräch athmet den unschuldigsten und reinsten Charakter. Louis erscheint hier als die Innigkeit und Zartheit selbst, nur klagt er sich heute vor ihr eines Verbrechens an, das er gestern an ihr begangen. Er hat nämlich, als er das letzte Mal bei ihr war, unbemerkt den kleinen Schlüssel entwendet, welcher die Thür ihres Schlafzimmers nach dem Garten verschließt. Aber er will ihr den Schlüssel jetzt zurückgeben, weil er sich vor bösen Gedanken, die Thaten nach sich ziehen könnten, bewahren möchte. Marie, um ihr grenzenloses Vertrauen ihm zu beweisen, sagt: gardez la clef: ma vertu se gardera elle-même. Louis dankt ihr entzückt, und beschwört sie mit ihm einen Spaziergang nach der Capelle zu machen, um dort mit ihm für das Seelenheil seiner verstorbenen Tante zu beten. Als sie fortgegangen, tritt Flamand,

ein der lustigen Gesellschaft Angehöriger, aus dem Pavillon hervor, wo er sich versteckt gehalten. Er hat Alles gehört, und denkt Vortheil davon zu ziehen. Jetzt kommt die ganze Gesellschaft der Fanfarons de vice herbei, die eben aus der Stadt angelangt ist. Auch Louis kehrt zurück, und nimmt sogleich Mercier bei Seite, um von ihm Nachrichten über seinen Vater zu erhalten. Mercier sagt: „Von Ihrem Vater weiß ich nichts; mein Vater ist traurig und unglücklich, und will Niemand sehen.“ Louis weint vor Schmerz und Verzweiflung, als aber die andern herzutreten und behaupten, er habe geweint, versichert er, er wäre nie lustiger gewesen als eben jetzt, und zu jedem tollen Streich sei er aufgelegt. Man nimmt ihn beim Wort, und beschließt jetzt, Bank zu legen. Louis verspielt all sein Geld, und muß erklären, daß er Nichts mehr habe. Jetzt erhebt sich Flamand und ruft mit rohem Gelächter: Im Gegentheil, Sie haben ja noch eine wunderschöne und sehr tugendhaft Geliebte, und dazu einen blanken Schlüssel, der zu Marthens Schlafgemach führt! Alle lachen, und Flamand erzählt das ganze Gespräch, das er belauscht. Louis wird wüthend, besonders aber über den Gedanken, daß man ihm eine sentimentale Liebschaft mit einem tugendhaften Mädchen zutrauen will; er will ihnen beweisen, daß

er sich nichts aus dem Mädchen mache, und schlägt vor, da er kein Geld mehr habe, mit Flamand um seine Geliebte Martha und deren bedeutungsvollen Schlüssel zu spielen. — Jetzt entsetzen sich selbst alle Fanfarons de vice über einen so frivolen Vorschlag und sogar die galanten Damen rathen ab von einem solchen Verbrechen. Louis wird dadurch noch mehr gereizt, der Andere nimmt die Partie an und setzt ein Pferd dagegen. Louis legt den Schlüssel auf den Tisch. Eine athemlose Spannung herrscht, es wird gewürfelt, und Louis verliert. Er lacht spöttisch auf, der Andere steckt den Schlüssel ein. Nun aber bricht eine allgemeine Empörung gegen Flamand los, die seltsamer Weise einen durchaus moralischen Anstrich hat. Alle diese sonst so leichtfertigen Herren zeigen sich sittlich entrüstet, man tobt durcheinander und sucht Veranlassung zu einem Duell mit Flamand, um die arme Martha zu retten. Boldrick geht immer mit seiner Reitpeitsche schnippend um ihn herum, und schlägt ihn endlich gradezu in's Gesicht. Es erfolgt eine Herausforderung, die angenommen wird, und sämmtliche Femmes du monde freuen sich ausnehmend darüber. Balaclava zerfließt in Thränen und will Boldrick vor Rührung umarmen. Er aber, seiner Rolle getreu, stößt sie roh zurück, und droht ihr, sie zu

schlagen, wenn sie sich unterstehen werde, zärtlich gegen ihn zu sein. Jetzt aber tritt Louis, der sich bisher in Verzweiflung im Hintergrunde gehalten, hervor, und nimmt für sich das Recht in Anspruch, sich zuerst mit Flamand zu duelliren, da derselbe ihn als ehrloser Horcher beleidigt und durch seine Lügen zum Gespött gemacht habe. Mit der Festsetzung dieses Duells endigt der Act.

Im dritten Act sehen wir Louis an einer leichten Wunde darniederliegen, mit der er aus dem Duell hervorgegangen. Die ganze Sippschaft der Fanfarons ist mit der innigsten Theilnahme um ihn beschäftigt, nur zuweilen, wenn sie sich zu gerührt vorkommen, brechen sie zur Abwechslung in ein spöttisches Lachen über sich selbst aus. Daneben belauschen wir ein Gespräch, in welchem der edle Mercier den Flamand entlarvt. Dieser Letztere ist keineswegs bloß Fanfaron de vice, sondern ein Verbrecher vom reinsten Wasser, denn er hat früher einen Diebstahl im elterlichen Hause Merciers begangen und hat sich, obwohl man ihn straflos gelassen, doch in einer Schrift zu diesem Diebstahl bekennen müssen, wovon Gebrauch gemacht werden sollte, wenn sich Flamand nicht bessere. Mercier ist im Besitz dieser Schrift, und droht dieselbe mitzutheilen, wenn Flamand nicht für immer aus die-

sem Kreise verschwinde, und zugleich angebe, was aus Martha geworden sei, denn er habe sie heute vergebens in ihrem Wohnorte aufgesucht. Flamand, der reuig und geständig ist, theilt mit, daß Martha in diesem Augenblicke in einem Wagen unten vor der Thür halten werde, denn vermittelst des als eine Legitimation gebrauchten Schlüssels habe er sie im Namen ihres Freundes Louis hierher gelockt, um sich dann ihrer Person bemächtigen zu können. Der edle Mercier stürzt fort, und kommt mit Martha zurück. Zugleich aber erscheint der alte Vater des Louis, den Mercier herbestellt hat, um Vater und Sohn wieder mit einander zu versöhnen. Der alte würdige Mann ist zwar noch nicht ganz entschlossen, denn am wenigsten kann er es seinem Sohne verzeihen, daß er seine Geliebte, ein engelreines Mädchen, im Würfelspiel ausgesetzt habe. Aber die Versöhnung bewirkt sich vor dem Lager des Verwundeten doch sehr leicht, und Louis empfängt den Vater und die Geliebte zugleich aus den Händen des treuen Freundes. Er hat durch seine Erfahrungen eingesehn, daß man sich nicht schämen solle, ein ehrlicher Mann zu sein und nach seinem Herzen zu handeln. Der Vater breitet segnend seine Hand über das liebende Paar. Sämmtliche Fanfarons de vice (die den wirklich Lasterhaften

aus ihrer Mitte ausgestoßen haben) sind jetzt von der tiefsten Rührung ergriffen, und geloben selbst ein anderes und besseres Leben anfangen zu wollen. Balaclava namentlich zerfließt in Thränen und macht sich die schlimmsten Vorwürfe über ihr bisheriges Leben. Besonders klagt sie sich an, daß sie sich soweit vergessen habe, ihren Freund Boldrick des Oefteren mit der Reitpeitsche geschlagen zu haben. Diese Worte rufen allgemein das höchste Erstaunen hervor. Boldrick sinkt aber in sich zusammen, und erklärt, daß er nun verloren sei, denn man werde ihn von jetzt an leider für einen bon homme halten!

So mischt diese bizarre Komödie auch noch in ihrem rührenden und scheinbar befriedigenden Schluß eine leichtfertige Pointe ein. Die phantastischen Ausartungen, an denen die Behandlung des ganzen Themas leidet, sind leicht von den wirklichkeitsvollen Momenten zu unterscheiden, in denen sich gewisse auf der Spitze stehende Richtungen der heutigen französischen Gesellschaft darin charakterisiren. Es ist dies ein zur Tollheit culminirender Gesellschaftszustand, in dem die Geltung der Begriffe von Tugend und Laster sich vollständig durcheinander zu mischen anfängt, und der wahre Reiz und Werth des Daseins nur noch in dem Schein gesucht wird, den Jeder für sich zu wecken am geeig-

netsten und vortheilhaftesten finden will. Die Komödie des künstlichen Scheins ist die Komödie der heutigen Gesellschaft, und wenn die Fanfarons de vice eine nur etwas geistreichere Composition wären, in der nicht Alles so trivial durcheinanderliefe, so hätten sie wohl Anspruch darauf, für ein die gesellschaftliche Corruption physiologisch zeichnendes Drama zu gelten. Es verpufft aber Alles bloß in theatralischer Windbeutelei, und nur der fatale Eindruck bleibt übrig, daß ein so barockes Lebensbild nur aus einer schon vorgeschrittenen Fäulniß der gesellschaftlichen Zustände geschöpft werden könne.

III.

Die französische Gesellschaft und die Frauen.

Das heutige französische Theater hat vollkommen die Rolle übernommen, welche vor der Erneuerung des Kaiserreichs der Feuilleton-Roman in der Enthüllung der socialen Zeitmysterien und Lebensconflicte versah. Die Signatur des Tages wird heute in Frankreich nicht mehr durch die gänzlich von der Regierung geknebelte Presse, sondern durch die Theater, durch Vaudeville und Komödie, gegeben, und die polizeiliche Ueberwachung erweist sich darin unverhältnißmäßig nachsichtiger und argloser, als allen anderen Bethätigungen der öffentlichen Meinung gegenüber. Dies ist zu der größten Verwunderung des deutschen Zuschauers auch bei den theatralischen Darstellungen der Fall, die in

einer crassen und kaum glaublichen Unsittlichkeit, ja in der schmutzigsten Zotenwirthschaft sich gefallen.

Das Theater beweist heut mehr als irgend ein anderes Institut in Frankreich, daß ein innerlicher Bruch in den socialen Zuständen existirt, der durch die moralische Fäulniß und Schwäche, die er verbreitet, den politischen Banquerott aufzuhalten scheint, obwohl er doch nur ein untrügliches Symptom desselben ist. Je inniger aber die sittlich-sociale Erneuerung mit der politischen und nationalen zusammenhängt, um so mehr erscheint die innerste Lebenszerfallenheit, welche die heutigen Bühnenstücke der Franzosen theils naiv, theils frivol vorstellig machen, als ein pathologisches Krankheitsbild des ganzen französischen Gesellschaftskörpers.

Was die handgreifliche Unsittlichkeit und Gemeinheit anbetrifft, so hat diese auf den heutigen Pariser Theatern jedenfalls mehr Terrain und Bürgerrecht gewonnen, als ihr jemals und zu irgend einer Zeit auf denselben zugestanden gewesen. Das Vaudeville durfte sich sonst wohl in Schlüpfrigkeiten und Zweideutigkeiten aller Art gefallen, aber die lichterloh brennende Zote, wie sie aus einigen neueren Stücken uns entgegenschlägt, war durch einen Geschmack, der unter allen Umständen die Grazie festzuhalten suchte, ver-

kannt. Das Pariser Theaterpublikum hat aber diese Schwenkung ungemein zuvorkommend begünstigt, denn selten sahen wir ein Publikum sich in einem tolleren und vergnügtern Gelächter ausschütten, als wenn im Theater du Vaudeville „l'hiver d'un homme marié" gegeben wird. Dies Stück, das den Herren Brisebarre und Nyon seinen Ursprung verdankt, übersteigt in schmutzigen Combinationen und gemeinen Pointen die Gränzen alles Möglichen und Darstellbaren.

Bei getheiltem Bühnenraum sieht man gleichzeitig in die Geheimnisse eines jungen eben vermählten Ehepaares und eines andern, das schon durch Zeit und Gewohnheit gegen einander erkältet worden, hinein. Die beiden Paare neben einander reizen und stimmen sich gegenseitig durch das Geräusch und Bettstellen-Geknarre, welches das eine vom andern nachbarlich vernimmt, und das alte Ehepaar, das sich augenblicklich durch eine Verstimmung entfremdet war, sucht sich jetzt an den Gluthen des jungen Paares zu befeuern. Es kommt zu vollständigen Auskleide-Scenen, man geht vor den Augen des ganzen Publikums völlig ungenirt zu Bett, und entwickelt eine so vollendete physische Harmlosigkeit der Sitten, daß man fast einen in Scene gesetzten Katechismus für Neuvermählte vor sich abgespielt zu sehen glaubt. Es fehlt nicht viel,

daß die Ehe-Mysterien sammt und sonders vor dem Zuschauer zur activen Darstellung gebracht würden, aber etwas Aehnliches geschieht allerdings, und einen Glanzpunkt des Vaudeville bildet ein Zank zwischen den beiden jungen Eheleuten, die, nachdem sie sich in den Alkoven entfernt, im heftigsten Streit über das Geschlecht ihres künftigen Kindes wieder hervortreten. Statt aller Kritik, muß man sich hier darauf beschränken, die unendliche Harmlosigkeit zu bewundern, mit welcher das Pariser Publikum sich an den greifbarsten Unanständigkeiten ergötzt. Man glaubt fast, einem Spiel der Wilden zuzusehen, die zur Feier einer Hochzeit in ihrem Stamme alle ihre barbarischen Gebräuche und Ceremonien zu einem Feststück zusammengestellt haben.

Nicht minder ekelhafte Scenen in geschlechtlicher Hinsicht bietet eine andere Neuigkeit des Theater du Vaudeville „La Dame de trefle“ verfaßt von den Herren Royer, Vaez und Narrey, eine höchst unsaubere dramatische Dorfgeschichte, in der mit der größten Lasciviität zugleich ein crasser Aberglauben, welcher die unteren Volksklassen in Frankreich mehr als anderswo beherrscht, sich verbindet. Auch „Madame d'Ormesson s'il Vous plait,“ von Albert Monnier und Ed. Martin, ist, ohne im Speciellen besonders unsittlich zu sein, eine der leichtfertigsten Bluetten, womit man

nur ein Theaterpublikum unterhalten kann. Die Frivolität besteht hier in der Situation, in der sich ein junger Mann auf gut Glück bei zwei Damen einführt, denen er auf der Straße nachgegangen und die, mit kecker Laune sich an seiner Zudringlichkeit belustigend, ihm mittheilen, daß die Eine von ihnen verheirathet, die andere aber eine junge Witwe ist. Welche aber Diejenige sei, die mithin seinen dringenden Anträgen allenfalls Gehör schenken könnte, wird ihm nicht mitgetheilt, und es entsteht nun seinerseits eine galante Katzbalgerei, um die Rechte unter ihnen für sich ausfindig zu machen. Dieser Kampf, bei dem es sich nur um lauter frivole Pointen handeln kann, wird ebenso trivial durch die Ausplauderei der Kammerjungfer entschieden, worauf der mit Erhörung aufgenommene Heirathsantrag erfolgt. Um die liederliche Piece zum Schluß noch wenigstens einigermaßen auf den Anstand zurückzuführen, erzählt der junge Mann, daß er die Dame schon seit langer Zeit geliebt und aus den Briefen ihres verstorbenen Gatten, den er gekannt, zuerst lieben gelernt habe, worauf er sich geschworen, sie besitzen zu müssen.

Einen ausschließlich moralischen Maaßstab an die Kunst zu legen, wird heute Niemanden mehr einfallen, und jede lediglich aus diesem Standpunkt geschöpfte

Verurtheilung der heutigen Produktionen Frankreichs in Literatur und Theater würde als ungerechtfertigt zurückgewiesen werden können. Es handelt sich aber bei diesen Erscheinungen nicht blos um eine Verletzung der gesellschaftlichen Moral, sondern mit derselben zugleich um ein Attentat auf diejenige sociale Ordnung und Wohlanständigkeit, die schon wegen der Reinlichkeit der Häuser und Familien nicht preisgegeben werden kann, und an der man nicht blos im Reich der Kunst, sondern auch bei Gesellschaftsreformen jeder Art festhalten müßte.

Literatur und Theater sind bei den Franzosen seit einigen Jahren so stark und in einem so zunehmenden Grade von dem Pesthauch der Prostitution durchzogen, daß die entschiedenste Abwehr gegen diese Richtung bald als eine sociale Lebensfrage erscheinen dürfte, um so mehr da auch wir Deutsche uns wieder eifriger als je von dem Abhub der fremden Tafeln zu nähren anfangen. Nachdem die Kämpfe eines Lessing gegen die Ueberwältigung Deutschlands durch französische Afterkunst fast schon in das Reich der Mythe zurückgetreten sind, hat die französische Produktion plötzlich wieder einen so massenhaften Vorsprung bei uns gewonnen und ist in die deutsche Lektüre und auf das deutsche Theater so überschwemmend vorgedrungen,

daß eine Rückwirkung auf die ideellen und ethischen Anschauungen davon unvermeidlich sein wird.

Im Bereich des Theaters ist es zum Theil die allverbreitete Idiosynkrasie der Intendanturen gegen die einheimische deutsche Produktion, wodurch diesem verderblichen Unwesen der weiteste Vorschub geleistet wurde. Die literarische Polizei in Deutschland empfängt aber jetzt ihre Bestrafung dafür, daß sie, die früher einen inquisitorischen Verfolgungsgeist gegen Bücher und Autoren an den Tag legte, mit deren sittlicher Bedeutung wenigstens auf dem polizeilichen Wege nicht fertig zu werden war, jetzt sich von einem wahren Unflath französischer Prostitutions-Romane und Demi-Monde-Komödien umringt sieht, durch den sie nicht mehr den Muth zu haben scheint, sich siegreich hindurchzuarbeiten.

Das schwindsüchtige Hüsteln der Pariser Courtisane, deren eklen Auswurf auch die deutsche Bühne so begierig aufgenommen, scheint übrigens, gleich der französischen Revolution, die Tour du monde antreten zu wollen. Die neue Verdi'sche Oper: La Traviata (die Gefallene), die kürzlich auch in London zur Aufführung gekommen, verbreitet diese gräuliche Species schon mit Hülfe der italienischen Musik weiter, und sucht die kranken und übelriechenden Ausdünstungen

der Dame aux Camélias (die den Operntext hergegeben) mit koketten Melodien zu verschmelzen.

Ehe dieser Scandal in Frankreich auf die Bühnen gelangte, ist er in der Literatur und namentlich im Feuilleton vollständig vorbereitet und ausgetragen worden. Die Prostitution in ihrer Vermischung mit den gesunden und edleren Theilen der Gesellschaft ist das eigentliche Thema des französischen Romans geworden, der dasselbe in den verschiedensten Variationen unaufhörlich darzustellen weiß und keine anderen Helden mehr hat als charakterlose Wüstlinge, zweideutige Frauen und prostituirte Mädchen. Eugène Sue, der in den Mystères de Paris diese Schicht der Gesellschaft ebenfalls in allen ihren Untiefen durchmessen, hat in derselben den polizeilichen Gesichtspunkt, der dabei der einzig entscheidende ist, nicht minder walten lassen als den social reformatorischen. Eugène Sue gilt darum schon für altfränkisch gegen den jüngern Dumas, den Meister des neueren Genres, in dem mitten unter diesem schlechten liederlichen Leben, das darin dargestellt wird, unbegreiflicher Weise weder von Criminal- und Medizinal-Polizei, noch von Gesellschafts-Reformen mehr die Rede ist.

Das eigenthümliche Kennzeichen dieses neuen Genres, wie man es wohl nennen kann, besteht viel-

mehr darin, daß die Prostitution rein als Modesache behandelt wird und in dieser Eigenschaft mit der glänzenden Macht, die jeder Mode eigen ist, und gegen welche es keine Appellation an Vernunft, Sitte und Schicklichkeit giebt, alle Klassen zu durchschreiten und alle Klassen miteinander zu verbinden anfängt. Diese Richtung der neuesten französischen Literatur hat sich in einer Weise ausgebildet, die eigentlich kaum noch als frivol bezeichnet werden kann, indem sie das, was sie darstellt, nicht als einen Gegensatz gegen die bestehende Ordnung und Sittlichkeit der Gesellschaft, sondern als eine in der Gewohnheit und Berechtigung jedes Individuums liegende Lebenseinrichtung aufgefaßt sehen will.

So schildert Henry Murger in den vielgelesenen Scènes de la vie de Bohême den das moderne Zigeunerthum repräsentirenden Lebenskreis umherschweifender Literaten und Künstler, in dem zugleich die Haushaltung mit prostituirten Frauenzimmern ein bestimmtes Element bildet und als Etwas, das auf vollständige sittliche und sociale Geltung Anspruch machen kann, geschildert wird. Es wird in den Schilderungen dieses Lebens und Treibens auch dem Publikum gegenüber eine Freiheit beobachtet, die um so mehr in Erstaunen setzen muß, als man nach der ungeheuern

Verbreitung dieser Produktionen doch anzunehmen hat, daß sie in allen Kreisen und nicht bloß an solchen Orten gelesen werden, die bereits der sittlichen und socialen Gesetzlosigkeit eingestandenermaßen verfallen sind.

Die üppige Romanliteratur des achtzehnten Jahrhunderts, die Liaisons dangereuses, der Chevalier Faublas, der Paysan perverti, die Contemporaines und wie die Matadore dieser Gattung alle geheißen haben mögen, kann insofern noch auf eine gewisse Moral Anspruch erheben, als die darin dargestellten Schlüpferigkeiten, Zweideutigkeiten und Zoten von vornherein als solche aufgetischt werden und grade im frechen oder listigen Gegensatz zu der sittlichen Lebensordnung (die dadurch eher bestätigt und anerkannt als negirt wird) ihren Effekt suchen.

Das neue literarische Genre der Franzosen ist aber über alle zweideutigen Pointen längst hinaus, denn an einem erklärt liederlichen Orte giebt es keine Zweideutigkeiten mehr, und die gemeinsten Verhältnisse treten darin als typische Formen auf, die von diesen Romanciers mit allem Behagen, zum Theil mit einer wahren poetischen Hingebung geschildert werden.

Den Culminationspunkt solcher Schilderungen hat Alexander Dumas fils neuerdings in dem Buch la Vie à vingt ans erstiegen. Er muthet uns darin

das Interesse für einen jungen Menschen zu, der die Debauche auf allen ihren Stufen und mit jeglichen Nüancen durchmacht, und Abenteuer und Schicksale aller Art erlebt, die, je nachdem er mit der anständigen Frau, die heimlich ausschweift, mit der Grisette, der Nätherin und der Tänzerin zu thun hat, charakteristisch sind. Die Weiblichkeit selbst wird darin auf den verschiedenen Stufen, auf denen sie sich in ihrer heutigen modernsten und ächt französischen Entwickelung darstellt, mit einer in alle Details eingehenden, physiologischen Charakteristik abgehandelt, und dabei eine tiefe Kenntniß des einschlägigen Materials mit einer Meisterschaft in der Darstellungskunst bewiesen. Das Lascivste wird darin gewissermaßen zu seinem Recht gebracht, indem es als ein vollkommen Berechtigtes sich gebärdet, und mit einer Naivetät, als könne es gar nicht anders sein, seine Existenz behauptet.

Wenn man den merkwürdigen Umstand betrachtet, daß in den heutigen französischen Romanen und Komödien fast keine anständige und tugendhafte Frau mehr auftritt, sondern nur noch zweideutige und prostituirte Frauenzimmer das Element der Weiblichkeit in der Dichtung vertreten, so muß man etwas mehr darin erblicken als bloß den willkürlichen Hang des Poeten

selbst oder seine eigene verwilderte Anschauung, welche ihn allen Idealen der Weiblichkeit entfremdet habe.

Es liegt vielmehr ein um Vieles weitergreifendes sociales Symptom darin, welches darauf zu deuten scheint, daß die Stellung der Frauen in der Gesellschaft im Begriff ist sich zu verändern und in ein neues Stadium überzutreten.

Die Putzsucht und die Toilettenkünste, wie sie heut in Schwung gekommen, haben schon Alles dazu gethan, um die Erscheinung der heutigen Frau lediglich in den Rahmen eines zweifelhaften Moden- und Sittenbildes zu fassen. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Erscheinung ist heut in Frankreich jene kunstvolle Malerei, welche sich nicht mehr mit der bloßen Auflegung von Schminke begnügt, sondern mit einer weit umfassenderen Technik ein besonderes Verfahren einschlägt, um durch planmäßig angebrachte Striche und Punkte (neuerdings auch mit höchst wirksamer Anwendung von Belladonna) den Ausdruck des Gesichts zu erhöhen, und sogar einzelnen Theilen, wie den Augen, einen ganz anderen Schnitt zu verleihen. Bei dieser letzteren Arbeit ist es besonders darauf abgesehn, den Schnitt des mandelförmigen Auges zu erzielen, der durch das künstliche Malen eines schwarzen Striches an den Augenecken mit dem glücklichsten Effekt heraus-

gebracht wird. Es verbindet sich damit auch ein der ganzen Physiognomie entsprechendes Bemalen der Augenbrauen, um aus dem lebendigen Menschenbilde eine neue, dem Farbentopf abgewonnene Schöpfung der Phantasie und der Intrigue zu machen. Auch hierin hat sich in Frankreich neuerdings die anständige Frau mit der geschäftemachenden Femme du monde zu begegnen angefangen und beide haben, der Fortschritte und Vortheile der Mode sich gleichmäßig bemächtigend, gewissermaßen gemeinschafliche Sache gemacht, um ihren Körper ganz nach Wunsch und Bedarf in ein Instrument der Gefallsucht und der Berechnung zu verwandeln.

Es stellt sich auch hier die Annäherung der beiden äußersten Pole der Gesellschaft, der Tugend und des Lasters, zunächst aus der Pointe dar, daß der äußere Anschein es nicht mehr möglich macht, die geschminkte, durch alle möglichen Ingredenzien verfälschte und vergiftete Frau, die in dem weitausgebauschten Crinoline und mit der Industrie aller Länder und Völker behangen über die Straße stolzirt, von der auf Abenteuer und Beute ausgehenden Courtisane zu unterscheiden. In Paris hängt damit zugleich die eingetretene Veränderung zusammen, daß die Damen, die sonst für die Straße nur eine ganz einfache und rein praktische Toilette machten, jetzt auch hier in dem anspruchsvollsten und

luxuriösesten Aufzuge sich zeigen, und dadurch auch auf der Straße mehr wie je eine öffentliche Geltung und Wirkung zu erstreben scheinen. Die kostbarsten Seiden- und Atlasstoffe werden lang herunterhängend durch den breiigen Koth des macadamisirten Pflasters hindurchgeschleppt, was zunächst auch den ungeheuren Resultaten der heutigen Industrie beizumessen ist, welche jene Stoffe für einen Preis liefert, für den früher kaum die allergewöhnlichste Damen-Toilette zu bestreiten war.

Wenn die Putzsucht und die Toilettenkünste heutzutage den Körper der Frau mehr und mehr zu einem Industrieprodukt gemacht haben, so konnte diese der Richtung der Epoche entsprechende Industrialisirung der Weiblichkeit auch ihren Einfluß auf Geist, Gemüth und Sitte der Frau nicht verleugnen.

Die eigenthümliche ideelle Bedeutung des Weibes, welche durch die modernen Entwickelungen der Literatur und Gesellschaft wesentlich ausgebildet und getragen worden, droht von Neuem wieder verloren zu gehen und in einen bloßen materiellen Existenzschwindel der Frau überzuschlagen. Die Frau, ausschließlich dem Luxus verfallend, wird dann auch mit ihrer herausgeputzten Person nichts als eine Luxussache, die nach dem materiellen Bedürfniß der Gesellschaft verbraucht wird und dadurch in eine Position eintritt, in der es

nur noch darauf ankommt, Wirkungen zu machen, und zwar Wirkungen, die eben so leicht zu Geschäften werden können.

Nach einer Periode, in welcher die socialistische Spekulation und die darauf gegründete Romanpoesie einer George Sand die gesellschaftliche Stellung der Frau einer so leidenschaftlichen und idealistischen Debatte unterzogen haben, kann der heutige ganz industriell gewordene Begriff der Weiblichkeit nur als ein merkwürdiger Abfall und als eine geistige und sittliche Heruntergekommenheit erscheinen. Die weibliche Bildung fängt überhaupt an, ihre geistige Grundlage wieder zu verlieren, die sie sich kaum in der modernen Gesellschaft erworben hatte, und Gestalten, wie Madame Récamier, Frau von Staël, George Sand werden auf der veränderten Basis nicht so leicht hervorgehen.

Die Epigonen der genialen Weiblichkeit in Frankreich, wie Frau von Girardin (Delphine Gay), machten schon fast den Eindruck von Demi-Monde gegen das persönliche und geistige Vollblut ihrer Vorgängerinnen. In den Romanen der George Sand beginnt aber schon das Courtisanenthum mit einem eigenthümlichen philosophischen Anstrich sich zu zeigen, indem es sich mit einer socialistischen Märtyrer-Miene metaphysischen Grübeleien über die Stellung der Geschlechter und

über die übervortheilte Position der Frau ergiebt. Die Ansprüche des Courtisanenthums an die Gesellschaft dringen aus diesen Romanen schon mächtig in den Vordergrund, aber die Wirkungen einer späteren rein industriellen Zeit haben hinzutreten müssen, um der Courtisane die größte sociale Genugthuung zu bereiten, die ihr bisher in der modernen Welt widerfahren, indem die Frau der tugendhaften und anständigen Position mit der Courtisane auf eine und dieselbe Stufe hinaus tritt. Diese äußerst vortheilhafte Genugthuung für die Courtisane beginnt aber schon da, wo in der anständigen Welt die Ehe nur noch aus finanziellen Rücksichten geschlossen wird, wodurch auch die tugendhafte Frau nicht anders als in der Situation erscheint, sich leiblich und geistig zu verkaufen.

Jene halbschlechtige, durch den verhängnißvollen Fäulnißfleck stigmatisirte Gesellschaft der demi-monde würde aber von der französischen Komödie nicht mit solchen Erfolgen, und unter einem so schreckenerregenden Interesse des Publicums, haben aufgenommen werden können, wenn sich nicht damit zugleich ein Element bezeichnete, welches in Frankreich bereits mehr und mehr in die Mitte der socialen Welt vorgedrungen ist und den sittlichen Gesellschaftsvertrag in seinem ganzen Fundament umzuwälzen droht.

Die Hochstellung des geistigen Begriffs der Weiblichkeit wird aber stets die moderne Literatur auf allen ihren Stadien eigenthümlich charakterisiren. Der sichtliche und allseitige Verfall der französischen Literatur unter dem heutigen Kaiserreich kennzeichnet sich auch wesentlich durch dieses Verhältniß.

Sollte die Stellung der Frauen in der Gesellschaft wieder einen vollständigen Rückschritt machen, wozu sie allerdings in Frankreich bereits den entschiedensten Anlauf genommen, so würde dies zugleich einen Niedergang der allgemeinen Civilisation zu bedeuten haben. Bei den alten Völkern konnten die Zustände zwar auf ihrer geistigen und sittlichen Höhe sich erhalten, obwohl die Frauen bei ihnen in dem Gynaikeion abgesperrt waren und sich nur in einzelnen Ausnahme-Erscheinungen, die aber schon über die Norm der Gesellschaft, zum Theil auch über die Sitte hinausschritten, an den Interessen des Geistes, der Bildung und des Staats betheiligten. In den modernen Zeiten haben sich aber Cultur und Sitte wesentlich mit der gesellschaftlichen Stellung der Frau ineinsverbunden, und wenn die Frau aus diesem tiefinnerlichen Zusammenhang des modernen Lebens wieder ausscheidet, so reißt damit auch ein organisches Band entzwei, durch welches das Ganze der Gesellschaft bisher gehalten worden.

In der weiblichen Natur ist allerdings eine Veränderung eingetreten, die nicht anders als folgenreich und verhängnißvoll werden kann. Diese Veränderung wird innerlich zuerst dadurch bezeichnet, daß die Frau angefangen hat, von den geistigen Grundlagen der Bildung abzutreten und ihre Bedeutung in der Gesellschaft nur noch durch das sinnliche und materielle Außenwesen zu bezeichnen. Putzsucht und Luxus sind die Fahne, unter welcher die Frau in eine neue Aera ihrer modernen Existenz einziehen zu wollen scheint.

Auf das ideale Stichwort der Emancipation, welches eine frühere hochstrebende Epoche im Zusammenhange geistiger und socialer Entwickelungskämpfe ausgespielt, hat die Frau selbst durch eine geistige Heruntergekommenheit ohne Gleichen geantwortet. Die souveraine Damenhaftigkeit, die durch Steifrock, Hängehut und Spitzen schon eine höhere, dem Mann überlegene Stellung beanspruchen zu können glaubt, ist der eigentliche Zeittypus des weiblichen Geschlechts geworden, und darin hat auch das ganze Maaß der heutigen Frauenbildung sich zu begränzen angefangen.

Der sinnige Zusammenhang, in dem gebildete Frauen noch vor einem Jahrzehnt mit allen Interessen des Geistes standen und durch den sie mit der wunderbaren nervösen Elasticität der weiblichen Natur oft

einen Einfluß auf die Entwickelung der Literatur und selbst der Studien gewonnen, ist verloren gegangen. Ihr Rückmarsch ins Gynaikeion würde unter diesen Umständen vielleicht der Gesellschaft die ersprießlichsten Dienste leisten, und dieselbe von der gefährlichen Einwirkung leerer, aufgeblasener und eitler Geschöpfe befreien, die nur noch den gröbsten Materialismus der gesellschaftlichen Zustände befördern helfen, und der Wiedergeburt des Lebens durch Natur, Geist und Wahrheit mit ihren mächtigen Waffen widerstreben. Ausnahmen, die dem Gynaikeion das Recht auf sich streitig machen, würden sich immer, wie in alter Zeit, glänzend und unabweislich genug geltend machen.

Die moderne Frau hat aber auch schon in dieser ihrer neuen Aera merklich aufgehört, Talente zu entwickeln, die sonst so reichlich und vielseitig auf dem Blüthengrunde des weiblichen Lebens emporstiegen. Wir reden hier nur von Frankreich, wo bedeutendere künstlerische Talente der Frauen immer seltener werden, während in diesem Lande sonst der weibliche Genius recht eigentlich den geistigen Heerd des Nationallebens behütete und die schönsten Flammen desselben entzündete.

Die Natur der Französin besteht in einer ungemein feinen und eigenschaftsvollen Substanz, die sich

durch die wunderbaren Wirkungen, welche sie aus sich entließ, zugleich zur Herrschaft in der Gesellschaft berufen glaubte, und diesen Beruf auch stets mit den glänzendsten Erfolgen ausübte. Die Geschichte der französischen Gesellschaft war in ihren bedeutendsten politischen, socialen und geistigen Momenten zugleich die Geschichte der französischen Frauen. Die Galanterie wurde in Frankreich ein Begriff, der nicht bloß in der Convention der romantischen Zeiten sich ausbildete, sondern die unwiderstehliche Form war, in welcher die ausgezeichneten productiven Eigenschaften des französischen Weibes die Anerkennung ihrer Herrschaft festgestellt hatten.

Nach der Umwandelung der Frau in ein bloß materielles Modeproduct, das nur noch die Wirkung der von ihr getragenen Stoffe und Muster ausübt, werden auch die Gesetze der Galanterie bald für altmodisch und umgestoßen gelten können, und eine Erschütterung derselben ist schon jetzt in vielen Beziehungen sichtbar. Die vorzugsweise Höflichkeit und Ritterlichkeit gegen die Frauen wird bald nicht mehr einer zurückgeschrittenen Civilisationsstufe entsprechen, auf welcher nur noch die äußerlichste Erscheinung und Bekleidung des weiblichen Geschlechts in Betracht kommt

und das Weib selbst nicht mehr anders denn als materieller Luxusartikel der Gesellschaft existirt.

Wenn die allgemeinen Zustände, die in Frankreich dies Phänomen hervorgetrieben haben, auch in andern Ländern weiter eingedrungen sein werden, wird man dieselben Wirkungen in der Nähe anschaulicher betrachten können. Die moderne Gesellschaft hängt aber in allen ihren Grundelementen zu innig mit der geistigen und sittlichen Bedeutung der Frau zusammen, als daß der gänzliche Verfall dieser Bedeutung, wie er sich in Aussicht gerückt hat, nicht mit einer hereinbrechenden Barbarei, jedenfalls aber mit einer bevorstehenden Auflösung der Gesellschaft gleichbedeutend erscheinen sollte.

Bemerkenswerth erscheint auch bereits der Umschlag, den einige in Frankreich zurückgebliebene Häupter der socialistischen und communistischen Theorieen hinsichtlich ihrer Ansicht von den Frauen an den Tag gelegt haben. Während von dieser Seite her einst die Emancipation der Frauen mit leuchtender Schrift auf die Fahne gesetzt war, und man darin den Kern der gesellschaftlichen Wiedergeburt ergreifen zu müssen glaubte, haben die Socialisten und Communisten, wo sie sich jetzt noch in Frankreich regen, die Frau gänzlich aus dem Spiele gelassen und ihr die principielle Stelle

im System abgesagt. Soviel man neuerdings von den socialistischen Manifesten der „Marianne“ vernommen, spielt die Theorie der Frauen-Emancipation darin keine Rolle mehr. Die materielle Eigenthumsfrage hat heut jede socialistische Spekulation überwachsen und namentlich alle ideellen und geistigen Spitzen derselben zugedeckt.

So haben sich selbst Männer, wie P. J. Proudhon, der Verfasser von „Qu'est-ce que la propriété“, der einst mit eiserner Kraftlogik die Hauptangeln der communistischen Speculation drehte, neuerdings zu den Anschauungen des römischen Rechts über die Familie und das weibliche Geschlecht bekannt. In einem Lesecabinet des Palais royal kam mir der „Courrier de Marseille“ zu Gesicht, ein Blatt, das man sonst eben nicht liest, in dem aber, ich weiß nicht mehr aus welcher Veranlassung, Stellen aus einem Briefe, welchen Herr Proudhon über die Ehe geschrieben, abgedruckt standen. Der ehemalige Buchdruckergesell aus Besançon, der vom Communismus des Naturkindes jetzt zu einer crassen Rechtstheorie sich hinübergeschlagen zu haben scheint, begründet seine neuen Anschauungen zunächst auf eine Verfluchung aller Theorieen der Saint-Simonisten, der Fourieristen, der Humanitäre, die er mit ziemlich dreister Stirn für die Schande

des Jahrhunderts und den eigentlichen Krebs des Socialismus erklärt. Er weist alle Träumereien von Frauenemancipation als unsinnig und unheilvoll zurück, und spricht der Frau nicht nur jedes Recht auf politische Initiative ab, sondern will sie auch auf eine rein juristische Weise in dem Organismus der Familie festgehalten sehn, welche letztere nur noch durch die unbeschränkte Souverainetät des Familienhauptes bestimmt werden soll. Die Frau wird dann nur ein Werkzeug des Willens des Familienvaters, und hilft, an seine Autorität unablöslich gebunden (denn auch der Ehescheidung tritt der ehemalige Communist wenigstens im Prinzip entgegen) durch Mutterfreuden und häuslichen Sorgen die Aufgabe der Familie erfüllen. Von einer eigenthümlichen und selbstständigen Geltendmachung des weiblichen Lebens kann dabei nicht mehr die Rede sein, und die Frau, an diesen Felsen des juristischen Ehebegriffs angeschmiedet, wird ferner nicht der Gegenstand und Anhaltspunkt speculativer Träumereien und gesellschaftlicher Wiedergeburtsgelüste sein.

Für die Signatur des Tages ist dieser Umschlag in den Ideen eines der ersten Communisten Frankreichs gewiß von besonderer Wichtigkeit. Hat die französische Weiblichkeit selbst durch ihre neumodische Materialisirung bereits so entschieden Banquerott gemacht, daß

sich keine ideelle Bewegung der Gesellschaft mehr an sie knüpfen läßt, und vielmehr der sittlichen und geistigen Verwilderung, die von Seiten des weiblichen Geschlechts selbst heran droht, ein festerer Damm als je in dem Bollwerk des alten römischen Familienbegriffs entgegengestellt werden muß? Erfordern es bereits die Sitten des heutigen Frankreichs, daß das Familien-Oberhaupt wieder mit der ihm sonst zugestandenen Macht über Leben und Tod bekleidet wird, um über Frau und Kinder die eiserne Zucht zu schwingen, und auf diesem Wege die Möglichkeit einer Reform der öffentlichen Moral zu begründen? Oder beabsichtigt der umgeschlagene Communist, sich in den Rath Napoleons III. zur Entwerfung eines neuen Civil-Codex für die Franzosen einzudrängen? Es ist Autodidakten stets eigen gewesen, daß sie sich zu Weltregierern oder wenigstens zu deren Helfershelfern gerade für gut genug halten. Proudhon konnte schon früher dem Gelüste nicht widerstehen, sich das napoleonische Programm einzuimpfen und sich dadurch zum imperialistischen Staatsphilosophen zu stempeln, wodurch er wenigstens eine Duldung im Dunstkreis der kaiserlichen Sonne sich gewinnen konnte. Aber die Gedanken-Experimente, die er seitdem in rhapsodischen Schriften und fliegenden Blättern angestellt, haben ebenso wenig dazu beigetragen,

den Napoleonismus zu einem Ideen-System auszubilden oder ihm nur einigermaßen die Anwartschaft auf einen wirklich in ihm lebenden, consequenten Gedanken-Zusammenhang zu ermitteln.

Napoleon III. erklärte sich selbst für einen Parvenu, als er seine Vermählung mit der jetzt seinen Thron theilenden Kaiserin Eugenie den Spitzen des Staats anzeigte, indem er es damit als eine seiner Stellung angemessene Handlung bezeichnen wollte, daß er nicht um eine der dynastischen Prinzessinnen Europa's freien gegangen, sondern die Dame seines Herzens, eine schöne lebensvolle Spanierin, wenn auch aus vornehmem und hohem Geblüt, doch den europäischen Höfen gegenüber nur eine romantische Privatperson, an seine Seite berufen habe. Die Parvenuschaft spielte also im heutigen französischen Kaiserreich auch nach dieser Seite hin eine Rolle, wie sie überhaupt alle gesellschaftlichen Zustände in Paris eigenthümlich und grell zu färben angefangen. Die Kaisergunst und die Agiotage haben auf zwei verschiedenen Punkten, die aber oft sehr merkwürdig zusammengefallen sind, neue vornehme und mächtige Herren in der pariser Gesellschaft entstehen lassen, deren Rang und Ansehn sich zum Theil auch wie ein Geschäft auf Zeit ausnehmen.

Dies den Ton des Tages angebende Parvenuthum

mußte namentlich in den mittleren und höheren Klassen auch auf die Stellung des weiblichen Geschlechts wesentlich zurückwirken. In der ebenso glänzenden als unsichern Sphäre der Emporkömmlinge mußte auch die legitime Würde der Frau leiden. Die Sucht, zu scheinen und Gewinn zu realisiren, deckte mit ihrem Tumult und ihrem Staub vor Allem die ideale Bedeutung des Weibes zu, und es würde bei der athemlosen Hast, mit der (da sich die Conjuncturen morgen vielleicht schon geändert haben können) nach augenblicklichem Genuß und Vortheil gestrebt wird, nur als eine Zeitvergeudung erscheinen, wenn man den Rücksichten auf eine höhere sociale und geistige Bestimmung des weiblichen Geschlechts noch irgend einen Raum im Leben offen lassen wollte.

Die Frau wird heut für die materielle und industrielle Situation des Tages verbraucht, und hat sich diesen Zwecken bereits mit der ganzen weiblichen Gewandtheit und Lebenskunst gefügt. Die Musen und Grazien, welche sonst die Lieblingsgäste im Boudoir der Frau waren, scheinen dort bereits mit dem Courszettel, den Schmink- und Farbentöpfen und dem Crinoline in einen lebensgefährlichen Conflict gekommen zu sein, und haben es vorgezogen den Platz zu räumen. Die Dichter haben in den Frauen ihr bestes Publikum

verloren, denn auf jene heilige und tiefinnerliche Andacht des weiblichen Gemüths für die Kunst ist nicht mehr zu rechnen, und damit sind gewisse Blüthenpunkte der Dichtung, die mit dem idealen Sinn der Frau sich am bedeutsamsten vermählen konnten, vertrocknet. Haus und Salon sind dadurch geistig verödet, und man kann in denselben vor den weitausgebauschten Röcken der Damen und vor den prächtig strahlenden Luxusmöbeln nichts Anderes mehr erblicken und auffassen.

Die Natur der Französin wäre an sich nicht für diese Verflachung geeignet, da sie fast auf allen ihren Lebensstufen Geist und Charakter als hervorstechende Eigenschaften zeigt. Aber der geistigen Begabung der Französin, die eine unleugbare in allen Rangklassen ist, stehen auf der andern Seite zugleich ihre Gefall- und Gewinnsucht mit einer specifischen und eigentlich Alles entscheidenden Kraft gegenüber. Die Koketterie der Französin ist eine Koketterie des Verstandes, die durch eine wunderbare und thatkräftige Bemeisterung der Situation, in der sie wirken will, glänzt und siegt. Ein stählernes Verstandes-Element durchdringt den Liebreiz der Französin, und stellt alle ihre Vorzüge beständig wie zu einer kriegerischen Schlachtreihe auf, bei der es sich um einen unwiderstehlichen Angriff auf

Alle, die in ihre Schußweite treten, handelt. Dies weibliche Verstandes-Element, das mit der Strategik zugleich das liebenswürdigste Schauspieler-Talent verbindet, wird dabei auch durch eine Menschenkenntniß unterstützt, die nicht durchdringender und gefährlicher sein kann.

Die Französin wird stets um so mehr können, was sie will, als sie, wie herausfordernd auch immer die sinnlichen Elemente ihrer Persönlichkeit sind, in sich selbst gar keine Ueppigkeit trägt, und sie dem Uebermaaß und den Verlockungen derselben nicht so leicht erliegen wird. Die Herrschaft des französischen Weibes wurzelt zugleich in ihrer eigenen Selbstbeherrschung, mit der sie ihren Leidenschaften das: bis hierher und nicht weiter! gebieten kann, indem sie das Steuerruder ihrer Sinne stets vorsichtig und klug in der Hand behält, und mit ihren stolzen Reizen keine Segelfahrt unternimmt, bevor nicht die Richtung derselben nach Karten und Plänen festgestellt worden. Wenn die Französin Verstand aber keine Ueppigkeit, Gefühl aber keine Leidenschaft besitzt und darum den gluthvollen nordischen Nationen gewöhnlich kalt und abstoßend erscheint, so hat sie dagegen das Sentiment, das ihr ganzes Wesen eigenthümlich behaucht, und ihr oft schlimmere Streiche spielt, als den deutschen und

englischen Frauen der ganze Sturm ihrer Leidenschaftlichkeit. Die Sentimentalität bildet bei der französischen Frau einen Theil ihrer Koketterie, aber zumeist derjenigen Koketterie, welche sie mit sich selbst treibt, und bei der sie sich in einer gewissen überwallenden Fluth ihrer Gefühle besonders schön und liebenswürdig vorkommt. Diese Sentiments sind ein ungemein feines und duftiges Parfüm der französischen Weiblichkeit, und hängen mit einer gewissen Eindrucksfähigkeit und Rührung zusammen, das besonders der Natur gegenüber und bei Ereignissen in der Familie leicht entsteht. Wenn man es aber sehr ernsthaft nimmt, ist doch auch hier nur die Virtuosität der Phrase im Spiel, die im Munde der Französin noch eine ganz besondere Zauberwaffe abgiebt, und in den weichen Lauten der Empfindsamkeit, bethaut von dem Schmelz des ausdrucksvollsten Augenspiels, auf den süßesten Effect abzielt.

Der französische Nationalcharakter repräsentirt sich eigentlich vorzugsweise und ganz specifisch in den Frauen. Es ist dies kein Paradoxon, sondern eine Anschauung aus dem täglichen Leben, welche sich überall im Verkehr und in der Gesellschaft durch tausend individuelle Züge bestätigt erblicken läßt. Jenes mathematisch berechnende Verstandes-Element, das den

romanischen Nationen eigenthümlich angehört, wird bei den französischen Frauen nicht nur zum Organ ihrer Kokettterie und Intrigue, sondern sie haben darauf auch ihre unbestreitbare Herrschaft im französischen Leben zu begründen gewußt. In Frankreich würde die Umkehrung der Lebens- und Berufsweisen der Geschlechter durchzusetzen sein, wenn mit einer socialen Komödie dieser Art dem ursprünglichen Einsetzungsact der Natur überhaupt Hohn zu sprechen wäre. Der französische Mann ist zwar an sich tapfer, energisch, charaktervoll, aber er trägt auch sehr viel weichliche Eigenschaften, und namentlich eine überwiegende persönliche Eitelkeit in sich, durch welche er leicht unter die Botmäßigkeit des Weibes gebracht werden kann. Der Franzose ist von einer gewissen männlichen Koketterie nicht freizusprechen, die ihm in dem ganzen Ausdruck seiner Persönlichkeit eine anspruchsvolle Manierirtheit giebt. Aber er ist kokett aus Eitelkeit und Anmaßung, um sich als Individuum die glänzendste persönliche Geltung zu sichern, während die Französin kokett ist, um bestimmte Zwecke und Vortheile zu erreichen und die unbedingte Herrschaft in ihrem Kreise zu behaupten.

Die außerordentliche Thatkraft der Französin, die zugleich mit überlegenem Geist in allen praktischen Dingen mitzuwirken, oft sogar den Ausschlag zu geben

weiß, hilft ihr dazu, die weibliche Machtposition gewissermaßen gediegen zu begründen. Die Natur selbst hat kein Bedenken getragen, in die verführerische Organisation der Französin einige männliche Nüancen zu verlegen, die aber nur zur Verstärkung ihrer Reize und ihres Einflusses dienen. Die kleine, zierliche, schlanke Gestalt der Französin, die nur in gewissen Frauenjahren dem unvermeidlichen aber oft sehr gut wirkenden Embonpoint sich zuneigt, wird immer als ächte Repräsentantin der feinsten und anmuthigsten Weiblichkeit erscheinen. Die typische Kleinheit der Hände und Füße, welche die Duchesse mit der Arbeiterin und der Handwerkerfrau theilt, macht die Französin, namentlich die Pariserin, zum eigentlichen Vertreter des aristokratischen Elements, das in der französischen Nationalität selbst, ungeachtet aller demokratischen und revolutionären Wirkungen, seine Berechtigungen unablängbar fortzubehaupten sucht.

Aber dieser höchst eleganten und fein ausgearbeiteten Gliederung der französischen Weiblichkeit ist ein männlicher Kraftstoff zugesetzt, der sich besonders durch die muskelstarke Entschiedenheit, mit der die Französin auftritt, verräth. Jede französische Frau fühlt die Kraft in sich, auch ein Mann zu sein, sobald ihr dies im Vortheil der Situation liegen könnte, und die

tiefe klangvolle Stimme, die ganze nervöse Elasticität des Körpers, die kräftige Sicherheit und Entschiedenheit aller Bewegungen, der weithin blitzende weibliche Feldherrnblick, der stets den günstigsten Moment für eine Schlacht und eine Eroberung zu erspähen scheint, können nur Vertrauen zu diesem männlichen Siegesvermögen der unwiderstehlichen Frau einflößen. Die Französin vereinigt den Reiz, Frau zu sein, mit dem Talent und der Kraft, Mann zu sein, und man hätte sich darum nicht wundern können, wenn aus dieser unvergleichlichen Mischung von Eigenschaften längst ein neuer socialer Organismus der Gesellschaft entstanden wäre. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die Franzosen sind mit ihrer politischen Freiheit am allgemeinen Stimmrecht gescheitert, das ihnen mit seiner unberechnenbaren Gluth aus dem Ei der Republik den Imperialismus ausbrütete. Die Herrschaft der Frau scheitert an den Künsten der Toilette, durch welche die Weiblichkeit sich in ein albernes Modepräparat verwandelt hat, das jeder eigenthümlichen Begabung und dem hohen französischen Frauenverstand selbst überlegen geworden ist und Hohn spricht. Die neuen Moden, die von der Gestalt der Kaiserin Eugenie ausgeflossen, haben die Materialisirung und Industria-

lisirung der französischen Frau bis auf's Aeußerste vollendet, und damit den weiblichen Theil der französischen Nation unschädlich gemacht, dem es mit dem umfangreichen Crinoline jetzt überhaupt unmöglich geworden sein muß, als Führer der Franzosen in die enge Pforte einer besseren Zukunft sich hineinzuzwängen. Sonst herrschten die französischen Hofhaltungen vermittelst der Frauen, aber an dem Hofe Napoleons III. spielen, was sehr charakteristisch ist, die Frauen keine Rolle, sondern es scheint vielmehr in den napoleonischen Ideen zu liegen, der Frau die souveraine Bedeutung, die sie bisher bei den Franzosen ausgeübt, als eine gefährliche zu entziehen.

Die französische Persönlichkeit ist ein Problem, das wohl der anhaltendsten und vielfältigsten Studien werth ist. In Frankreich lernt man aber die Männer nur kennen und behandeln, wenn man die Frauen studirt und ergründet hat.

Die französische Persönlichkeit besteht in einem Individualismus, der sich immer mit Effect vortragen will, und im höhern Sinne jedenfalls mit der dramatisch-historischen Thatkraft der ganzen Nation zusammenhängt.

Im andern Sinne steht eine gewisse unabläugbare Charlatanerie des französischen Lebens damit in Ver-

bindung. Es giebt schwerlich eine andere nationelle Persönlichkeit, die so geschlossen in sich selbst ruht und so fest in sich abgerundet ist, als die des Franzosen. Es ist ein stählerner Egoismus, der sich in einer durchaus gehaltenen und sichern Form abgerundet hat, und in dem festen einheitlichen Gefüge, das er äußerlich an sich darzustellen weiß, doch die widersprechendsten Eigenschaften dicht neben einander vereinigt. Gehorsam und Anarchie haben sich in der französischen Persönlichkeit auf die wunderbarste Weise zu einem nationalen Charakter verbunden, und lassen den ewig unruhigen und unberechnenbaren Wellenschlag der französischen Geschichte entstehen. Der Gehorsam ist das militairische Element im französischen Charakter, und es ist dies ein Gehorsam, durch welchen der Franzose im normalen Zustande sich auf die musterhafteste Weise disciplinieren läßt, und sich leicht unterwürfiger als irgend ein anderes Volk gegen Polizeimaaßregeln und Anordnungen der Behörden erweist, während er auf der andern Seite die Kraft darin findet, unter den größten Gefahren und Anstrengungen mit leichtem und fröhlichem Sinne auszudauern. Um vom Gehorsam zur Anarchie überzugehen, bedarf es aber im französischen Nationalcharakter nur eines kurzen Sprunges in die Nachbarschaft, zu dem die kleinste Veranlassung, oft

schon ein falscher Feuerlärm, aufschreckt. Die Anarchie ist das andere Janusgesicht des Franzosen, das beständig in eine neue Zukunft hinausschaut und oft von hellen und großen Gedanken überflogen worden ist. Aber das revolutionnaire Fieber der Franzosen ist immer nur ein resultatloses Umherwälzen auf dem Krankenlager der politischen Prinzipien. Eines Tages hat die Anarchie plötzlich und unerwartet ihre Lust gebüßt, und man fühlt wieder ein unendliches Behagen darin, gehorchen zu müssen und sich unter das Joch des Ersten Besten, der gerade kommt, niederzustrecken. Frankreich ist dann das scheu gewordene Roß, welches zuletzt doch wieder den Mann verlangt, der es reiten kann, und wäre es auch immerhin nur ein Kunstreiter.

Dies unaufhörliche Drängen und Schieben im französischen Nationalcharakter kann des theatralischen Wesens der Persönlichkeit nicht ganz entbehren, um sich im täglichen Leben zusammenzuhalten und wenigstens durch die Kunst, mit der sich Jeder darstellt und vorträgt, einen Vertrauen erregenden Eindruck zu machen. Die Komödie, welche jeder einzelne Franzose in seiner Person aufführt, ist aber zugleich die Komödie des französischen Nationalstolzes. In jeder Miene und in jeder Bewegung ist man sich dessen bewußt, was es heißt, ein Franzose zu sein, und man könnte diese

Sicherheit, die mehr noch eine Virtuosität ist, fast beneiden, mit der ein Nationalcharakter sich so vollendet abschließen und so glücklich in sich selbst wiederspiegeln kann. Wenn dieser Stolz auf die eigene Nationalität bei dem französischen Mann oft schroff und abstoßend erscheint, so ist die Frau in der selbstgefälligen Repräsentation der Nationalität bei weitem milder und taktvoller und stellt auch hierin gewissermaßen eine reine Höhe des französischen Charakters dar. Die Französin hält überall die feinsten Nüancen des Nationaltemperaments fest und weiß dasselbe stets in den gefälligsten Melodieen zu entwickeln. Sie zeigt darin nicht nur ein noch geschickteres Schauspielertalent als der Mann, sondern sie hat den Trieb, als Französin vor Allem das bewunderungswürdigste Weib zu sein und mit ihren weiblichen und menschlichen Eigenschaften zu glänzen und zu wirken.

Selbst die kräftigen und naturderben Damen der Halle, in denen zu gewissen Zeiten der nationale Patriotismus und der handelnde Volksgeist ihre wichtigsten Repräsentanten gefunden haben, sind, in einer ruhigeren Situation betrachtet, keineswegs diese politischen Megären, zu denen manche Katastrophen der Revolution sie gestempelt haben. Die Poissarden werden gewiß nicht minder stolz darauf sein, alle Reize und

Vorzüge des Weibes und selbst alle schwachen Seiten desselben zu besitzen, und bei den letzteren gefaßt zu werden, dürfte ihnen unter Umständen noch angenehmer sein, als die Pythia-Rolle, in der sie zu Zeiten über dem Dreifuß der französischen Geschichte Revolution schwitzen. Wenn sie ihrem heutigen Liebling, dem Kaiser Napoleon III., bei festlichen Gelegenheiten, wie zuletzt bei der Taufe des napoleonischen Thronerben, in Deputationen aufwarten, und ihm einen prachtvollen Blumenstrauß überreichen, so glaubt man französische Damen zu sehen, die an ihrer Weiblichkeit durchaus keine Gebrechen haben, und deren üppigem Aussehn gegenüber selbst jener ewig berühmte Engländer, der einst mon femme sagte, das Geschlecht richtig bezeichnen würde. Man erblickte dann die Dame de la Halle ganz in Seiden- und Atlasstoffen gekleidet, sogar ächte Spitzen und Diamanten fehlen bei solchen Gelegenheiten ihrem Aufputz nicht. In dieser ihrer Erscheinung macht sie freilich einen ganz anderen weiblichen und damenhaften Eindruck, als wenn man sie an der Fontaine des Innocents in ihrem täglichen Handel und Wandel erblickt, wo sie mit den groben Holzschuhen am Fuß, in einem schlechten Rock und mit der knapp anliegenden Mütze, feilhält. Aber die Dame der Halle ist immerhin auch in ihrer eigenen

Sphäre der wahrhaft triumphirende Typus der französischen Weiblichkeit. Denn durch die merkwürdige Unterthänigkeit, in der sie ihren Mann, den Fort de la Halle, neben und unter sich erhält, repräsentirt sie die Herrschaft der Französin über den Mann um so bedeutungsvoller, als dies in einem Lebenskreise geschieht, wo der Mann sonst leicht das Gewicht der Fäuste in die Wagschale legt, um an seiner Macht und Würde nicht zweifeln zu lassen. Die Dame de la Halle bildet in diesem Kreise eine Aristokratie für sich, und es giebt höchst eigenthümliche Persönlichkeiten unter ihnen, die auf ihren seit uralter Zeit her fortgeführten traditionellen Familien-Namen stolz sind, und im Besitz eines erblichen Familien-Schmuckes, sogar eines Stammbaumes, sich befinden. Alles dies hat sich in dem Frauen-Staat der Poissarden auf eine wunderbare und von den Männern durchaus nicht bestrittene Weise ausschließlich in weiblicher Linie fortgeerbt, und das Fischweib ist nicht nur die Trägerin aller Ehren ihres Standes, sondern sie beherrscht zugleich darin ihr altbegründetes Reich, daß sie als Vestalin das heilige Feuer der alten Sitten und Gebräuche, die sich in diesem Stande merkwürdig forterhalten haben, behütet und im Schwange erhält.

IV.

Der Kaiser, die Geister und die Presse.

Die Literatur ist ein Begriff, der überhaupt dem Napoleonismus, dem neuen wie dem alten, widerstrebt, und sich mit dieser Herrschaftsform durchaus in keine fruchtbringende Berührung setzen zu können scheint.

Es bildet dies gegenwärtig einen um so stärkeren Contrast gegen die Persönlichkeit des jetzigen Herrschers der Franzosen selbst, der, ein Mann auch von hervorragendem literarischem Geist und Talent, zum Theil der Literatur und sogar der publizistischen Presse durch eigene Hervorbringungen und Theilnahme angehörte. Aber Literatur und Presse vertragen sich einmal nicht mit seinem Herrschaftsplan, der das Schwerste und Unmöglichste, was es noch vor Kurzem zu geben schien,

nämlich die Mundtodtmachung der Franzosen, zu seiner ersten Voraussetzung hat, und darum auch jeder höheren und eigenthümlichen Fortentwickelung der Literatur und Presse, durch welche leicht alle bestehenden Zustände in ihrem innersten Fundament wieder in Frage gestellt werden könnten, in den Weg treten muß.

Es sind dies Effekte, die in allen heutigen Büchern und Journalen der Franzosen offen zu Tage liegen, und gewiß den eigenen Geschmack Louis Napoleons auf diesem Punkt am schärfsten mit seinem politischen System in Widerspruch setzen. Wer die blühende literarische Epoche Frankreichs unter dem Regime Louis Philippe's hier gesehen hat und miterlebt hat, muß erstaunen über die Napoleonische Razzia, die am meisten und vollständigsten an den schreibenden und schaffenden Geistern der Franzosen vollbracht worden, und so rasch eine künstliche Einöde aus dem reichsten und mannigfaltigsten Fruchtgarten gemacht hat.

Von den früheren literarischen Beziehungen in Paris, die theils aus der Zeit Louis Philippe's, theils aus den Anfangsjahren der letzten französischen Republik herstammten, ließ sich für den Besucher des wiederhergestellten Kaiserthums kaum noch etwas Nennenswerthes wieder anknüpfen. Die meisten dieser glänzenden Persönlichkeiten und Namen waren wie in ei-

nem plötzlichen Nebel verschwunden, und auch die Stelle, auf der sie damals gestanden und gewirkt, war nicht mehr wiederzufinden, noch zu erkennen.

Man mußte sich verwundert sagen, daß eine magische Kraft ohne Gleichen hier mitgewirkt haben mußte, um eine ganze Legion von Geistern, die zu den stärksten ihrer Art gehörten, nicht nur mit Einem Schlage zu bannen, sondern auch wie vom Erdboden verschwinden zu machen. Was neuerdings an ihre Stelle getreten, könnte am allerwenigsten dazu dienen, den Begriff der Literatur wieder zu Ehren bringen, sondern bestätigte nur die rohe Gewalt, die demselben angethan worden.

Diese Schriftsteller des heutigen Tages in Frankreich gleichen den Fischen, die ein Sturm aus einem Gewässer herausgeholt und an das Land geworfen hat, und die berufen scheinen, sich im Flugsand möglichst rasch zu Tode zu zappeln.

Eben so wenig konnte es über den eingetretenen Sturz der ganzen französischen Literatur trösten, Lamartine, als den Einzigen beinahe, der in dem literarischen Paris auf dem Platze geblieben, in seiner heutigen industriellen Werkstatt zu sehen. Eine Zeit, in der selbst die Idealmenschen, die prophetischen Träumer von Menschenglück und Menschenwürde, als bloße Fabrikarbeiter des Geistes verenden, und zwar mit dem

vollsten Bewußtsein, daß es nicht anders sein könne, eine solche Zeit wird in der That die Industrie als ihr eigentliches Verhängniß zu betrachten haben.

Diejenigen Autoren, welche im neuen Kaiserreich noch einigermaßen eine literarische Stellung aufrecht erhalten konnten, haben dies entweder nur als politisch unverfängliche Fabrikarbeiter oder als Dichter des Lorettenthums zu erreichen vermocht. In der ersteren Kategorie einen Mann wie Lamartine zu erblicken, würde eine unaushältliche Demüthigung für das schaffende Genie sein, wenn nicht zugleich eine Nemesis des Schicksals gegen einen gewissen idealistischen Standpunkt, der sich stets nach Belieben auf dem Lotterbett seiner Gedanken dehnen zu können glaubt, darin ausgesprochen läge. Lamartine erscheint in den verschiedenen Krisen der Umwälzung, denen Frankreich seit der Restauration unterlegen, mit der Lyra des poetischen Improvisators im Arm, der im Augenblick, wo er sein Thema empfängt, noch nicht recht weiß, was er singen soll, der aber stets voll Selbstvertrauen auf die Unfehlbarkeit seines Talents ist und sich zugleich von dem Bewußtsein eines edlen und großen Dranges in seiner Brust getragen fühlt. So klimpert er sich beständig aus dem Einen in das Andere hinein und knüpft an den schönsten Reim, der sich gerade dar-

bietet, den besten Gedanken und das annehmbarste Princip. In dieser Weise eines politischen und revolutionairen Troubadours hat er sich vom Legitimismus, der eigentlich seine Wiege war, in die Julimonarchie, in die Republik und in das Kaiserthum hineingesungen. Als der verhängnißvolle Moment des Jahres 1848 gekommen war, wußte er im ersten Augenblick ebenso wenig wie alle Anderen, daß sich die Republik auf das Julikönigthum reimen würde, aber dann hatte er plötzlich diesen Reim als den einzig ächten und wirksamen entdeckt und er proclamirte ihn mit einem Enthusiasmus, an dessen höherem Beruf Niemand zweifeln konnte. Er hat darüber selbst die naivsten Geständnisse abgelegt, und wenn er erzählt, daß, als er die Volkshaufen vor dem Hôtel de Ville mit einer Rede haranguirte, ihm ein Arbeiter aus der Masse plötzlich zugerufen habe: „Tu n'es qu'une lyre, va chanter", so scheint er die ihn vernichtende Pointe dieses Volkswitzes nicht einmal empfunden zu haben.

Den Idealisten begegnet in der Praxis leicht das Unglück, daß sie ihre Freunde und Feinde nicht zu unterscheiden vermögen und, um Etwas in's Werk zu setzen, sich mit ihren Gegnern verbinden. So verpfuschte er als Minister die Gestalt der Republik von 1848, indem er ihre innere sowohl wie ihre

auswärtige Politik durch eine idealistische Schablone zeichnete, welche auf die im höchsten Grade praktische Lage der Dinge gar nicht paßte. Ein Gegner des Socialismus, kokettirte er mit den Arbeitern, zog sie in gewaltigen Massen nach Paris herein, und redete ein iner unbegreiflichen Verzückung seiner Ideen dem lebensgefährlich gewordenen Experiment mit den National-Ateliers das Wort. Eine andere gefährlich gewordene Strophe machte er, indem er Februar-Republik und Friedens-Politik zusammenreimte, und die Nichtinterventionstheorie aufstellte, nach welcher die Republik Frankreich allen übrigen Völkerkämpfen fern bleiben' sollte, um dafür die Revolution in ihren eigenen Gränzen unangreifbar zu machen und gegen jede auswärtige Einmischung sicher zu stellen. Die Lamartine'sche Muse ließ auch ein ungemein lyrisch gedachtes Manifest in die Welt gehn, worin sie den Verfall der politischen Verträge von 1815 sang, und gleichzeitig setzte sie auch den schmeichlerischen Flötenton der Hoffnung ein, daß Oesterreich und Preußen sich für die Anerkennung der französischen Februar-Republik aussprechen würden. Er that dies Alles aus einer der Wahrheit und der Idee gläubig hingegebenen Anschauung, aber wer mit Träumereien dieser Art leben und wirken zu können glaubt, wird es nur gerecht finden

müssen, wenn ihn sein Schicksal zuletzt mit der Nase auf die platte Wirklichkeit hinstößt, und ihm zumuthet, nun einmal auch in der Tretmühle der realistischen Nothdurft zu arbeiten.

Von diesem Loos ist Lamartine als Schriftsteller ereilt worden, aber wenn er im heutigen Kaiserreich als Allerwelts-Büchermacher sitzen geblieben, so ist die Nöthigung, die ihn dabei betroffen, ebenfalls nur die Schuld eines für Ideen und Phantasieen rücksichtslos erglühenden Herzens. Es ist gewiß, daß Lamartine, während seiner Mitregierung in der Februar-Republik, die eigenen Hülfsquellen seines Privatvermögens erschöpfte, um die Zwecke des neuen Staats und besonders die Arbeiter-Interessen fördern zu helfen. Dies als Literat wieder herauszuschlagen, würde in Frankreich immerhin nicht so schwer gewesen sein, wenn Lamartine nicht plötzlich allzu stark in den industriellen Gegensatz seiner idealen Natur umgeschlagen wäre und sogar mit einer Speculation in Weingeschäften sich eingelassen hätte. Dies verdarb auf der einen Seite wieder, was auf der andern die „Geschichte der Revolution von 1789,“ die „Geschichte von Rußland,“ die „Geschichte der Türkei“ und andere Lamartine'sche Fabrikarbeiten eingebracht haben. Das Verdienst dieser letztgenannten Geschichtswerke ist aber auch nicht so

gering, als man leicht versucht werden kann anzunehmen, wenn man nur an ihre durch die finanziellen Verlegenheiten des Verfassers motivirte Entstehung denkt. Der Dichter von Gottes Gnaden lebt auch in diesen historischen Nothprodukten Lamartine's fort, und durchdringt dieselben mit einer wunderbaren Produktivität nicht blos des Stils, sondern auch der Auffassungen und Verknüpfungen, worin, selbst für die Ermittelung der Wahrheit der Geschichte, Manches geleistet wird, was dem ängstlich aus den Quellen gestaltenden Historiker oft nicht gelingt. Man kann dabei ins Leere und Phantastische hinein fehlgreifen, was dem Lamartine in diesen Darstellungen häufig genug begegnet ist, aber der ihn beseelende und treibende Instinkt des schaffenden Dichters läßt ihn auch manchen Zusammenhang der Ereignisse ergreifen und ausbeuten, der sonst im Dunkeln geblieben und durch den die Thatsachen ein neues, in der Wahrheit begründetes Licht gewinnen.

Kaiser Napoleon III., der es liebt seinen Feinden großmüthige Almosen zuzuwerfen, hatte sich neuerdings auch als Subscribent für eine literarische Zeitschrift, die Lamartine unternommen, einzeichnen lassen. Dies war unmöglich abzulehnen, obwohl Lamartine diese kaiserliche Beisteuer zu seiner Erhaltung gewiß ebenso

gern zurückgewiesen haben würde, als die Töchter Louis Philippe's die ihnen nachträglich zugeworfene Dotation ablehnen zu müssen geglaubt. Denn Lamartine, der sich schon in seinen früheren historischen Arbeiten, namentlich in der „Geschichte der Restauration," als einen entschiedenen Widersacher des napoleonischen Imperialismus gezeigt, hatte auch der neuen Kaisermacht in Frankreich jedenfalls keine Zugeständnisse gemacht. Lamartine rächte sich aber auf eine besondere Weise für das kaiserliche Abonnement, durch welches Louis Napoleon seinen ehemaligen Concurrenten um die Präsidentschaft der Republik fühlen lassen wollte, daß derselbe nun der arme Poet von Frankreich geworden sei. Lamartine schrieb sein neuestes Geschichtsbild: „Julius Cäsar" (1856), und streifte darin an eine Portraitzeichnung hinan, die den heutigen Cäsar Frankreichs ziemlich deutlich, wie ein zurückgeworfenes Spiegelbild, hinter der Physiognomie und Situation des römischen hervorschimmern läßt. Die Aehnlichkeit der Situation wird noch darin besonders ätzend herausgearbeitet, daß Lamartine mit der schärfsten tendenziösen Zuspitzung schildert, wie die Cäsaren-Macht durch Proscriptionen, rauschende Festgelage und Vergeudung der Staatsgelder errichtet worden sei. Den Tod Cäsars stellt Lamartine als eine historische Nothwendigkeit dar, obwohl

er natürlich unter dem Gesichtspunkt der Moral einem solchen tragischen Act nicht das Wort zu reden wagte. Es war dies zu sehr eine an Kopf und Kragen rührende Streitschrift, als daß sie nicht an dem neuen Kaiserhofe hätte gebührend empfunden werden sollen. Aber Napoleon III. beauftragte nur seinen vielgetreuen Senator Troplong, in derselben indirecten Weise einer geschichtsbildlichen Polemik die Lamartine'sche Adresse zu beantworten, was derselbe auch in der wirksamsten Schreibweise und mit dem feinsten Takt in der Schrift: „Les derniers jours de la république romaine“ (1856) ausführte. Die glänzende Pointe, welche dabei durch den klugen Troplong herausgearbeitet wurde, war die, daß Cäsar das römische Reich vom Untergange gerettet habe, wobei die Hindeutung auch unausgesprochen nahe liegt, daß Frankreich, welches so tief zerklüftet und von seinen Parteien principiell verwüstet gewesen, ebenfalls zu Grunde gegangen sein würde, wenn es nicht seinen neuen, das zerrüttete Reich kräftig zusammenhaltenden Cäsar gefunden hätte.

Louis Napoleon befand sich übrigens schon früher in einer ganz direkten Polemik mit Lamartine, dessen Aeußerungen über die unheilvolle Bedeutung des 18. Brumaire für Frankreich wie für ganz Europa den Gefangenen von Ham nicht ruhen und schweigen

ließen. Er gab deshalb die Réponse du Prince Napoléon-Louis à Mr. de Lamartine (Ham, 23. August 1844) heraus, worin er, unter den hochschätzungsvollsten Aeußerungen für die Person des berühmten Dichters und Schriftstellers, die Anklagen desselben gegen den Oheim zurückzuweisen suchte. Lamartine hatte gesagt, daß Napoleon der Große die Bewegung der französischen Revolution gerade auf dem Punkt angehalten und unterbrochen habe, wo dieselbe aus der Umwälzung heraustreten und schöpferisch werden wollte. Lamartine nannte den Napoleonismus ein Drama mit einem einzigen Schauspieler, der aber nur die roheste Komödie der Gewalt und Eroberung zur Aufführung gebracht, indem er die heranwachsende Freiheit wieder unter den Trümmern alles Dessen, was sie aus ihrem Wege geschleudert, erstickt habe, indem er ein Ancien Regime aus den Dingen und Namen von gestern gemacht, indem er die Presse bis zur Censur, die Tribüne bis zum unverbrüchlichen Stillschweigen, die Gleichheit bis zu einem Adel der Plebejer zurückgeschroben, und die Freiheit auf die Staatsgefängnisse hingewiesen, der Philosophie und Religionsfreiheit ein Concordat und eine Staatsreligion gegenübergestellt habe!

Dieser Anklage begegnete Louis Napoleon mit der

glühendsten und tiefsinnigsten Apotheose seines Onkels, die je geschrieben worden. Er stellt ihn im Gegentheil als dasjenige Organ der nationalen Vorsehung Frankreichs hin, durch welches die Wahrheiten der französischen Revolution, nach Zügelung ihrer Leidenschaften, überall in Europa zur Herrschaft und zum Triumph gebracht worden seien. In Italien, in Deutschland, in Spanien, in der Schweiz, in Polen, überall habe Napoleon die Ideen und civilisirenden Gesetze Frankreichs eingepflanzt und zum drängenden Keim einer neuen und glücklicheren Entwickelung gemacht. In Deutschland allein habe er mit einem einzigen Federstrich 253 kleine Feudalherrschaften aus dem Leben verschwinden lassen!

Dieser Federkrieg um die Größe Napoleons, zwischen dem Kaiser und dem Dichter geführt, mußte uns jetzt wieder in die Erinnerung kommen, wo der Kaiser sich nicht mehr in der Lage befindet, bei der Presse um die Anerkennung des Napoleonismus sich bewerben zu müssen, und wo Licht und Luft zwischen dem Napoleonismus und den Schriftstellern keineswegs mehr gleich vertheilt sind. Es muß Napoleon III. schwer geworden sein, Literatur und Presse wenigstens als selbstständige und freie Wesen ganz in seinem Reich auszustreichen und sie als wirkende Factoren der Bildung, des Nationalbewußtseins und der Politik nicht

mehr zuzulassen. Er, der früher manche bittere Stunde der Verbannung, manche Qual eines umherirrenden und versprengten Lebens, durch die Literatur sich zu versüßen und zu verwerthen wußte, der im Gefängniß das Reich der Freiheit in der Poesie und das Recht des Gedankens an die Zukunft als seinen einzigen Trost besaß, mußte sehr gewichtige Nothgründe dazu haben, um diese ächte Lebensquelle nachher der ganzen Nation zu verschütten. Er, der im Kerker einst Schiller's „Ideale“ ins Französische übersetzte und seinen Sinn mit tiefer Innigkeit an die transcendentale Muse des deutschen Dichters und an den Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit hing, sollte er nicht mit einer schmerzlichen Ueberwindung seiner selbst dem freien Wort, der Klage der Geister, das Recht abgeschnitten haben? Das napoleonische Gewaltprogramm kennt aber einmal diese feinen Nüancen nicht, und die idealen Mächte passen darum nicht in das System, weil sich ihre Tragweite, ihr Gehorsam und ihre Treue nicht mehr berechnen lassen. Denn die Gedanken und Gefühle schlagen zu oft in ihr Gegentheil um, weil sie sich beständig entwickeln müssen und sind darum keine sichern Einschlagsfäden in das Gewebe einer großen Herrschaft. Literatur und Presse mußten daher schon unter dem ersten Napoleon verstummen,

und als Napoleon III. zur Regierung kam, hatte er nichts Dringlicheres zu thun, als die Schriftsteller und Dichter, die einstigen Genossen seines Unglücks und seiner Verbannung, vor sich her zu Paaren zu treiben und über das Meer hinaus in fremde Länder zu verjagen.

Die heutigen Reste der französischen Literatur, welche um den neuen Kaiserthron als Trümmer oder als symptomatische Fäulnißstoffe umherliegen, müssen den Kaiser selbst schon in seinem Bewußtsein als gebildeter Geist und als Mann frühern wissenschaftlichen Strebens beleidigen. Die Aufgabe, welche sich Napoleon III. gestellt hat, ist aber ohne Zweifel noch eine sehr weitgezogene, und wenn man ihn hört, hofft er das napoleonische System dereinst auch noch zu einer Centralstätte der Wiedergeburt für den ganzen modernen Dichter- und Denkergeist zu machen. Diese Idee ist kühn und des größten denkenden Kopfes unter den europäischen Herrschern würdig, aber die Bedingungen für ihre Verwirklichung werden wohl nicht so leicht eintreten. Einstweilen aber hat Louis Napoleon den französischen Parnaß demolirt, und nur einzelne wohlgefütterte Menagerie-Sänger, die dem Kaiserthum zugeflattert sind, vertreten noch bei ihm mit unsinnigem Lobgezwitscher die Welt der Dichtung. Die zu

Flüchtlingen gewordenen Dichter aber singen ihm noch aus der Ferne ihre Lieder des Hasses und der Anklage herüber. Am stärksten tönen darunter die zorngeschwollenen Saiten des großen Victor Hugo, der auf der englischen Insel Jersey verbannt sitzt und die Dornenkrone des Exils mit der Gebärde eines Unheil weissagenden Propheten trägt. In seiner Schrift: „Napoléon le petit“ hatte sich Victor Hugo ohne Zweifel im Ton vergriffen, und denselben heftiger und angriffsvoller genommen, als es einer doch immer nur literarischen Wirkung entsprechen kann. Denn man darf in solchen Dingen nie vergessen, daß Worte und Schriftzüge keine Batterieen und Soldaten sind, und daß eine so stark gegriffene Polemik, der keine entsprechende Action folgen kann, immer auf die Brust des Fechters selbst zurückprallt. Ohne diese kaum zu vergebende Schrift würde der Kaiser gewiß vorzugsweise gern die Hand zur Heimberufung Victor Hugo's geboten haben. Auf der andern Seite konnte es von dem Dichter nicht erwartet werden, daß er von der Amnestie, die bei der Geburt des „Sohnes von Frankreich" allen reumüthigen Verbannten dargeboten wurde, Gebrauch machen würde, da der politische Widerruf und die Angelobung eines unbedingten Gehorsams gegen die neue Regierung dabei ausbedungen war. Denn

das napoleonische Programm hat bei aller Geistesfreiheit ihres jetzigen Vollziehers doch seine Pedanterieen, von denen es nicht loslassen kann, und verlangt formelle Unterwerfung unter alle seine Gebote, ehe es zu Gnaden annimmt.

Sonst würde ein Dichter, wie Victor Hugo, dem man zu seinen behaglichen Rococo-Lehnstühlen auf dem Place royale (jetzt Place des Vosges) in Paris zurückzukehren verstattete, dem Kaiserthum gewiß großen Nutzen bringen, indem er dasselbe wieder mit Geistern, die auf sich selbst stehen, zu bevölkern anfinge. Victor Hugo würde dann wieder zu den reinen Aetherhöhen der Poesie zurückkehren, und daß er dazu noch die volle Schwungkraft seines poetischen Talents besitzt, haben seine beiden neuesten Bände Gedichte, die er unter dem Titel „Contemplations" (1856) erscheinen ließ, auf das Glänzendste bewiesen. In diesen Poesieen streift der poetische Genius Victor Hugo's den ganzen politischen Mehlthau wieder von seinen Schwingen ab, und concentrirt sich von Neuem in der eigensten Sphäre des Dichtergemüths, das über den Ereignissen des Menschenlebens sinnt und träumt, und, wie der Dichter selbst im Vorwort sich ausdrückt, die „Memoiren einer Seele" geben will.

Frankreich würde dann die Wiedergeburt eines

Dichters gewonnen haben, der für den Parnaß mehr als für die Volksversammlung geboren war, und der schon dadurch eine Art von Selbstmordsversuch auf sich machte, daß er in sein royalistisches Musen-Vollblut die ätzenden Tropfen der Tagespolitik und der revolutionairen Bewegung schüttete.

Andere bedeutende Autoren, wie Jules Michelet, die im Kaiserreich keinen festen Boden mehr für die Bethätigung ihres Geistes finden konnten, suchten sich mit ihrem Talent auf andere unverfängliche Zweige der Darstellung hinüberzuschwingen. Der geniale Michelet war schon im Jahre 1852 durch einen unmittelbaren Befehl Louis Napoleons von seinem Katheder am Collège de France vertrieben worden. Er mußte diesen Lehrstuhl zugleich mit seinem Freunde Edgar Quinet und mit Mickiewicz verlassen, denn diese so wirksam gewordenen Elemente einer philosophischen und geistesunabhängigen Behandlung von Geschichte und Literatur konnten, als verdunkelnd für den einzigen obersten Willen, im Reiche Napoleons nicht zulässig befunden werden. Der berühmte Verfasser der Histoire de France, die ohne Zweifel das Hauptwerk Michelets, und sein glänzendstes Verdienst ist, hatte in diesem Werke zugleich den Organismus des französischen Nationalwesens in seinen innersten und ur-

sprünglichen Grundlagen entwickelt und verherrlicht. Er war in seiner Darstellung auf die gallo-römischen Grundlagen der französischen Nationalität zurückgegangen und hatte darin den nationalen Volksgeist der Franzosen als eine bevorzugte, wesentlich die Freiheit in sich tragende und verbürgende Substanz aufgezeigt. Schon dies entsprach der Stellung, welche sich der Napoleonismus zur französischen Nation gegeben und fortdauernd geben wollte, keineswegs, und Michelet selbst mußte die neue Situation im Lande zu gefährlich finden, um an die Beendigung seines großen, noch nicht zum Abschluß gebrachten Werkes denken zu können. Er begann sich mit andern Dingen zu beschäftigen, und gab seine „Legenden des Nordens" und seine „Frauen der Revolution" heraus, welches erstere Buch schon den ergreifenden Anflug elegischer Satire an sich trug, die das Gemüth des größten französischen Geschichtsphilosophen zu durchdringen angefangen. In seiner „Geschichte der Religionskriege," von welcher bis jetzt nur der erste Theil erschienen, betrat zwar Michelet wieder mit einem gewaltigen Anlauf den hohen Schauplatz der Philosophie der Geschichte, aber sein Geist ist in sich selbst so herbe und rauh geworden, daß er die Anbequemungen an die Zeit, welche ihm die Fortsetzung nothwendig auferlegen muß, schwer-

lich wird über sich gewinnen können. Michelet ist daher einstweilen, gewiß auch um sich selbst zu erholen und zu zerstreuen, in das Reich der Lüfte entflattert, und hat den freien glücklichen Bewohner derselben, den Vogel, zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht. Das Buch l'Oiseau (1856) ist glänzend und wahrhaft rührend geschrieben, und beruht nicht minder auf den überraschendsten Studien, die von einer wunderbar innigen und frommen Hingebung an das Wesen der Natur durchwirkt werden. Die verschiedenen Erscheinungen und Natursituationen, in denen er das Leben der Vögel schildert, lassen ihm den Neid nachempfinden, mit dem der Historiker der Freiheit den befiederten Bewohnern der Lüfte nachblickt, die sich von ihren Schwingen hintragen lassen können wohin sie wollen, und durch kein politisches Programm, durch keinen ihren Flug zwingenden Machtwillen, an einen unentfliehbaren Raum gefesselt werden. L'oiseau des Philosophen und Historikers Michelet ist am Ende nichts, als eine wissenschaftliche und politische Variation zu dem Liede: „Wenn ich ein Vög'lein wär'!“

Auch der „kleine Thiers“, der seit einigen Jahren wieder in seinem alten Hôtel, einst dem Versammlungspunkt der parlamentarischen und literarischen Größen

Frankreichs, wohnt, gemahnt uns in der eigenthümlichsten Weise an die neukaiserliche Situation. Er arbeitet in tiefer Zurückgezogenheit, die aber keineswegs unbeargwöhnt und unbeobachtet ist, an seiner „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs“ weiter, die zu einer immer stärkeren Bändezahl anwächst und wohl so bald noch nicht vollendet sein wird. Die letzten Erfahrungen und Leiden Frankreichs haben nur seine Corpulenz, zu welcher der kleine Mann schon immer ansetzte, zu vermehren angefangen. Sein lebhaftes, aus den großen Brillengläsern dämonisch hervorblitzendes Auge und sein geistreich maliziöses Lächeln, welche den constitutionellen Alten vom Berge charakterisirten, sind ihm auch auf dem einsamen Brett, auf dem er sich jetzt als Gestrandeter durch die Wogen des Imperialismus dahintreiben läßt, zu eigen geblieben.

Von Zeit zu Zeit hatte er auch wieder einige Reisen, namentlich nach Deutschland, Belgien und Italien, unternommen, die verschiedene Deutung fanden, und bald mit Studien auf den Schlachtfeldern Napoleons, bald mit einer geheimen Thätigkeit für die Familie Orléans in Verbindung gesetzt wurden. Was das Bereisen der napoleonischen Schlachtfelder anbetrifft, so war dies wohl nur eine stolze Phrase, denn obwohl die Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs

gerade in den strategischen Darstellungen Ausgezeichnetes leistet, so sind dafür die vorhandenen Pläne und viele persönliche Zeugnisse und Mittheilungen ohne Zweifel förderlicher gewesen, als der eigne Anblick von Schlachtfeldern, die in neuerer Zeit zum Theil eine gänzliche Veränderung ihrer Lage und Physiognomie erfahren haben. Dagegen würde Thiers, der von jeher eine besondere Neigung für die Herzogin von Orléans gezeigt, gewiß mit Leib und Seele ein Orléanist zu nennen sein, wenn die Orléanisten überhaupt eine politische Partei wären, und wenn Thiers es mit seiner eiskalten und schlangenklugen Vorsicht vereinigen könnte, für eine Sache im Geheimen zu wirken, bei der man sich vor der Hand nur äußerlich zu Grunde richten kann.

Man darf wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß Thiers zunächst keine weitergehenden Pläne hegt, als unangefochten von dem kaiserlichen Adler in Paris leben zu können, und in seinem schönen, geschmackvoll eingerichteten Hause ruhig weiterzuarbeiten. Denn so lange seine Füße Paris noch berühren, glaubt er wohl, wie einst Antäus, der Sohn der Erde, der aus der Berührung seiner Mutter stets neue Lebenskraft zog, seines Daseins gewiß bleiben zu können, oder, gleich jenem libyschen Höhlenbewohner, dereinst noch alle seine

politischen Gegner zu erschlagen und ihre Schädel um seine Wohnung auf dem Place St. Georges aufzupflanzen. Wenn es aber auch nicht mehr so schlimm gemeint sein sollte, so kann man doch wahrscheinlich jenen narkotischen und ewig reizenden Geruch von Paris nicht mehr entbehren, wenn man erst seinen Geist und seine Lungen an das Einathmen desselben gewöhnt hat. Die Verbannung aus Paris ist daher für einen Franzosen gleichbedeutend mit der Todesstrafe, und trifft ihn noch härter als diese, denn sie verurtheilt ihn zu einer Existenz, die ihren geistigen Mittelpunkt verloren und jede Kraft zu einer thätigen Entwickelung ihrer selbst eingebüßt hat.

Thiers hat also wenigstens das gewonnen, daß er seine Glieder noch in Paris ausstrecken darf, und dies ist für ihn von der ungeheuersten Wichtigkeit. Vielleicht schmeichelt er sich zuweilen sogar mit dem Gedanken an ein neues Minister-Portefeuille, das ihm von dem Kaiser Napoleon III. dargeboten werden könnte. Aber darin gleichen alte Staatsmänner oft alten Jagdhunden, daß sie zuletzt den Wind verlieren und einer falschen Witterung nachgehen. In einem neuen Regime läßt sich immer nur mit neuen Menschen arbeiten, und Louis Napoleon zeigte auch darin die ganze instinctive Klugheit eines großen Herrschers,

daß er nur Persönlichkeiten seiner Art und seines Datums in seine Umgebung berief, und am allerwenigsten daran dachte, den neuen kaiserlichen Most in einen alten Schlauch, wie Mr. Adolphe Thiers ist, zu fassen.

Thiers wird sich mit seiner politischen Staatsweisheit endlich für einen altmodisch gewordenen und abgesetzten Mann halten müssen. Auch sein politisches Handwerkszeug taugt nichts mehr, denn mit solchen Phrasen, wie die berühmte von ihm erfundene: le roi regne et ne gouverne pas, worin Thiers einst das ganze Geheimniß der constitutionnellen Maschinerie ebenso wirksam als täuschungsreich zusammenfaßte, würden sich die Hebel der kaiserlichen Politik nicht mehr drehen lassen. Die Männer des constitutionnellen Regime's sind aber zu tief in die Phrase verstrickt, als daß sie jemals wieder zu einer substantielleren Politik, bei der es sich entschieden um Ja oder Nein handelt, zu brauchen wären. Die bodenlose Falschheit des constitutionnellen Standpunctes hatte sich gerade an Männern wie Thiers erschöpfend offenbart. Zuerst hatten die constitutionnellen Notabilitäten Frankreichs, an deren Spitze Thiers, Guizot u. s. w. gewirkt, am meisten zu einer inneren Republikanisirung des Landes beigetragen, indem sie dasselbe in seiner

Einheit schwächten, und unter dem Schein, im Namen der Gesammtheit zu handeln, eigentlich nur die Kraft dieser Gesammtheit ausschöpften und für sich selbst auszubeuten trachteten. Als aber in der That die Republik den parlamentarischen Herrgöttern plötzlich vor den Füßen lag, bückte sich Thiers nach ihr mit den merkwürdigen Worten: „La France n'a pas accepté la République, mais elle l'a subi.“

In dieser geschickten und geistreichen Phrase lag allerdings eine ungeheure Wahrheit, aber für einen Republikaner wider Willen, wie Thiers, war doch wenigstens eine Möglichkeit übrig geblieben, sich mit dem ihm eigenen Talent der parlamentarischen Intrigue geltend zu machen, da die Republik wenigstens das ganze Waffengeschmeide der constitutionnellen Monarchie anbehalten, und die Todesstrafe für politische Vergehen zwar abgeschafft, aber dafür dem Selbstmord der Debatte in ihren eigenen Eingeweiden freien Lauf gelassen hatte. Thiers und Seinesgleichen hatten jetzt in der Republik nicht nur die ganze alte Sippschaft des Constitutionnalismus, sondern auch alle jene alten Sünder und Hagestolzen der Reaction für sich, die sich nie, auch nur ein einziges Mal in ihrem Leben, mit einer Frühlingswolke der Freiheit vermählt haben. Die Constitutionnellen waren von jeher die anständigen

Leute, die wohl auch einmal ein Revolutiönchen machen wollen, aber daraus jedenfalls ohne Gefahr ihres Leibes und mit wohlgefüllten Taschen wieder hervorzugehen wünschen.

War die Republik ein Zufall, dem sich ein kluger Mann anbequemte, so war das Kaiserthum ein Zufall, der, klüger als alle Klugheit der Staatsmänner, eine ganz neue Ordnung der Dinge mit neuen Menschen zu begründen strebte. Sonst hatte man dem Zufall seine Stelle eigentlich nur in der Komödie gönnen wollen. Aber für diese Beschränkung seines Waltens hat sich der Zufall seit einigen Jahrzehnten reichlich in der Geschichte entschädigt, in der er nun oft seine größten Ernten hält. Das neue Kaiserthum wurde aber ein viel zu specifisches und übergewaltiges Machtproduct, als daß schon die sogenannten klugen Leute hoffen dürften, demselben beizukommen. Thiers wird aber für den Kaiser wohl um so mehr eine antipathische Größe bleiben, als die ganze Species, welche der ehemalige Minister Louis Philippe's repräsentirt, auf dem Boden der heutigen Kaiserpolitik für eine unzulässige und verfehmte gelten muß. Das parlamentarisch-journalistische Geniewesen, worin die constitutionelle Epoche ihre eigentlichen Staatskräfte suchte, und das durch Thiers zum Theil seine Begründung empfangen,

ist nicht nur durch den Imperialismus völlig über den Haufen geworfen worden, sondern derselbe suchte auch einen seiner wesentlichsten Triumphe darin, den französischen Thron wieder von den Zeitungen emancipirt, und gegen die Journalschreiber sicher gestellt zu haben. Thiers konnte seine große und glänzende Laufbahn vorzugsweise als Redakteur des Constitutionnel und als Mitbegründer des National gewinnen, indem er sich darin durch die von ihm geschwungenen Waffen der Kritik und Opposition dem Gouvernement als ein gefährliches und um jeden Preis zu gewinnendes Individuum gegenüber stellte. Aber die Presse konnte im Kaiserreich nicht mehr eine Macht des Individuums bleiben, das in seinem Talent den Punct des Archimedes gefunden haben wollte, um von demselben aus den ganzen Staatskörper nach Belieben aus seinen Angeln zu heben. Der Imperialismus brauchte die Presse, wie er seine Kanonen brauchte, und die von ihm angestellten journalistischen Feuerwerker mußten vor Allem die Kunst verstehn, nach der Parole zu arbeiten, und nach einem genau vorgezeichneten Ziel ebenso gut wie in die Luft schießen zu können. Aber die neue Staatspresse mußte mit einem gewissen Effekt scheinbar freiwillig ausschwitzen, was

ihr als wohlberechneter Trank bald in stärkeren bald in schwächeren Dosen eingegeben worden war.

Auf diese Weise ist die heutige erstaunliche Metamorphose der französischen Presse hervorgetreten, die sich aus einer Arena der politischen Parteien recht eigentlich in eine kaiserliche Manège verwandelt hat. Ein ähnliches Bild gouvernementaler Organisation bietet neben der französischen heut nur noch die österreichische Presse dar, die mit derselben durchgreifenden Macht von Oben herab geleitet, erzogen und stilisirt wird, und wenn auch in Schattirungen, die der Hand des schreibenden Individuums freigegeben sind, doch immer nur Das ausdrückt, was gerade im Interesse des Gouvernements zu sagen ist. Die Presse ist in dieser Form, direct oder indirect, ein Instrument des Staats geworden, und wer sie handhaben will, kann sie nur in diesem Sinne, und nach bestimmten Griffen, die er sich anzueignen hat, gebrauchen.

Wenn sich die ganze französische Zeitungspresse jetzt mehr oder weniger in die Staatspresse des Kaisers verwandelt hat, so konnte dies um so leichter geschehen, da es sich dabei lediglich um illustrirende Talente handelt, welche zur Politik der Regierung wirksame und anschauliche Arabesken zu zeichnen vermögen. Das Talent der Illustration ist aber das eigentliche

Zeittalent auf allen Gebieten, und gehört einer Epoche eigenthümlich an, die das Interesse von dem Innerlichen und Ideellen überall abzulenken strebt, und die nicht schaffen und begründen, sondern nur möglichst glanzvoll und verblendend Alles in Scene setzen will. In einer solchen Zeit kommt es nur auf die gaukelnde Illustration, und nicht mehr auf die Sache an, und auch die Publizisten und Zeitungsschreiber, wenn sie wohl besoldet, oder auch nur geduldet sein wollen, können ihre Wirkung nur noch darin suchen, Männerchen zu malen und die principielle Situation zu einer täuschenden Decoration zu verarbeiten. Dies Talent wird jetzt gut bezahlt, weil es viel gebraucht wird, und namentlich soll die imperialistische Staatspresse jetzt starke Besoldungen auswerfen, die sich für einzelne renommirte Mitglieder derselben bis auf ein Monats-Gehalt von 2000 Francs erstrecken.

Es zeigt sich auch darin, daß die Presse, seit dem Niederschlag der revolutionairen Bewegung von 1848, nur noch als ein materielles Operationsmittel übrig und möglich geblieben ist. Im Verlauf der revolutionairen Bewegung selbst wird die Presse schon durch die Macht der Association und des Vereinsrechts, wie auf der anderen Seite durch das allgemeine Stimmrecht, weit in ihren Wirkungen überflügelt. Schon hierin

deutet sich der überragende Sieg der materiellen Kräfte über die rein ideellen Elemente der Presse an. Eine allgemeine ideelle Wirkung der Presse wurde aber schon in der französischen Republik von 1848 durch die Verordnung gebrochen, daß jeder Journal-Artikel mit dem Namen seines Verfassers unterzeichnet sein müsse. Diese Verordnung, die auch im Kaiserreich aufrecht erhalten wurde, bedeutete für die Presse gewissermaßen das divide et impera, indem sie alle diejenigen Wirkungen durchbrach und vereinzelte, durch welche die Zeitung sonst als ein geistiges und einheitliches Charakterwesen zu Macht und Ansehn gekommen war. Diese Macht, die allerdings zugleich etwas Geheimnißvolles und Unberechnenbares hatte, wurde zersetzt in die wohlbekannten Physiognomieen einzelner Persönlichkeiten, von denen man wußte, wie viel Geld sie für ihre Waare bezogen, und wer ihr Auftraggeber und Einflüsterer, welches ihre Motive waren. Die zwangsweise Individualisirung der Presse schien zwar dem allgemeinen Stimmrecht zu entsprechen, welches jedem Individuum Kraft und Herrlichkeit genug bemißt, um durch seine Stimme einen Ausschlag über den Staat herbeiführen zu können. Aber wie der Staat durch das allgemeine Stimmrecht ebenso leicht in Nichts aufgelöst als neu erschaffen werden kann, und darum die Anwendung

desselben zu den entgegengesetztesten Resultaten, namentlich aber zu einer Selbstironisirung des Volkes, hingeführt hat, so wird auch die Presse gewissermaßen entthront durch die Vielköpfigkeit ihrer eigenen Organe, die jeden Artikel, der sonst nur durch den Hintergrund seines Princips oder seiner Partei wirkte, auf einen individuellen Namen und die leicht durchsichtigen Beziehungen desselben zurückführen.

Das eigentliche Atelier der neuen napoleonischen Presse ist der Constitutionnel, ein Blatt, das seit seiner ersten Begründung im Jahre 1815 die verschiedensten Metamorphosen seines äußern und innern Lebens durchgemacht, und ein gutes Stück der Geschichte Frankreichs sich an seinen Spalten abgelaufen hat. Diese Zeitung hat seit ihrem Bestehen im eigentlichsten Sinne Könige und Kaiser ernannt und abgesetzt, Minister berufen und gestürzt und ganze Regierungssysteme mit dem Hauch seines Mundes geschaffen und umgeblasen. Aus der merkwürdigen Stimmung, welche bald nach dem Sturze des ersten napoleonischen Kaiserthums in Frankreich herrschte, war der Constitutionnel durch die Hände der Herren Jay, Etienne und Jouy mit einer ungemein taktvollen Berechnung der Situation geformt worden. Er steckte die Fahne einer allgemeinen nationalen Opposition auf, unter der sich alle die-

jenigen zu sammeln begannen, die bei den neuen Zuständen der Restauration ihre Rechnung nicht finden konnten, und aus den religiösen und politischen Heucheleien derselben wieder einen Ausweg suchten, für welchen die Erinnerungen an den eben erloschenen Glanz des napoleonischen Kaiserthums einen Augenblick lang mit einer ächten principiellen Zurückwendung zu den Ideen der Revolution von 1789 zusammenflossen. Die Entstehung des Constitutionnel bezeichnete die Geburtsstunde des ideellen Liberalismus in Frankreich, der damals unter den widerspruchsvollsten Anregungen mit seinem neuen Oppositions-System zur Welt kam. Es war dies eine Opposition, die, hervorgegangen aus dem allgemeinen Erstaunen über das, was auf das napoleonische Kaiserthum in Frankreich gefolgt war, für die Napoleonisten gegen die Constitutionnellen, und für die Constitutionnellen gegen die Republikaner einzutreten schien und daraus einen ungemein pikanten und narkotischen Mischmasch erzeugte, welcher, wenn man wollte, der Wiederherstellung des Kaiserthums ebenso sehr zugutkommen konnte, als der Anerkennung der ächten Ideen der Revolution, von denen die Epoche ausgegangen war. Es war das Erstemal, daß der Napoleonismus und die Ideen von 1789 fast auf einer und derselben Grundlage in das Nationalbewußt-

sein der Franzosen sich einsenkten, und diese Combination, die damals nur ein pikanter Ideenreiz war und die Abonnenten schaarenweise in das Bureau des Constitutionnel trieb, wurde erst später von Napoleon III., der die Wiederherstellung des Kaiserthums darauf begründete, als ein bestimmter Passus in das napoleonische Programm aufgenommen.

Der Constitutionnel gewann dadurch für den Napoleonismus gewissermaßen eine prototypische Bedeutung. Den ersten thatsächlichen Dienst aber leistete der Constitutionnel der Zukunft des Napoleonismus dadurch, daß er mit seiner einschneidenden Macht den restaurirten Thron der Bourbonen umstürzen half, indem er der Julirevolution die Bahn brach. Es halfen dazu neben dem Constitutionnel wesentlich auch der Temps, der Courrier français und der National mit, welcher letztere durch Thiers, Mignet und Armand Carrel begründet war, nachdem Thiers bis dahin an der Redaction des Constitutionnel einen den Charakter dieses Blattes wesentlich bestimmenden Antheil genommen hatte. Die Verwandlungen eines indischen Gottes sind aber ein Kinderspiel gegen die Lebensgeschichte einer französischen Zeitung. Wie der Constitutionnel die Barrikaden von 1830 hat bauen helfen, um den Julithron darauf zu begründen, so half er

auch endlich den letzteren wieder untergraben und in die Luft emporschnellen. Seit dem Jahre 1848 aber wurde der Constitutionnel der eigentliche Brütofen, in welchem das neue napoleonische Kaiserthum journalistisch vorbereitet und ausgetragen wurde. Dazu bedurfte es aber eines eigenthümlich gewandten Taschenspielers, der in der Person des klugen Dr. Véron, der sich schon in der Mitte der vierziger Jahre des Constitutionnel durch Kauf bemächtigt hatte, gefunden wurde.

Ein Mann wie Véron, der Apotheker, Arzt und Operndirector gewesen und aus der Mitte seiner Tänzerinnen und Sängerinnen, mit denen er bis dahin verkehrt, plötzlich in die Arena der Journalistik und Politik hinübersprang, war vorzugsweise dazu geeignet, die neue Industrieritterschaft, zu welcher der Charakter der französischen Presse umschlug, typisch auszubilden. Doch hatte Véron, der Ulysses und Figaro zugleich war, noch eine gewisse Ambition, die ihn bestimmte, das Handwerk in einem möglichst großen Stil zu treiben. Denn wer seine Schule in der Pariser Opern-Coulisse gemacht hat, muß mit allen großartigen Manieren des ächten Lebemannes vertraut sein, und wird nicht so leicht in einem kleinlichen Genre wirthschaften. Er vertraute die politische Leitung seines Blattes wesentlich den Händen von Thiers, Remusat

und Duvergier d'Hauranne an und behielt sich selbst nur gewisse wohlberechnete Capriolen vor, die nicht nur seine Taschen mit Schätzen füllen, sondern ihn auch in das Ministerium oder in die Pairskammer oder wenigstens auf einen Gesandtschaftsposten ersten Ranges erheben sollten. Zugleich hatte er einen richtigen Instinct für die Bedeutung des Feuilletons, durch welches er den großen Massen-Hintergrund aller Parteien zu sich heranzulocken strebte, um damit auch der politischen Fahne des Constitutionnel ein Uebergewicht zu verschaffen. So zahlte er an Sue ein Honorar von hunderttausend Francs für das Manuscript des Ewigen Juden, und machte schon durch die gewaltige Summe, die er für diesen Zweck aufwenden konnte, ein dem ganzen Geschäft zugutkommendes Aufsehn. Ein noch kühneres Project war es von ihm, die Geschichte des Consulats von Thiers zuerst im Feuilleton des Constitutionnel erscheinen zu lassen, worüber die Unterhandlungen bekannt geworden, die sich aber an dem begreiflichen Stolz des Herrn Thiers, dessen historischer und politischer Character nicht in die Demi-Monde des Feuilletons herabsteigen wollte, zerschlugen. Es war aber dies Ansinnen Dr. Vérons vielleicht schon wieder das laubfroschartige Vorgefühl einer neu-heraufkommenden Bewegung gewesen, die in dem Na-

poleonismus ihr neues Ziel finden würde, oder Véron, der sich bald nach 1848 als einen so entschiedenen Parteigänger Louis Napoleons entpuppte, war schon mit gewissen geheimen Regungen vertraut, in denen in der letzten Regierungszeit Louis Philippe's eine napoleonische Partei mitten in dem Gewebe aller übrigen politischen Parteien sich zu bilden begonnen. Daß aber absichtlich und längst vorbereitet ein neuer Umschlag wieder herbeigeführt werden sollte, hatte die erneuert oppositionelle Haltung des Constitutionnel schon während des ganzen Jahres 1847 bewiesen. Das Blatt hatte sich gerade zuletzt an der Frage des Reform-Banquets mit einer für seinen liberalen Bourgeois-Charakter auffälligen Heftigkeit betheiligt, und die verhängnißvolle Februarnacht, die den König Louis Philippe statt der Krone nur noch mit einem Regenschirm flüchtig abziehen sah, war die Folge davon gewesen.

Véron konnte aber doch, als Bonapartist vom Tag vorher, und als schnatternde capitolinische Gans des neuen Kaiserthums, und obwohl er im Constitutionnel von 1848 bis 1852 recht eigentlich den Kalender der neuen Gewalt gemacht, nicht solche Ehren-Erfolge für seine Person damit erzielen, als er sich jedenfalls eingebildet hatte. Nachdem er lange genug gewartet, sah

er, daß er nicht einmal Aussicht habe, Senator zu werden, und so zog er sich enttäuscht, aber immer noch mit dem merkwürdigsten Schnitt, der je gemacht worden, von dem Geschäft zurück. Dieser Schnitt bestand darin, daß er den Constitutionnel unter fabelhaft glänzenden Bedingungen an Herrn Mirès verkaufte, einen ungemein betriebsamen Mann, der, vor Kurzem noch ein armer kleiner Journalist, sich plötzlich zu einem der ersten Agio-Aristokraten des heutigen Paris emporgeschwungen hatte. Mirès hatte bald neben dem Constitutionnell zugleich das Pays (seit dem Kaiserreich Journal de l'Empire) erworben, und trat nun als Eigenthümer beider Journale auf, welche er, die Situation richtig erkennend, der Regierung als halbofficielle Organe zur unmittelbaren Verfügung stellte. Véron war aus zu großer Pfiffigkeit dumm gewesen, er hatte, durch seine Traditionen aus Louis Philippe's Zeit verführt, wo die Presse zugleich der beste Schießstand der Stellenjäger war, noch nicht einsehen können, daß auch eine Zeitung nur noch als ein reines Börsen-Institut betrachtet werden könne, bei dem nichts weiter als Geld zu verdienen sei.

Véron in fühlte seiner gewiß schmerzlichen Resignation, daß seine Zeit vorüber sei, er klopfte sich nachdenklich auf seinen im Kaiserreich zuletzt sehr herange-

wachsenen Embonpoint, und beschloß seine Memoiren zu schreiben. Daß er dieselben: „Mémoires d'un bourgeois“ betitelte, sprach das ganze Entsagungsgefühl einer im Grunde doch ehrlichen Haut aus. Er legte damit die Beichte ab, daß er nichts als ein ächter Bourgeois gewesen, und der Epoche der constitutionellen Bourgeoisie als ein gewiß bedeutsamer Ausdruck angehört habe. Etwas närrische Selbstgefälligkeit mußte man dem Dr. Véron mitten unter den Trümmern seiner ehrgeizigen Pläne schon zuguthalten, denn er wollte damit ohne Zweifel zugleich sagen: „Ich passe nicht für die neue Kaiserzeit, ich ziehe mich in die Gediegenheit meines ehrlichen liberalen Bourgeois-Charakters wieder zurück, ich kann mich Gott sei Dank! nicht beklagen, denn meine Taschen sind voll, aber ich will doch nun auch noch die Freude haben, als aufrichtiger Mann Euch Allen ein bischen die Wahrheit zu sagen.“ Dies that er denn auch in den Memoiren eines Bourgeois nicht ganz ohne Gift und Galle, aber zugleich mit lehrreichen Illustrationen der Zeitvorgänge, denen er nahe gestanden.

Véron mußte aber auch noch den Schmerz erleben, daß es allerdings einzelne Ausnahmen in der napoleonischen Presse gab, welche auch mit Hülfe ihrer Feder die Leiter der kaiserlichen Ehrenstellen emporkletterten, denn Laguerronnière, der sich auch Vicomte

de la Guerronnière nennt, konnte unmittelbar aus dem Redactions-Bureau des Constitutionnel in den Staatsrath eintreten. Dies war um so merkwürdiger, als dieser feingeschliffene Publizist früher im republikanischen Lager gearbeitet, und namentlich als Mitarbeiter der „Presse" dahin zu wirken gesucht hatte, die französische Republik von dem Umschlag in ein napoleonisches Kaiserthum fern und frei zu erhalten. Aber Herr von Guerronnière wußte sich plötzlich den Bonapartismus so geschickt einzuimpfen, daß aus den Pocken ein Staatsrath hervorkam, und diese neue Maske trägt er so würdig und gediegen, daß er sich jetzt wahrscheinlich bereits zu vornehm für das Journalisten-Handwerk hält, und nur noch bei großen feierlichen Actionen die Paradefeder des Vicomte de la Guerronnière im Constitutionnel hervortritt.

Wie in der heutigen französischen Presse aber der Schutt aller früheren Parteistandpunkte zusammengefegt und zum treibenden Dünger für die Kaiserpolitik benutzt worden, kann am anschaulichsten das Mitarbeiter-Personal des Constitutionnel beweisen. Diese Herren haben schon vor den Thüren aller Principien gebettelt, und verdienen sich nun das schöne Kaiserbrot mit weit geringerer Anstrengung und Mühe, als früher, wo sie, unter der ihnen voranwehenden Fahne der

Preßfreiheit, eine bei weitem größere Verantwortlichkeit auch für den Werth ihrer Leistungen hatten, und wo sie mit der Macht der parlamentarischen Debatte gewissermaßen gleichen Schritt zu halten hatten. Mit der Preßfreiheit verliert jedes Zeitungswesen zugleich seine Ehre, und was noch übrig bleibt, ist das Geschäft, mit dem Derjenige, für den Das eine Arbeit ist, um so leichter fertig wird, je mehr es in einem bestimmten Sinne des Auftraggebers, dem man allein noch verantwortlich ist, vollzogen werden kann.

Ein richtiger Typus dieser heutigen Situationsschreiber ist unter den Mitarbeitern des Constitutionnel Herr Granier von Cassagnac (aus Cassagnac in der Gascogne gebürtig), der mit einem enormen Federtalent zugleich die Kenntnisse eines Vielwissers verbindet, und eine Diebesgeschicklichkeit ohne Gleichen in seinen Schreibfingern trägt. Auf seiner vielbewegten Laufbahn hat er schon fast alle politischen Standpunkte hintereinander vertheidigt und angegriffen, und keine Zeitungs-Mahl-Mühle giebt es, in der Granier von Cassagnac nicht mit seiner fürchterlichen Geschicklichkeit, Alles herauszuarbeiten, schon gedient hätte oder zu dienen im Stande wäre. Er hat es darin allerdings viel weiter gebracht, als andere ähnliche Talente, indem er als der Alles besorgende Mohr der französi-

schen Presse nicht nur heute Thiers, morgen Guizot, heute den Constitutionnalismus, morgen den Absolutismus bedient hat, sondern in der Revue du dixneuvième siècle sogar mit einer principiellen Vertheidigung der Sklaverei hervorzutreten wagte. Er trug aber an der Seite Vérons im Constitutionnel wesentlich dazu bei, in versteckter Hindeutung auf die Wohlthat einer napoleonischen Gewaltherrschaft das constitutionnelle Repräsentativprincip anzugreifen und die zerstörenden Einflüsse desselben für den einheitlichen Bestand von Staat und Gesellschaft hervorzuheben.

Granier de Cassagnac ist der journalistische Quartiermacher für alle Standpunkte seit der Restauration gewesen, und er hat diesen Dienst dem Napoleonismus so geschickt und wirksam erwiesen, daß er in seinem Verhältniß beim Constitutionnel gewiß jede Besoldung eines Staatspostens leicht wird entbehren können. Auch hat er in dieser besonderen Wohlgepflegtheit neuerdings mit seinen historischen Compilations-Arbeiten inne gehalten, die, wie namentlich seine Histoire des classes bourgeoises et ouvrières, zwar eine brauchbare Zusammenstellung von Material lieferten, aber doch im Grunde auch auf diesem Gebiet nur eine charakterlose Geldmacherei waren.

Neben ihm arbeitet am Constitutionnel auch Herr

Amédée de Césena, der, obwohl früher leidenschaftlicher Republikaner und Socialist, doch keineswegs als ein Cyniker des Gesinnungswechsels dasteht, sondern durch seine anständigen Formen ein gewisses Vertrauen zu seiner Ueberzeugung zu erwecken gewußt hat. Da ihm die Apostasie nur ein einziges Mal begegnet ist, so hat er mit dem Uebergang vom Republikaner zum Napoleonisten zunächst nichts weiter gethan, als was alle andern Franzosen mit ihm gethan haben. Denn wenn es Alle nicht wollen, so kann man es auch von dem Einzelnen nicht verlangen, daß er in den Abgrund des Kraters, in welchem die politischen Principien verlodern, seine eigene Person hinterdrein nachwerfe. Die Artikel des Herrn von Césena sind mit einem gewissen Anstrich von Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit geschrieben, und wenn dies auch nur eine Virtuosität sein sollte, mit welcher die Wurst nach der Speckseite geworfen wird, so bringt sie doch ohne Zweifel einen nützlichen Eindruck hervor und hilft die Wirkung dieser fein und scharf geäderten Artikel erhöhen. Aber auch die Koketterie mit der Ehrlichkeit kann in den Zeiten der Gewalt ihre gefährlichen Seiten haben, und diese Bedenken mögen aufgetaucht sein, wenn die Artikel Césena's zeitweise im Constitutionnel sehr spärlich geworden sind. Vielleicht warten aber auch höhere Verwendun-

gen auf diese zu diplomatischen Ausarbeitungen wie geschaffene Feder. —

Einer der wunderlichsten Heiligen der heutigen französischen Presse ist aber Herr Emile de Girardin geblieben, ein Mann, dessen Existenz und Erfolge den stärksten Beweis liefern, daß das Drama der politischen Parteien, welches seit dem Juli-Königthum in Frankreich aufgeführt worden, nur eine ganz gemeine politische Stockjobberei war, bei der sich zwar Talente und Charaktere in der glänzendsten und lebhaftesten Action zeigten, aber nur in der Absicht, den Moment auszubeuten und alles Uebrige hinter sich zu Grunde gehen zu lassen. Denn selbst die Charaktere, die in der parlamentarisch-journalistischen Epoche als solche angesehen sein und wirken wollten, waren nur Maschinerieen, in denen ihre Partei und der Geldbeutel arbeiteten. Alle, mit wenigen leuchtenden Ausnahmen, gelangten früher oder später auf den verhängnißvollen Punkt, wo sie nur noch auf den Wellen des Scandals und der Schwindelei sich schaukelten, und das ganze Staatssystem, dem sie dienten, als ein egoistisches Gaukelspiel der Parteien enthüllten. Emil Girardin ist zugleich ein Beweis davon, daß man in Paris mit allen Standpunkten und Grundsätzen Lug und Trug treiben, sich dabei selbst als Betrüger ertappen und

brandmarken, öffentlich für ehrlos erklären, ächten und herauswerfen lassen kann, und daß man doch eine einflußreiche und wichtige Persönlichkeit, ein vielgesuchter wirksamer Mann, ein Matador des Tages und der öffentlichen Meinung bleibt.

Als Bastard geboren (die Frucht eines doppelten Ehebruchs), glaubte er schon nach dieser Seite hin seine zweifelhafte Stellung zur Gesellschaft rächen zu müssen. Er schwor nicht nur zur politischen Klugheit des Bastards Faulconbridge, der alle Positionen für eitel Wind erklärte, sondern er schöpfte aus dieser seiner Geburt ohne Zweifel auch seinen kühnen Trotz gegen die Moralgesetze. Er legte sich ungescheut den Namen seines Vaters, des Generals Alexander von Girardin (Hofjägermeister von Karl X.) bei, und hatte als ganz junger Mensch die Stirn, seinem Vater in dieser Sache vor Gericht gegenüber zu stehn. Es fehlte nicht viel, so hätte Girardin, mit seinem unvergleichlichen Talent, Alles zu demonstriren, es auch seinem Vater an den Kragen bewiesen, daß derselbe ihn wirklich gezeugt habe. Aber da der Antritt dieses Beweises unzulässig war, wurde Girardin zur Ablegung seines Namens verurtheilt, wodurch er sich jedoch keineswegs irre machen ließ, denselben zu führen. Er faßte vielmehr den Entschluß, diesem Namen eine klangvolle und mächtige

Bedeutung zu verschaffen, und seine die heutige Welt genau veranschlagende Bastardphilosophie sagte ihm, daß, wer heut Macht und Bedeutung haben will, es dann auch mit der Ehre nicht zu genau nehmen dürfe.

Girardin hatte seine Laufbahn in dem Comtoir eines Banquiers begonnen, aber mit den Geldern, die ihm nicht gehörten, zu rechnen, mußte einem so prak-tischen Kopf wie Girardin bald als eine ekele Phan-tasterei erscheinen. Außer den Bureaustunden, hatte er schon angefangen, unter dem Titel: „Emile“ einen Theil seiner Jugendgeschichte in Form eines Romans zu schreiben. Dies Product war die Wertheriade Girardin's, worin er sich von den grüblerischen An-klagen, welche er gegen die Gesellschaft auf dem Herzen haben mußte, Luft machte. Nach dieser Production erklärte er sich für geheilt, er verließ das Comtoir, und stürzte sich nun ohne Weiters in die journalistische Entreprise hinein, indem er die belletristische Wochen-schrift La Mode und den Voleur, beide schon mit dem glücklichsten finanziellen Erfolg, begründete. Für die Wochenschrift hatte er eine interessante Mitarbeiterin, Delphine Gay, die Tochter der Dichterin Sophie Gay, gewonnen, und die Bekanntschaft und spätere Ehe mit dieser Frau, welche alle anregenden und ver-

führerischen Reize der französischen Weiblichkeit in sich vereinigte, wurde von großem Einfluß wenigstens auf das Darstellungstalent Emile de Girardin's. Aber wenn auch die eigenthümliche Feinheit und Elasticität seiner Artikel in der Schule Delphinens sich bildete, seine moralische Wildheit konnte von ihrer koketten Grazie nicht gezähmt werden, und Delphine soll sich oft die schönen Augen roth geweint haben um die verlorenen Pfade, welche Journalist, Politiker und Mensch wandelten, und sie konnte sich zuletzt nur noch mit den Galanterieen ihres Boudoir trösten.

Seine politische Laufbahn begann Girardin im eigentlichsten Sinne als Regierungsmann, indem er sich durch die Regierung in die Deputirtenkammer wählen ließ, und Dienste gegen die Oppositionsblätter, die dem Ministerium damals zu schaffen machten, leistete. Dies brachte ihn auch zuerst auf die eigenthümliche Idee, eine wohlfeile Zeitungspresse ins Leben zu rufen, und er gründete im Jahre 1836 die Zeitung La Presse, die nur 40 Francs jährlich kostete, zunächst und vollständig in der Absicht, die theuren Journale durch diese Concurrenz zu Grunde zu richten und damit der Regierung die lästigen Feinde vom Halse zu schaffen. Es war dies der erste diabolische Wurf, mit dem Girardin den französischen Journa-

lismus packte, um ihn in eine neue gewinnbringende Bewegung zu versetzen. Denn es wurde ihm leicht, mit dem Gelde der Regierung, die gern zu einem der gegnerischen Presse den Tod drohenden Unternehmen die Hand bot, eine Zeitung zu begründen, die auf der andern Seite durch ihren billigen und volksthümlichen Preis wieder einen durchaus demokratischen Stachel in sich trug. Indem Girardin die Vierzig-Francs Presse schuf, machte er den Journalismus zu einem neuen Bewegungs-Element im Volke selbst, und half einen principiellen Umschlag in der öffentlichen Meinung vorbereiten. Denn eine wohlfeile Presse arbeitet immer der demokratischen Presse in die Hand, oder schlägt binnen Kurzem in dieselbe um. Ein ähnliches Experiment hatte er schon einige Jahre vorher mit dem Journal des connaissances utiles gemacht. Bei der Gründung des Journals La Presse zu 40 Francs war zugleich der finanziell richtige Gedanke veranschlagt worden, daß eine Zeitung ihren Bestand nicht in ihrem Abonnements-Preis, sondern in ihren Inseraten suchen müsse. Der Preis einer Zeitung war bis zu der Unternehmung Girardin's 80 Francs gewesen, und die Kostspieligkeit eines solchen Instituts schien selbst bei einem Absatz von 10,000 Abonnenten noch keinen sehr bedeutenden Gewinn ab-

zuwerfen. Girardin steigerte durch das billige Abonnement den Absatz seiner Zeitung auf eine Höhe von 50 bis 60,000 Abonnenten und wußte durch ein großartig ausgestattetes Feuilleton den Lesereiz so anzufachen, daß das Blatt in allen Kreisen sich einbürgerte, wodurch es zugleich für das der Insertionen bedürfende Publikum zu einer Nothwendigkeit wurde.

Bei der Begründung der „Presse" hatte sich Girardin nicht nur als ein industrielles Genie ersten Ranges offenbart, sondern er bezeichnete dieselbe auch als guter Schütze durch eine blutige Waffenthat, indem er den biedern Republikaner Armand Carrel, den Redakteur des National, der gegen den Prospectus des neuen Journals seine Verachtung ausgedrückt hatte, in einem Duell auf Pistolen niederschoß. Sein Ruf als Ehrenmann erlitt aber gleichzeitig schon einen sehr empfindlichen Stoß, indem seine Person in zwei Betrugsprocesse verwickelt wurde, von denen der eine gegen die von ihm gegründete Actien-Gesellschaft des Musée de Familles angestellt war, der andere gegen ein auf Täuschung berechnetes Actien-Unternehmen, das zur Ausbeutung der Steinkohlengruben von St. Berain gegründet worden. Dies waren die Anfänge der Scandalgeschichten, in denen sich Girardin's Namen und Charakter seitdem unaufhörlich umherwälzten, und

in denen er zwar stets seine Freisprechung zu erlangen wußte, aber doch so, daß die öffentliche Meinung sich mit Entschiedenheit gegen ihn aussprach, und mit ihrer hinlänglich ihm fühlbar gewordenen Verachtung ihn belastete.

Unter dem Julikönigthum hatte Girardin offenbar nur im Interesse der Monarchie gearbeitet, und seine Absprünge liefen nur zwischen Molé, Thiers und Guizot, oft unter den geistreichsten und einleuchtendsten Motiven, umher. Zuweilen kehrte er aber auch gegen das Ministerium den schreckenerregenden Pferdefuß heraus, indem er einst zum Erstaunen aller Leute plötzlich mit den infamirendsten Anklagen gegen die Minister auftrat, sie des Verkaufs von Stellen, Titeln und Orden, ja selbst von Gesetzentwürfen, beschuldigte, und nicht übel Lust bezeugte, mit seiner Schreibfeder auch einmal den Augiasstall der constitutionnellen Wirthschaft in seinen geheimsten Schlupfwinkeln zu kehren. Es war jedoch immer nur das augenblickliche Aufwerfen der Staubwolke, auf das es Girardin ankam, und er selbst zog sich sogar mit einer gewissen Grazie und dem völligen Anstand eines Biedermannes wieder daraus zurück, nachdem er in dem letzteren Falle sogar vor dem Pairshofe seine Freisprechung zu erlangen gewußt.

So kam die Februar-Revolution heran, die Girardin als ein richtiger Laubfrosch schon einige Zeit vorher in allen seinen Gliedern gefühlt und aus dem Jucken seines Daumens geweissagt hatte. Um sich das angemessenste Handeln vorbehalten zu können, stieg er kurz vor dem Ausbruch der Revolution aus dem steifen Sattel der Deputirtenwürde herunter, und nahm seine Entlassung, indem er in seinem Redactions-Bureau mit Argus-Augen den sich entwickelnden Gang der Ereignisse beobachtete. Seine erste Rolle auf dem neuen schlüpfrigen Boden der Februar-Republik war eine Komödien-Rolle, die er mit einer Bravour ohne Gleichen ausführte. Die neuen Republikaner Frankreichs hatten sich zu einer Gedächtnißfeier am Grabe Armand Carrel's, der immer für das Ideal eines ächten republikanischen Charakters gegolten, versammelt. Girardin faßte den erstaunenswerth kühnen Entschluß, bei dieser Gelegenheit in der Mitte seiner Gegner, denen er bis dahin nur für das Werkzeug der gestürzten Regierung gegolten, zu erscheinen. Als Mörder des Mannes, den man betrauerte, trat er mit feierlichen wankenden Schritten in die Mitte des symbolischen Trauercultus hinein, seine bleichen Wangen, seine schlotternden Glieder, seine flehenden Augen

boten das hinreißendste Bild der Reue und Zerknirschung eines edlen, aufrichtigen Menschen dar.

Kaum hatte man noch Zeit, im Zorn und Unwillen gegen ihn aufzubrausen, als er schon durch seine leise anhebenden Klageworte zu fesseln wußte. Man traute seinen Ohren nicht, aber Girardin legte ein Geständniß ab, daß er ein schwacher und erbärmlicher Mensch sei, der viel gesündigt, der aber noch unglücklicher als schuldig sei, denn der barbarische Gebrauch des Duells, den gewiß Niemand je tiefer beklagt als er, habe ihn dazu getrieben, den edelsten der Franzosen zu tödten. Er schloß dann mit einer begeistert flammenden Aufforderung, an diesem Grabe die Versöhnung aller Parteien feierlich und friedlich zu begehen. Der Theatercoup gelang mit einer stürmischen Wirkung, man flog mit französischer Rührung der neuen Maske zu, und Girardin illustrirte die ersten Wochen der Februar-Republik durch seine schönsten, in einem innigen patriotischen Ton geschriebenen Artikel.

Es dauerte aber nicht lange, so kündigte Girardin schon wieder eine gewaltige Schwenkung in seiner „Presse“ an, indem er der provisorischen Regierung als einer ihrer heftigsten Gegner, als schneidender Kritiker aller ihrer Maaßregeln, und zum Theil als Unheilsprophet der kommenden Juni-Ereignisse, gegen-

überstand. Es schien ihm jetzt nur darauf anzukommen, sich wieder so unpopulair als möglich zu machen, und als ihm das Volk eines Tages die Maschinen seiner Zeitung zertrümmerte, schien er für seine neuen Pläne grade auf ein solches Intermezzo gerechnet zu haben. Er nahm jetzt eine ausweichende Stellung zu allen Parteiströmungen an, die sich im Schooße der Republik zu bilden angefangen, und indem er mit der Virtuosität eines Eiertänzers jeder Verwickelung persönlich aus dem Wege ging, ließ er seine Artikel jetzt nur Staatsweisheit und guten Rath für die Republik ausschwitzen. Nur gegen eine einzige Persönlichkeit der Republik schien er sich noch mit wirklich krampfhafter Wuth gerichtet zu haben, und dies war eigentlich der anständigste und ehrenhafteste Charakter unter allen Februar-Republikanern, nämlich Cavaignac. Girardin wußte aber schon, was er that, als er mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften Cavaignac angriff. Er tauchte damit seine Feder schon wieder in eine neue Tinte, die vor der Hand noch eine sympathetische war, und den Namen Louis Napoleon zwar noch nicht völlig lesbar, aber doch schon in durchblitzender Geheimschrift, erkennen ließ.

Die Dictatur Cavaignac's machte zwar noch einen Augenblick lang einen Querstrich, denn Herr von Girardin

mußte sich auf einige Tage in's Gefängniß begeben, aber kaum sah er sich wieder seiner Freiheit und seiner Zeitung zurückgegeben, so begann er nun ganz offen die Candidatur Louis Napoleons zum Präsidenten der französischen Republik aufzustellen. Daß er dies nicht auf seine eigene Hand als ein Improvisator gethan, der auf einem neuen Reim herumstolzirt, konnte man von dem rein praktischen und nur mit greifbaren Dingen speculirenden Genie Girardin's erwarten. Die in diesem Moment schon organisirte napoleonische Partei, welche sich bereits näher an diejenigen Männer Frankreichs herantastete, mit deren Händen sie würde arbeiten können, hatte in ihm den rechten Mann gefunden. Girardin war in der That der Erste gewesen, der das napoleonische Stichwort in der französischen Republik ausgesprochen, und er begann nun für sich allein die ganze Maschinerie aus Leibeskräften in Bewegung zu setzen.

Die napoleonische Rolle Girardin's schien jedoch bereits wieder mit dem Staatsstreich des 10. December ihr Ende erreicht zu haben, und es müssen in jenen Augenblick gewisse Fäden entzwei gerissen sein, die man nicht kennt. Vielleicht hatte Girardin auf eine größere Belohnung seiner Dienste gerechnet, denn der Gedanke, Minister zu werden, stand auch ihm

nicht zu fern. Am liebsten hätte er wohl schon unter der Julíregierung diesen Lieblingstraum der französischen Journalisten verwirklicht gesehen, und man erzählt sich, daß Girardin es gewesen, welcher dem König Louis Philippe in dem Augenblick, wo ihn die Wirbel der Februar-Revolution bereits erfaßten, den Rath gegeben habe, abzudanken und die Herzogin von Orléans zur Regentin zu erklären. Mit der letzteren soll das Uebereinkommen wegen eines Girardin'schen Minister-Portefeuille's bereits sicher gestellt gewesen sein. Louis Napoleon war aber am allerwenigsten der Herrscher, der Minister aus Zeitungspapier brauchen konnte. Er ließ sich lieber einige Monate lang die indirecte Polemik gefallen, mit welcher Girardin täglich an der Spitze seines Blattes einige Artikel der über Bord geworfenen republikanischen Verfassung abdrucken ließ, um damit auf eine oft höchst schlagende Weise die Tagessituation zu contrastiren. Zugleich begann Girardin in dieser Zeit eine socialistische Färbung anzunehmen, und sich zum Propheten des allgemeinen Stimmrechts, als des einzig heilbringenden Evangeliums für Staat und Gesellschaft, zu machen. Mit den letzteren Idee nscheint er aber für Louis Napoleon von neuem ein wichtiger Mann geworden zu sein, und ihre vertrauten Unterhaltungen über die Kunst des Herrschers, mit dem all-

gemeinen Stimmrecht zu operiren, befestigten sogar eine Art von Freundschaftsband des Präsidenten und bald darauf des Kaisers mit dem Journalisten. Die Einwirkungen Girardin's nach dieser Seite hin sind jedenfalls sehr bedeutend gewesen, und wer ihn näher gekannt hat, wird es begreifen, daß gerade der Kaiser Werth auf den Ideen-Austausch mit einem Manne legen konnte, der fast auf allen Saiten der Zeit mit großen Griffen gespielt, der in dem Maschinenwesen, mit dem man politische Situationen umdreht, so genau Bescheid wußte, und in der Kenntniß der Menschen und des Publikums, wie in der Verachtung der öffentlichen Meinung, seines Gleichen suchte.

Das Verhältniß des Kaisers zu Girardin hat sich neuerdings offenbar abgefunden, und die „Presse" ist, wie alle übrigen Blätter, ein dürres Stoppelfeld geworden, durch welches der Wind der imperialistischen Politik hin und her fährt. Die höheren Offenbarungen derselben werden aber darin nicht laut, denn auf der einen Seite ist Girardin ein zu origineller und zu wenig disciplinirter Geist, um im Einzelnen nach Eingebungen arbeiten zu können, auf der andern Seite aber war er nicht mehr brauchbar, sobald die Kaiser-Politik sich fast ausschließlich zur auswärtigen Politik zu machen begann und auf den Höhen derselben seine eigentliche

Machtbegründung zu gewinnen strebte. Die auswärtige Politik war aber stets die schwache Seite Emil von Girardins gewesen, der sein ächtes Ringer-Talent nur da glänzend und sogar mit einem Anschein von Ideentiefe entfalten konnte, wo es sich um die inneren Parteistellungen, um ihre Sophistereien und ihr Kopfstehen, handelte. Girardin zog sich daher auch in der letzten Zeit mehr und mehr auf die Geldsäcke seiner Zeitung zurück, und spielte auf denselben den vornehmen Mann, während er, wie die französischen Schneider, die am liebsten einen Deutschen in Arbeit nehmen, Herrn Nefftzer, einen geborenen Deutschen, mit der Hauptredaktion der Presse betraute. Die kenntnißreiche und einsichtige Feder dieses Journalisten hält die Zeitung zusammen, soviel sie unter den heutigen Verhältnissen zusammengehalten werden kann, oder füllt die Lücken, die in der Politik eintreten müssen, wenigstens mit sachlich anziehenden Artikeln aus.

Herr von Girardin selbst sucht jetzt durch eine glänzende gesellschaftliche Position zu ersetzen, was ihm an Ehrenstellen ausgeblieben oder durch die eingetretene Wirkungslosigkeit des Zeitungswesens an Einfluß verloren gegangen ist. Nachdem er die liebenswürdige Delphine Gay, die einen Salon im besten französischen Stil zu machen verstand, durch den Tod verloren, hat er die Dame

seines Hauses bald wieder ersetzt durch seine Verheirathung mit Mlle. Brunold Gräfin von Tiefenbach, einer erst einundzwanzigjährigen, wegen ihrer großen Schönheit und Anmuth in der Pariser Gesellschaft gefeierten jungen Dame. Die Mutter der jetzigen Frau von Girardin war in zweiter Ehe Wittwe des Prinzen Friedrich von Nassau, der vor mehreren Jahren als österreichischer General in Wien starb. So ist es dem Journalisten, den die Gesellschaft durch seine Geburt geächtet und ausgestoßen hatte, doch gelungen, durch sein Talent Reichthum, und trotz aller Zerfressenheit seines Rufs eine sociale Stellung auf den Höhen der Gesellschaft zu gewinnen. Es ist dies ein ächter Typus moderner Zeitcharaktere: das männliche Pendant zum weiblichen Courtisanenthum. Denn wie die Frau an die zweideutigen Elemente der Gesellschaft sich verliert, indem sie den Begriff der Weiblichkeit nur noch als industrielles Modeproduct bezeichnet: so kann der Mann, der mit consequenter Benutzung seines Vortheils seine Laufbahn verfolgt, nur noch als Schwindler und Gaukler ein angesehener, ja selbst ein ehrlicher Mann bleiben. —

Das einzige Journal, welches sich unter dem heutigen Kaiserreich einen ziemlich selbständigen Ruf erhalten, ist das Siècle, ebenfalls eines der Vierzig-

Francs-Journale, das mit der Presse ziemlich gleichzeitig auf die Bahn getreten, und zu seinem Hauptredacteur den jetzigen Staatsrath Havin, früheren Präsidenten der Nationalversammlung, hat. Das Blatt hat noch bis in die neueste Zeit hinein gewissermaßen für ein demokratisches Organ gegolten, so daß man sich hin und wieder sogar versucht gefühlt hat, in einzelnen seiner Aeußerungen die Kundgebungen einer im Lande noch bestehenden republikanischen Partei herauszuwittern. Einst schrieben allerdings Cavaignac und andere blaue Republikaner im Siècle, aber die Stelle, auf der sie in demselben wirkten, ist heut längst überwachsen durch die auch hier unbedingt maßgebend gewordene imperialistische Situation. Sollte das Siècle noch an irgend einer Ecke einem demokratischen Organ ähnlich sehn, so darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß dies eine Demokratie mit kaiserlicher Bewilligung ist, die in dem politischen Sumpf einige Wellen aufwirft, welche man gerade für ersprießlich erachten will. Herr Havin selbst ist aber der Typus der französischen Liebenswürdigkeit, der Alles zur rechten Zeit zu thun weiß, der Gesinnung hat wo er Gesinnung haben darf, und der die Republik lieben würde, wenn er nicht das Kaiserthum lieben müßte. Von dieser Art sind auch die Redaktoren, welche er sich an die Seite gestellt

hat, und von denen jetzt der politische Theil des Blattes geleitet und gearbeitet wird. Unter diesen sind besonders die Herren Edmond Texier und Jourdan zu nennen. Es sind dies ehrenwerthe Männer, die aber genau wissen, wie weit sie die Kohle in die Hand nehmen können, ohne sich die Finger zu verbrennen. Hr. Texier, durch mehrere literarhistorische und kritische Arbeiten ehrenvoll bekannt, hat auch als politischer Artikelschreiber ein gewisses Gewicht erlangt, denn er weiß sich geschickt so anzustellen, als ob seine frühere republikanische Gesinnung jetzt durchaus kein Loch erhalten hätte, sondern als ganz natürliche Unterlage die heutige imperialistische Politik, die er betreibt, stützte. Jourdan war aber in früherer Zeit sogar Legitimist und zugleich Saint-Simonist, und wir waren einigermaßen erstaunt, ihn bei der Redaktion des Siècle wiederzufinden, was auch bei diesem unendlich gediegenen und geistvollen Mann auf dieselbe Umschlagstheorie der Geister hindeutet, die heut an die Stelle aller ideellen Entwickelung getreten zu sein scheint. Als wir in früheren Jahren die persönliche Bekanntschaft Jourdan's in Berlin machten, wo er sich mit der Hegel'schen Philosophie vertraut zu machen strebte, erschien er uns wie ein liebenswürdiger Schwärmer, dessen Kopf sich für die Zukunft der ganzen Mensch-

heit erleuchtete. Er versicherte uns häufig, daß sein Legitimismus eine Sache des Herzens sei, daß er aber in dem Saint-Simonismus den ächten Anfang einer Philosophie der Gesellschaft erblicke, die in dem Maaße, als sie zur Verwirklichung vorrücke, auch über alle politischen Parteiunterschiede durch einen neuen schöpferischen Act glücklich hinweghelfen werde. Den Legitimismus hat er seitdem natürlich ebenso weit über Bord geworfen, als man dies in der heutigen Epoche mit allen andern Herzenswünschen zu thun gelernt hat. Denn die legitimistische Partei ist die gefährlichste in den Augen des heutigen kaiserlichen Gouvernements geblieben, weil sie die einzige ist, deren Organisation in einer bestimmt gegebenen Idee beruht, und die sich darum auch heimlich an ihren Erkennungszeichen überall zusammenfinden kann. Die Legitimisten sind die eigentliche Oppositionspartei, die sich dem napoleonischen Kaiserthum gegenüber zum Theil auf dem Platze erhalten, und die in diesem Augenblick zu einer Coalition mit der republikanischen Partei geneigter scheint, als man dies bisher angenommen. Jourdan hat sich aber auch nicht zur imperialistischen Politik bekehrt, sondern er treibt dieselbe nur, wie sie das ganze Siècle und alle Welt in Frankreich betreibt. Es bleibt dabei immer noch genug Gelegenheit, sich als geistreicher

Mann und als Franzose zu zeigen, und so lebt und schreibt man darauf los, um in der Tretmühle der Situation wenigstens thätig zu sein und Geschäfte zu machen.

Mit der Bedeutung der Zeitungen hat auch ihre Verbreitung unter der Regierung Napoleons III. einen ziemlichen Stoß erlitten. Der Werth der Zeitungen besteht nur noch in ihrer Behandlung der auswärtigen Politik, und fällt darum nach Außen in ein gewisses diplomatisches Gewicht, während die innern Zustände darin wie die loci deserti auf einer Landkarte bezeichnet erscheinen. Die Zeitungen sind darum auch durchgängig in ihren Abonnements zurückgegangen, und machen sich überhaupt in dem Leben von Paris nicht mehr auf eine so specifische Weise bemerklich, als dies namentlich in der constitutionellen Epoche und in den ersten Jahren der Februar-Republik der Fall war. Die Zeitungsausrufer in den Theatern beschränken sich nur noch auf den Entreacte und das Programme du soir, während man sonst von ihren wiehernden und schmetternden Stimmen die politischen Journale aller Parteien ausgeboten hörte, wenn beim eintretenden Zwischenact der Vorhang eben noch im Fallen begriffen war. Die kleinen Zeitungstische an den Eingängen der Theater und des Palais royal

wie auf den Boulevards werden zwar noch allabendlich aufgerichtet und mit einem Stümpfchen Licht dem Journale kaufenden Publikum beleuchtet, aber namentlich dieser Einzelverkauf der Zeitungsnummern, der früher den Absatz außerordentlich steigerte, scheint auf ein sehr spärliches Geschäft zurückgekommen zu sein. Wie sollte man auch nach einer Lectüre begierig sein, in der man gerade nur Das erfährt, was man erfahren darf, und bei der man höchstens Das ahnt, was man nicht wissen soll. Die französischen Zeitungen muthen der Nation, die sie liest, eine Selbstkasteiung zu, die man nicht von Jedermann verlangen kann. Die Zeitungskäufer auf den Boulevards sind heut gewöhnlich übermüdete Fremde, die einmal etwas früher in ihr Quartier zurückkehren wollen, und noch ein Journal in ihre Tasche stecken, um beim Schlafengehn einen dämmernden Blick auf den Stand der napoleonischen Politik zu werfen, oder sich einen Schlachtplan für den morgenden Besuch der Theater- und Vergnügungs-Locale daraus zu machen. Am meisten wird auf den Straßen die Patrie und die Presse gekauft. Andere Zeitungen, wie die Débats, das Siècle, die Assemblée nationale, hört man niemals mehr auf den Straßen ausgeboten. Am beharrlichsten und zudringlichsten sind noch immer die Ausrufer der Patrie

geblieben, eines Blattes, welches längere Zeit hindurch das einzige war, dem der Straßenverkauf überhaupt gestattet schien, und das, durch finanzielle und politische Speculanten begründet, schon mitten in der Februar-Republik die napoleonischen Sympathieen geschickt anzuregen verstand. Es ist seitdem ein guter journalistischer Straßenläufer geblieben, und wird zum Auswaschen der gewöhnlichen Wäsche mit Vorliebe gebraucht.

Die Unterdrückung der Preßfreiheit kann für einen absoluten Herrscherwillen auch etwas sehr Unbequemes und Störendes haben. Es wird sich dies namentlich zeigen, wo Conflicte mit einer andern Macht entstehn, welche im Innern ihres Landes der Presse ihre natürliche und organische Stelle als Ausdruck der öffentlichen Meinung belassen hat. Die englisch-französische Allianz hat schon darin eine wesentliche Kluft in sich offen gelassen, daß ein Staat mit nationaler Preßfreiheit sich einem andern gesellte, in welchem die Presse, wenn sie wirklich etwas zu sagen wagte, nur den befohlenen Ausdruck des Gouvernements in sich aufnehmen kann oder allenfalls den Sündenbock für die Absichten ihrer Regierung abzugeben vermag. Dies kam schon auf eine sehr bedenkliche Weise bei den Differenzen zu Tage, welche hin-

sichtlich der Ausführung des Pariser Friedensvertrages, namentlich Rußland gegenüber, in dem Verhältniß Englands und Frankreichs hervortraten. Die Angriffe der französischen Presse gegen die englische Politik konnten bei dieser Gelegenheit nur auf die Rechnung des kaiserlichen Gouvernements selbst gesetzt werden, und dies rief jenen merkwürdigen Sturm in der gesammten englischen Presse gegen die heutigen imperialistischen Institutionen Frankreichs hervor, die für die Fortdauer der Allianz mindestens gefahrdrohend erscheinen mußten. Man sah, wie die englische Preßfreiheit an den Pforten der englisch-französischen Allianz eine Wacht hält, welche sich im Interesse der Prinzipien mit jener kühnen Rücksichtslosigkeit, die in ihrem Blut und ihrer nationalen Stellung liegt, dort aufgestellt hat. Einer solchen Position gegenüber erscheint eine Presse, die bloß ein officiöses künstliches Machwerk ist, nicht nur in ihrer ganzen Schwäche und Bedeutungslosigkeit, sondern sie hilft auch auf eine gefährliche Weise die Schleier, welche über dem ganzen Staatssystem liegen, herunterziehen. —

V.

Die napoleonische Idee.

Das napoleonische System lebt in dem Geiste des gegenwärtigen Kaisers der Franzosen keineswegs als eine rohe Gewalt-Construction, sondern es beruht, wie sehr auch die von ihm herbeigeführten thatsächlichen Zustände dagegen streiten mögen, auf einer ideellen Basis, die von Napoleon III. mit einem gewissen Tiefsinn und mit schwärmerischem Ernst ergriffen und ausgebildet worden ist. Schon unter den Drangsalen seiner ersten Jugend und in den merkwürdigen Entwikkelungskämpfen, die Louis Napoleon durchzumachen hatte, beschäftigte er sich damit, „die napoleonische Idee“ zu finden, und seine Werke, die zuerst im

Jahre 1848 gesammelt erschienen,*) enthalten darüber die eigenthümlichsten Geständnisse und Begründungsversuche. Man wird einst auf diese in vieler Beziehung den Stempel der inneren Aechtheit an sich tragenden Aeußerungen zurückkommen müssen, um eine historische Erscheinung, wie die Napoleons III., die durchaus nicht nach dem Typus einer alten und traditionellen Despotie in der Geschichte zu bemessen ist, in ihren innersten Gründen und Voraussetzungen richtig beurtheilen zu können. Die napoleonische Idee ist aber wesentlich ein Gedankenbild Napoleons III. Sie ist der Geist, der ihm aus dem Grabmahl von St. Helena emporgestiegen, als er an demselben alle seine heißen Zukunftsgedanken beten gehen ließ, und dieser Geist offenbarte es ihm wie ein Vermächtniß des todten Heldenkaisers, daß die Welt ihren schöpferischen Mittelpunct, aus dem sie sich neu gestalten, ordnen und dauernd befestigen werde, in der Idee des Napoleonismus gefunden habe.

Diese Offenbarung konnte aber Louis Napoleon nur mit Hülfe eines verschmitzten combinatorischen Verstandes, der seinem fanatischen Glauben an sich

---

*) Oeuvres de Louis-Napoléon Bonaparte, publiées par M. Charles-Edouard Temblaire. 3 Tom. Paris, Librairie Napoléonienne.

selbst und seine Bestimmung das Gleichgewicht hielt, aus dem Leben und den Thaten Napoleons I. schöpfen. Der Macchiavellismus, mit dem er ein napoleonisches Evangelium zurechtmachte, war aber ursprünglich noch mit vielen unschuldigen und zarten Jugendträumen durchflochten, und nahm von denselben einen gewissen Schmelz der Wahrheit an, mit dem Louis Napoleon die sogenannte napoleonische Idee zu verklären und feierlich zu zeichnen wußte. Napoleon war ihm der politische Messias der Völker, der auf den rauchenden Trümmern der Revolution erschienen war, und dort, nachdem er das Chaos gelichtet, die Wahrheiten von den Leidenschaften gesondert und das Lebensfähige von dem Todeswürdigen geschieden, die große moderne Synthese gefunden und verkündigt hatte, durch welche die beiden großen, bisher mit einander kämpfenden Principien der modernen Welt, nämlich die Freiheit und die Nothwendigkeit, die Autorität und die Selbstbestimmung, versöhnt und zu einem einheitlichen schöpferischen System des Völkerglückes in einander gestaltet werden sollten.

Wenn Louis Napoleon seinen Onkel im eigentlichsten Sinne für den modernen politischen Messias erklärte, so hatte er auch ein Gedankenbild, in welchem er, gleichwie einst der Teufel von den Zinnen des

Tempels dem Erlöser die Welt zeigte und anbot, so die sterbende Revolution sah, welche den großen Napoleon zu ihrem executor testamenti ernannte, und die folgenden Worte zu ihm redete:

„Befestige auf starken Grundsäulen die Hauptresultate meiner Bestrebungen, mache die in sich gespaltenen und getrennten Franzosen einig, stoße das gegen mich verbündete feudale Europa zurück, vernarbe meine Wunden, kläre die Nationen auf, führe in seiner ganzen Ausdehnung aus, was ich in der Tiefe zu begründen begonnen; sei für Europa das, was ich für Frankreich gewesen bin; und solltest Du selbst mit Deinem Blut die Sache der Civilisation befeuchten müssen, solltest Du alle Deine Absichten verkannt und die Deinigen geächtet und ohne Vaterland in der Welt herumirren sehn, so verlaß doch niemals die heilige Sache des französischen Volkes und bringe sie zu ihrem Triumph durch alle Mittel, die der Genius nur erdenken kann und welche die Menschheit billigt."*)

Dies war die große Mission, welche Napoleon zuertheilt war, und die er, nach der Meinung des Neffen, bis auf ihren letzten Punkt zur Ausführung und Vollendung gebracht, obwohl es sich um die Riesen-Aufgabe han-

*) „Des Idées napoléoniennes" (geschrieben in England im Jahre 1839). Oeuvres de Louis-Napoléon Bonaparte T. I. 195.

delt, eine noch von Haß und Zwietracht zerrissene Gesellschaft in einer neuen principiellen Ordnung zusammenzufassen, und sich dabei derselben Instrumente, die bis dahin zum Zerstören gedient, nun zum Aufbauen zu bedienen. Die napoleonische Idee bedurfte aber zu dieser schaffenden Friedensmission auch wieder wesentlich des Schwertes, und Louis Napoleon nennt es in seiner angeführten Schrift das Schwert des Brennus, welches der Napoleonismus bei allen europäischen Handlungen und Verträgen zu Gunsten der Civilisation in die Wagschalen zu legen haben werde.

Um zu zeigen, was die napoleonische Idee ist, geht Louis Napoleon in seiner Begründung derselben von der Behauptung aus: daß ohne das Consulat und das Kaiserthum die französische Revolution nur ein großes stürmisches Drama gewesen wäre, das zwar große Erinnerungen, aber niemals thatsächliche Spuren hinterlassen haben würde. Unseres Wissens hat es Louis Napoleon in den Idées napoléoniennes zuerst ausgesprochen, daß die französische Revolution mit allen ihren Errungenschaften in einer Contrerevolution untergetaucht wäre, wenn nicht Napoleon das Gegentheil davon bewirkt hätte, indem er die Revolution in den innersten Grundlagen von Frankreich festgewurzelt und die wesentlichsten Wohlthaten der großen Krisis von

1789 überall in Europa eingeführt habe, oder, wie sich Napoleon selbst ausgedrückt, indem er „die Revolution von ihren Flecken rein gewaschen, die Könige fester begründet und die Völker geadelt habe.“ Diese ganze Behauptung ist freilich nur eine künstliche Fiction, denn die französische Revolution ging allerdings in einer Contre-Revolution zu Grunde, die aber eben den Namen Napoleon führte, und dem revolutionairen Princip eine Spitze gab, auf der es sich in eine aller Ideen baare Welt des Krieges und Ruhmes hinüberbalanciren mußte. Wenn Napoleon I. selbst es aussprach: daß „der Herrscher mit jeder seiner Fiber der des Volkes entsprechen müsse,“ so konnte dies, seiner ganzen Stellung und allen seinen Absichten nach, doch nur das Volksregiment der Trommel sein, bei deren Anschlag Feldherr und Soldaten sich mit jeder Fiber begegnen, und welche im Kriegsmarsch im eigentlichen Sinne die Identität des Befehlenden und der Gehorchenden ausdrückt. Die napoleonische Idee kann daher nur die Trommel zu ihrem Symbol haben, und jede andere politische Regierungsform wird bei ihr in diesem Symbol untertauchen müssen. Es gehört darum ein erfinderischer Tiefsinn ohne Gleichen dazu, wenn es in den Idées napoléoniennes ohne Weiteres heißt: „Der Kaiser muß als der Messias der neuen Ideen

betrachtet werden!" (l'Empereur doit être considéré comme le messie des idées nouvelles.)

Man höre aber, wie der jetzige Kaiser der Franzosen selbst diesen Messianismus der napoleonischen Idee begründet hat:

„Aus allen politischen Erschütterungen hebt sich eine moralische, progressive, civilisirende Idee hervor. Die napoleonische Idee ist aus der französischen Revolution wie Minerva aus dem Haupt Jupiters hervorgestiegen: den Helm auf dem Haupt und ganz bedeckt mit Eisen. Sie hat gekämpft, um zu existiren, hat triumphirt, um zu überzeugen, sie hat unterlegen, um sich aus der Asche wiederzugebären: darin ein göttliches Beispiel nachahmend!

Die napoleonische Idee besteht in der Wiederaufrichtung der französischen Gesellschaft, welche durch funfzig Jahre der Revolution umgestürzt worden, in der Wiederherstellung der Ordnung und Freiheit, der Rechte des Volks und der Prinzipien der Autorität.

In der Mitte stehend zwischen zwei erbitterten Parteien, von denen die eine nur die Vergangenheit, die andere nur die Zukunft sieht, nimmt sie die alten Formen und die neuen Principien an.

Indem sie dauerhaft begründen will, stützt sie ihr System auf die ewigen Principien der Gerechtigkeit

und zerbricht unter ihren Füßen die reactionairen Theorieen, welche durch die Excesse der Parteien geboren worden sind.

Sie ersetzt das erbliche System der alten Aristokratieen durch ein hierarchisches System, welches, indem es die Gleichheit zusichert, das Verdienst belohnt, und die Ordnung garantirt.

Sie findet ein Element der Kraft und der Stabilität in der Democratie, weil sie dieselbe disciplinirt.

Sie findet ein Element der Kraft in der Freiheit, weil sie mit derselben ihr Regiment weise vorbereitet, indem sie erst breite Unterlagen feststellt, bevor sie das Gebäude aufrichtet.

Sie folgt nicht dem ungewissen Gang einer Partei, noch den Leidenschaften der Menge; sie befiehlt durch die Vernunft, sie führt an, weil sie voran geht.

Ueber den politischen Coterieen schwebend, erhaben über alles nationale Vorurtheil, sieht sie in Frankreich nur Brüder, die leicht auszusöhnen sind, und in den verschiedenen Nationen Europa's nur die Glieder einer einzigen großen Familie.

Sie schreitet nicht vorwärts, indem sie trennt und spaltet, sondern indem sie versöhnt, sie vereinigt die Nation, statt sie zu theilen. Sie giebt Jedem die Verwendung, die ihm gebührt, die Stelle, die er seinen

Fähigkeiten und seinen Werken nach verdient, ohne von irgend Jemand Auskunft zu fordern über seine Meinungen und seine politischen Antecedentien.

Da sie keinen andern Zweck hat, als das Gute, sinnt sie nicht darauf, durch was für künstliche Mittel sie eine schwankende Macht stützen kann, sondern nur durch welche Mittel sie das Land glücklich machen kann.

Sie legt nur Werth auf die Dinge, sie haßt unnütze Worte. Die Maßregeln, welche Andere zehn Jahre lang discutiren, führt sie in einem einzigen Jahr aus. Sie schwimmt mit vollen Segeln auf dem Ocean der Politik, statt in einem morastigen Teich zu bleiben, um da unnöthigerweise alle Arten von Segelwerk zu probiren.

Sie weist jene Polemik des Tages zurück, welche den religiösen Discussionen des Mittelalters gleicht, wo man sich für die metaphysischen Fragen über die Transsubstantiation des Blutes unseres Heilands schlug, statt sich über die großen evangelischen Principien zu verständigen. Auch erhebt sie niemals ihre Stimme, um ein microscopisches Gesetz über eingebildete Garantieen, reactionnaire Absperrungen oder verstümmelte Freiheiten zu tadeln oder zu bewillkommnen.

Die napoleonische Idee zertheilt sich in so viele

Zweige, als das menschliche Genie verschiedene Phasen hat; sie will den Ackerbau beleben, sie erfindet neue Producte, sie entlehnt dem Ausland die Neuerungen, die ihr nützlich sein können. Sie ebnet Berge, durchschneidet Flüsse, erleichtert die Verkehrswege und nöthigt die Völker sich die Hände zu reichen.

Sie verwendet alle Arme und Intelligenzen. Sie geht in die Hütten, nicht mit den unfruchtbaren Erklärungen der Menschenrechte in der Hand, aber mit den nothwendigen Mitteln, um den Durst des Armen zu löschen, um seinen Hunger zu stillen, und dazu hat sie noch eine Geschichte des Ruhms, welche die Vaterlandsliebe erweckt! Die napoleonische Idee ist wie die evangelische Idee: sie flieht den Luxus, und bedarf weder des Pompes noch des Glanzes um durchzubringen und sich Aufnahme zu bereiten, nur in der äußersten Noth ruft sie den Gott der Armen an. Demüthig ohne Niedrigkeit, klopft sie an alle Pforten, empfängt Beleidigungen ohne Haß und ohne Rache und geht, ohne sich aufzuhalten, immer vorwärts, weil sie weiß, daß das Licht ihr vorangeht und daß die Völker ihr folgen.

Die napoleonische Idee hat das Bewußtsein ihrer Stärke, und deßhalb stößt sie die Corruption, die Schmeichelei und die Lüge, diese schlechten Hülfsmittel

der Schwäche, von sich. Obgleich sie Alles von dem Volk erwartet, schmeichelt sie ihm nicht; sie verachtet diese Phrasen, des democratischen Kammerherrenthums, mit denen man den Massen schmeichelt, um sich verächtliche Sympathieen zu gewinnen, jenen Höflingen nachahmend, die dem großen König in seinem Alter Weihrauch streuten, indem sie die Vorzüge priesen, die er doch nicht mehr besaß. Ihr Zweck ist nicht sich eine vorübergehende Popularität zu schaffen, indem sie kaum erloschenen Haß wieder entzündet und gefährlichen Leidenschaften schmeichelt; sie sagt Jedem, sei er König oder Tribun, reich oder arm, was sie denkt, sie bewilligt Lob oder schleudert Tadel, je nachdem die Handlungen löblich oder verachtungswürdig sind.

Die napoleonische Idee hat sich seit langer Zeit die Sympathieen der Massen erworben, weil die Empfindungen bei den Völkern dem Raisonnement vorangehen, weil das Herz fühlt, bevor der Geist begreift. Als die christliche Religion sich verbreitete, nahmen die Nationen sie an, bevor sie die ganze Tragweite ihrer Moral begriffen hatten. Der Einfluß eines großen Genie's ist gleich dem Einfluß der Gottheit, ein Fluidum, welches wie die Electricität ausströmt, die Einbildungskraft beflügelt, die Herzen

klopfen macht und fortreißt, weil sie die Seele bewegt, noch bevor sie überzeugt.

Diesen Einfluß, welchen sie auf die Massen auszuüben glaubt, will sie benutzen, nicht um die Gesellschaft umzustürzen, sondern im Gegentheil, um sie zu verfestigen und zu reorganisiren. Die napoleonische Idee ist also ihrer Natur nach mehr eine Idee des Friedens als des Krieges, mehr eine Idee der Ordnung und der Wiederherstellung als des Umsturzes. Sie verkündet ohne Haß und ohne Galle die politische Moral, welche der große Mann zuerst begriffen hatte. Sie enthüllt diese großen Principien der Gerechtigkeit, Autorität und Freiheit, welche man in den Zeiten der Verwirrung nur zu oft vergißt.

Indem sie vor allen Dingen überreden und überzeugen will, predigt sie die Eintracht und das Vertrauen, und appellirt lieber an die Vernunft als an die Gewalt. Aber wenn sie, durch zu große Verfolgungen zum Aeußersten getrieben, die einzige Hoffnung der unglücklichen Bevölkerung und die letzte Zuflucht des Ruhms und der Ehre des Landes geworden, dann wird sie, sich wappnend mit dem Helm und mit der Lanze, und auf den Altar des Vaterlands steigend, zu dem von so viel Ministern und Rednern getäuschten Volk sagen, wie Saint Remy zu dem stolzen Sicambre

sagte: „Stoße Deine falschen Götter und Deine Bilder von Thon um; verbrenne was Du bisher verehrt hast, und verehre was Du verbrannt hast!“*)

Man sieht, die napoleonische Idee ist ein Feenmährchen, das Anspruch darauf erhebt, für Wahrheit zu gelten oder alle Bedingungen zu seiner Verwirklichung in sich zu tragen. Dies politische Mährchen handelt von einem großen herrlichen Kaiser, der durch eine Magie ohne Gleichen in einen Tyrannen verzaubert worden, obwohl er in sich selbst das Urbild der Freiheit und der berufene Erlöser aller Völker, der politische Messias ist. Man kann sich denken, welche tragische Schmerzen der durch einen solchen Zauber gebannte Heros in sich erdulden muß, denn seine Völker, die er eigentlich frei und glücklich machen will, muß er zwingen und knechten. Nichtsdestoweniger glaubt er nicht zu lügen, wenn er die Zukunft, die er einst vor sich ausschütten wird, als ein wahres Schlaraffenthum der Freiheit und Glückseligkeit den Völkern preist, und er ladet sie schon jetzt ein, mit allen ihren Gedanken und Träumen an dieser künftigen napoleonischen Tafel zu schwelgen. Was den Kaiser aus diesem Bann erlösen kann, ist nur der Frieden, denn er spricht es selbst

*) „L'idée Napoléonienne“ in den Oeuvres de Louis-Napoléon Bonaparte III. 234.

aus: so wie der Frieden gekommen ist, wird er sich in der Lage sehen den Vorhang vor der bis dahin von ihm verborgenen Freiheit aufzuziehen und die Göttin aus seinem Busen hervorfliegen zu lassen. Zugleich aber treibt ihn sein Schicksal, statt des Friedens beständig den Krieg zu bereiten, denn der Arm des Kaisers ist tapfer, und wenn er seine Schlachten schlägt, dröhnen alle Länder unter dem Stampfen seiner Kriegsrosse.

Und so ereilt den Kaiserhelden der Tod der Tragödie, denn er stirbt am Krieg und an der Unterdrückung, während seine Aufgabe der Frieden und die Freiheit war. Und seltsam, sein Nachfolger und Jünger ist Napoleon III., der schon mit dem Symbol: l'empire c'est la paix, anfangen zu können glaubte, aber unmittelbar darauf schon wieder zu der unabweislichen Wahrheit zurückkehrte, daß das Kaiserthum der Krieg, und immer wieder der Krieg, und am sichersten und bequemsten der Krieg ist! Denn wenn die napoleonische Idee ihren schaffenden Zeugungspunkt nur im Frieden gewinnen kann, so würde der Frieden für sie zugleich der Moment ihrer eigentlichen Verlegenheit sein, der sie auffordern müßte, nun endlich zu offenbaren, was sie zu schaffen vermag. Diese Probe ihres Vermögens wird sich aber immer gefährlicher erweisen als jede Schlacht,

und es ist darum ein Glück für die napoleonische Idee, wenn die Fanfaren des Krieges immer wieder ihre Friedens- und Freiheitsträume unterbrechen wollen.

Die napoleonische Idee, deren Formel Napoleon III. gefunden und aufgestellt hat, ist darin andern Vertrags- und Friedens-Instrumenten unähnlich, daß die letzteren ihre Abweichungen, durch welche sie ihren Hauptinhalt Lügen strafen, gewöhnlich in geheimen Artikeln mit sich führen. Die napoleonische Idee aber hat keine geheimen Artikel, außer diejenigen, welche ihren Hauptinhalt aussprechen, der mehr oder weniger für ein unerfaßbares Geheimniß gehalten werden muß. Dagegen sind die Abweichungen von sich selbst, durch welche sich die napoleonische Idee bisher einzig und allein kundgegeben, dasjenige, was als die eigentlich offenen und klaren Artikel an ihr zu Tage liegt. Die Thatsachen, die sie bisher zu ihrer Offenbarung hervorgerufen, sind gerade das Gegentheil dieser Idee selbst, und sie hat darum einstweilen nur nach dem, was sie nicht ist oder sein will, in der Welt beurtheilt und gewogen werden können.

Napoleon III. vertiefte sich aber bei der Entwickelung und Gestaltung der napoleonischen Idee, mit der er sich lange vor der Besteigung seines eigenen Kaiserthrons beschäftigte, so speculativ in diese Aufgabe, daß

er in dem Napoleonismus gewissermaßen einen neuen Idealismus der modernen Welt zu erfinden und zu construiren unternahm. Der Refrain aller dieser Begründungsversuche der napoleonischen Idee ist dann immer der: „Die napoleonische Idee ist nicht eine Idee des Krieges, sondern eine sociale, industrielle, commercielle und humanitäre Idee.“*) An einer andern Stelle heißt es darüber mit prophetischer Zuversichtlichkeit: „Sobald es gelungen, das napoleonische Europa zu begründen, wäre der Kaiser in Frankreich zu den Einrichtungen und Schöpfungen des Friedens vorgeschritten. Er würde der Freiheit ihre festen Grundlagen gegeben haben, denn er brauchte nur die Fäden des Netzes, das er gesponnen hatte, loser knüpfen.“

„Das Gouvernement Napoleons konnte mehr als jedes andere die Freiheit ertragen, aus dem einfachen Grunde, weil die Freiheit seinen Thron befestigt haben würde, während sie diejenigen Throne, welche keine feste Basis haben, umstößt und zerschmettert. Die Freiheit würde seine Gewalt befestigt haben, weil Napoleon Alles, was der Freiheit vorhergehen muß, in Frankreich schon aufgerichtet hatte; weil seine Macht auf der festen Masse der ganzen Nation ruhte; weil

---

*) „Des idées Napoléoniennes.“ Oeuvres I. 334.

seine Interessen mit denen des Volkes eins waren, und weil endlich unter ihm das vollständigste und innigste Vertrauen zwischen den Regierenden und den Regierten herrschte."

Auf den Fittigen dieser napoleonischen Dichtung immer kühner emporgetragen und in einer Art von Extase sich schaukelnd, geht der kaiserliche Verfasser der napoleonischen Ideen dann zu der kühnen Vision fort: daß die Politik Napoleons im eigentlichsten Sinne darin bestanden habe, die „europäische Associa- tion" zu begründen, indem er danach gestrebt habe, sein System auf sämmtlichen Nationalitäten Europa's und auf der Befriedigung aller allgemeinen Interessen der Völker niederzulassen.

„Wenn — heißt es in den Idées napoléoniennes — das Glück den Kaiser nicht verlassen hätte, so würde er in seinen Händen alle Mittel vereinigt gehalten haben, um Europa zu constituiren; er hätte ganze Länder in Bereitschaft gehabt, über die er nur zu verfügen brauchte, um damit seinen Zweck zu erreichen. Ihr Holländer, Römer, Piemontesen, Ihr Bewohner von Bremen und Hamburg, Ihr Alle, die Ihr erstaunt gewesen, Euch plötzlich als Franzosen zu finden, Ihr würdet in die Sphäre der Nationalität zurückgekehrt sein, die Eurer Geschichte und Eurer Stellung ent-

spricht, und Frankreich würde, die Rechte abtretend, welche ihm der Sieg über Euch verliehen, immer noch in seinem eigensten Interesse gehandelt haben, denn sein Interesse kann sich niemals von dem der civilisirten Völker trennen. Um aber die europäische Association fest zu fügen, würde der Kaiser einen europäischen Codex und einen europäischen Cassationshof ins Leben gerufen haben, um dadurch ebenso alle Irrthümer zu berichtigen, wie der Cassationshof in Frankreich die Irrthümer seiner Tribunale zu berichtigen hat. Er würde auch ein europäisches Institut begründet haben, um alle gelehrten Associationen in Europa zu beleben, zu leiten und in ihren Wirkungen zusammenzufassen. Die Gleichheit von Münzen, Maaß und Gewicht, die Gleichheit und Uebereinstimmung der Gesetzgebung, würden in derselben Weise durch seine machtvolle Intervention erreicht worden sein."

Indem mit diesen magischen und geschickt aufgetragenen Farben die rohe Eroberungspolitik Napoleons zu einer Politik der europäischen Association verklärt, auch der Kaiser selbst zum Repräsentanten der wahren Ideen des Jahrhunderts gestempelt wird, wodurch er auch einzig und allein zu dem Gipfelpunkt seiner beispiellosen Gewalt hinaufgeschritten sei, wird demgemäß auch sein inneres Verhältniß zu Frankreich in

einem strahlenden und wahrhaft idealen Lichte gezeigt. In den Idées napoléoniennes erzählt der Neffe von dem Onkel die wunderbare Mähr, daß Kaiser Napoleon das unbegränzteste Vertrauen des Volkes besessen, und daß ihm darum Alles so leicht geworden sei, weil er zuerst die hauptsächlichsten Grundlagen eines festen Staatsgebäudes gelegt, indem er alle Glieder der französischen Familie unter sich versöhnt und geeinigt habe.

„Alle Franzosen — heißt es in dieser Geschichte aus Tausend und Einer Nacht — standen in vollkommener Eintracht und Uebereinstimmung auf der festen Grundbasis der Constitution zusammen. Die Interessen der Majorität gingen aber bis zu einem solchen Grade in den Interessen der Dynastie Napoleon auf, daß man im Jahre 1811, an demselben Ort wo einige Jahre vorher dem Königthum ein unversöhnlicher Haß geschworen worden, ganz Paris, ganz Frankreich mit unendlichem Jubel die Geburt eines Kindes begrüßen hörte, weil dies Kind ein Unterpfand der Dauer und des Bestandes der kaiserlichen Regierung zu sein schien.“

„Konnte Napoleon, den besonders alle Volksklassen wahrhaft liebten, wohl ein Bedenken haben, allen Bürgern politische Rechte zu geben? Als er, zum

Consul auf Lebenszeit ernannt, das Princip des Wahlrechts wiederherstellte, sprach er damals diese denkwürdigen Worte: „Gerade für die Stabilität der Regierung, ist es durchaus nothwendig, daß das Volk einen größern Antheil an den Wahlen habe!" So erkannte Napoleon schon im Jahre 1803, daß die Freiheit seine Gewalt befestigen würde. Denn da er seine wärmsten Parteigänger im Volke hatte, durfte er überzeugt sein, daß, je mehr er den Wahlcensus herabsetzte, um so mehr seine natürlichen Freunde Aussicht hatten, in die gesetzgebende Versammlung zu gelangen, und daß, je mehr Macht er den Massen ertheilt, er dadurch nur um so stärker die seinige stützen würde."*)

Louis Napoleon berührt hier in dem Wahlsystem den schwächsten und verdächtigsten Punct der napoleonischen Ideen, weiß aber gerade in ihm alle Wirkungen des napoleonischen Gemäldes auf das Täuschendste zusammenzufassen. Die Volkswahl hat allerdings in dem napoleonischen System von vornherein eine große Rolle gespielt. Das lebenslängliche Consulat, um welches 3,577,259 Franzosen stimmten, wurde von 3,568,885 Stimmen angenommen, während nur 8374

*) „Des Idées napoléoniennes" Oeuvres I. 323.

sich dagegen erklärten. Um die erbliche Kaiserwürde stimmten im Jahre 1804 3,524,254 Franzosen, und die Annahme desselben durch das Volk erfolgte mit 3,521,675 Stimmen, während nur 2579 sich dagegen erklärten. Das Wahlrecht ist darum im eigentlichsten Sinne das Mysterium des napoleonischen Systems, und der jetzige Kaiser der Franzosen, welcher selbst der Erwählte von fünf Millionen geworden, widmet darum in seiner zweiten Abhandlung über die napoleonische Idee dem Wahlsystem noch eine ganz besondere Stelle.*) Es heißt darin folgendermaßen:

„Wir haben gesagt, daß die Napoleonische Idee darin bestände, daß sie die Ideen der Freiheit mit den Ideen der Autorität verbinde, und dies ist in der That das Geheimniß des modernen Gesetzgebers.

Als Napoleon die Gewalt in die Hand nahm, war Frankreich lange Zeit hindurch die Beute zweier gleich verhängnißvoller Uebel gewesen, nämlich der Bedrükkung und der Anarchie, und diese beiden Leidenszustände hatten das schlimme Resultat gehabt, daß diejenigen, welche bedrückt wurden, die Macht, welcher Art sie auch sein mochte, verabscheueten, und daß diejenigen, welche von der Anarchie gelitten hatten, die

*) „L'Idée Napoléonienne". Oeuvres III. 240.

Freiheit verabscheueten, unter welcher Form sie sich auch darstellen mochte. Die französische Gesellschaft also wieder zu verfestigen, die Gewalt und Autorität wiederherzustellen und zu gleicher Zeit die Grundbasis der Institutionen zu legen, welche die Herrschaft der Freiheit herbeiführen sollten, das war die Mission Napoleons!

Um ein so großes Werk auszuführen, bedurfte er, nach seiner eigenen Meinung, zwanzig Jahre der Regierung; fünf Jahre nur haben ihm gefehlt!

Der Kaiser hat in den Augen mancher Leute für einen Tyrannen gegolten; aber wenn man die Acten seiner Regierung durchsucht, wenn man sich hinein denkt in den Geist der sie dictirt hat, wird man sich von der Wahrheit überzeugen, daß alle seine Institutionen einen viel demokratischeren und zu gleicher Zeit viel revolutionäreren Zweck hatten, als Alles, was nach seinem Fall aufgerichtet worden. Denn man muß sich nur von Einer Sache überzeugen, nämlich davon, daß in Frankreich die Massen nicht revolutionnair sind, und daß, wenn man mit ihnen baut, man allein dauerhaft und fest baut.

In dem Wahlsystem, über welches wir jetzt einige Worte sagen wollen, kann man den Charakter, durch

welchen sich das System des Kaisers am Wesentlichsten unterschied, ganz genau erkennen.

Alles, was Napoleon aufrichten wollte, hatte nur den erhabenen Zweck, die Zukunft zu bauen. Er sah sehr gut ein, daß das Feudal-System, welches ganz Europa tausend Jahre hindurch beherrscht hatte, im Jahre 1789 unwiederbringlich vernichtet war; aber es genügte nicht, dasselbe zerstört zu haben, denn, sagte er, man stößt nur das um, was man ersetzt. Man mußte also die starke feudale Organisation zu ersetzen suchen durch eine ebenso starke demokratische Organisation; man mußte also vor allen Dingen organisiren.

Zuerst fällt in die Augen, daß Napoleon allen seinen Institutionen diese Elastizität gab, die erlaubt, daß man das politische Netz ausbessert, zusammenzieht oder ausdehnt, ohne die Grundbasis zu verändern. Diese Eigenthümlichkeit hat den großen Vortheil, daß die Verbesserungen, welche man einführt, nur modificiren, nicht aber umstürzen, und daß die Achtung, welche man den Gesetzen schuldig ist, nicht erschüttert wird, während diese Achtung im Gegentheil sich nicht in den Gemüthern festwurzeln kann, wenn die Gesetzgebung sich beständig verändert.

Es war mit dem Wahlsystem wie mit dem Finanz-

system; für dies letztere hatte Napoleon die Aufschlags-Centimes erfunden, die erlaubten daß man, je nach den Bedürfnissen des Schatzes, die Abgaben verringerte, oder erhöhete, ohne neue Auflagen zu schaffen, deren Begründung immer schwierig ist.

Ebenso hatte der Kaiser, um dem Wahlrechte eine reellere Bedeutung zu geben, nicht nöthig, neue Gesetze zu machen, sondern er brauchte nur einfach die Wahlkörper berechtigen, direct ihre Deputirten zu wählen, statt wie sonst nur ihre Candidaten der Regierung zur Wahl zu stellen.

So legte der Kaiser die Grundlagen, auf denen allein das allgemeine Stimmrecht sich ohne Nachtheile aufrichten ließ, und das nach seinen Entwürfen organisirte allgemeine Wahlrecht ward, statt die Ursache fortgesetzter Unruhen und Umsturzbestrebungen zu sein, jetzt eine große Institution, die, indem sie die Massen disciplinirte, zugleich die Ordnung und Stabilität sicherte.

Um unsere Gedanken besser zu erklären, müssen wir bis zu der ersten Einrichtung des Wahlsystems zurückgehen. Thibaudeau drückt sich in seiner „Geschichte des Consulats und des Kaiserthums" folgendermaßen über die Wahlgesetze aus, welche dem Consulat vorher gingen:

„Die Constitution des Jahres III war verderbt erschienen, besonders in den Wahlen; vor dem achtzehnten Fructidor brachten sie die Royalisten in das Corps legislativ: dieser Tag verjagte sie daraus. Nachher kam die Reihe an die Jacobiner: der zwei und zwanzigste Floréal entfernte sie. Bei den folgenden Wahlen erschienen sie wieder, behaupteten sich und waren nahe daran, ihre Gegner zu werfen. Es gab also nichts Festes, es handelte sich um den Triumph einer Partei. Würde eine geschicktere oder stärker constituirte Regierung als das Directorium diese Schaukel vermieden haben? Siéyes glaubte es nicht; er meinte dem Volk die directen Wahlen nehmen zu können, und sie darauf zu beschränken, Listen von den Notabilitäten zu machen, Candidaten zu ernennen, unter denen alsdann der Senat die Mitglieder des Corps legislativ und des Tribunats zur Wahl bestimmen sollte. Diese Listen sollten aus allen den Individuen zusammengesetzt werden, die von dem Volk zu öffentlichen Functionen ernannt worden oder die bei der Ernennung der Regierung eine Betheiligung ausgeübt und folglich Interesse dabei hätten, die Principien und die Resultate der Revolution aufrecht zu erhalten."

Napoleon, zum Consul auf Lebenszeit ernannt, unterdrückte die Notabilitäten-Listen von Siéyes, und

errichtete die Kreis-Versammlungen, die aus allen in dem Kreise ansässigen Bürgern zusammengesetzt wurden. Diese Versammlungen ernannten die Mitglieder der Wahl-Collegien des Arrondissements und Departements. Die zu den Wahl-Collegien Wahlfähigen sollten die am Meisten Besteuerten des Departements sein, aber man konnte den Arrondissements-Collegien zehn, und den Departements-Collegien zwanzig nicht mit Eigenthum ansässige Mitglieder hinzufügen, die man unter den Mitgliedern der Ehrenlegion oder unter den Männern, die sich durch besondere Dienste hervorgethan hatten, wählen durfte. Die Collegien stellten zwei Candidaten für die erledigten Plätze des gesetzgebenden Körpers; die Departements-Versammlung allein schlug Candidaten für die Senatoren-Stellen vor; einer der beiden Candidaten mußte außerhalb des Collegiums, das ihn vorschlug, gewählt werden.

Wenn man den Geist prüft, der diese Gesetze dictirte und zwar zu einer Zeit, wo man aus heftigen innern Kämpfen hervorging, und wo der Krieg von außen beständig drohte, wo demgemäß selbst die aufrichtigsten Freunde der Freiheit die Nothwendigkeit einsahen, die Wahlrechte zu beschränken, so kann man nicht umhin anzuerkennen, daß es nur die Absicht des Kaisers gewesen ist, die Wahlen auf den breitesten Grund-

lagen wieder herzustellen. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß in Friedenszeiten sein System sich noch modificirt hätte, und daß das Wahlgesetz sich folgendermaßen formulirt haben würde:

„Alle Franzosen sind Wähler und wahlfähig.

„Die Wahl hat zwei Abstufungen. Alle ansässigen Bürger in einem Kreis werden sich vereinigen und von ihnen wird die Ernennung der Mitglieder der Wahlcollegien des Arrondissements und Departements ausgehen.

„Diese Collegien werden alsdann direct mit der Ernennung der Deputirten vorgehen; die Collegien des Departements allein werden der Regierung drei Candidaten für die Senatorenstellen vorschlagen.

„Die Deputirten werden besoldet für die Zeit, in welcher die gesetzgebenden Sessionen stattfinden.

„Ein solches Gesetz scheint uns im Einklang zu sein mit den Ideen des Fortschritts und mit den Bedingungen der Stabilität, die zum Glück eines Landes unerläßlich sind. Dieses System huldigt aufrichtig den Ideen der Freiheit; es giebt dem ganzen Volk politische Rechte, ohne die Gefahren und Schwierigkeiten darzubieten, welche man gemeinhin unter dem allgemeinen Stimmrecht begreift. Die von dem Volk ernannten Wahl-Collegien verknüpfen die großen Auto-

system; für dies letztere hatte Napoleon die Aufschlags-Centimes erfunden, die erlaubten daß man, je nach den Bedürfnissen des Schatzes, die Abgaben verringerte, oder erhöhete, ohne neue Auflagen zu schaffen, deren Begründung immer schwierig ist.

Ebenso hatte der Kaiser, um dem Wahlrechte eine reellere Bedeutung zu geben, nicht nöthig, neue Gesetze zu machen, sondern er brauchte nur einfach die Wahlkörper berechtigen, direct ihre Deputirten zu wählen, statt wie sonst nur ihre Candidaten der Regierung zur Wahl zu stellen.

So legte der Kaiser die Grundlagen, auf denen allein das allgemeine Stimmrecht sich ohne Nachtheile aufrichten ließ, und das nach seinen Entwürfen organisirte allgemeine Wahlrecht ward, statt die Ursache fortgesetzter Unruhen und Umsturzbestrebungen zu sein, jetzt eine große Institution, die, indem sie die Massen disciplinirte, zugleich die Ordnung und Stabilität sicherte.

Um unsere Gedanken besser zu erklären, müssen wir bis zu der ersten Einrichtung des Wahlsystems zurückgehen. Thibaudeau drückt sich in seiner „Geschichte des Consulats und des Kaiserthums" folgendermaßen über die Wahlgesetze aus, welche dem Consulat vorher gingen:

„Die Constitution des Jahres III war verderbt erschienen, besonders in den Wahlen; vor dem achtzehnten Fructidor brachten sie die Royalisten in das Corps legislativ: dieser Tag verjagte sie daraus. Nachher kam die Reihe an die Jacobiner: der zwei und zwanzigste Floréal entfernte sie. Bei den folgenden Wahlen erschienen sie wieder, behaupteten sich und waren nahe daran, ihre Gegner zu werfen. Es gab also nichts Festes, es handelte sich um den Triumph einer Partei. Würde eine geschicktere oder stärker constituirte Regierung als das Directorium diese Schaukel vermieden haben? Siéyes glaubte es nicht; er meinte dem Volk die directen Wahlen nehmen zu können, und sie darauf zu beschränken, Listen von den Notabilitäten zu machen, Candidaten zu ernennen, unter denen alsdann der Senat die Mitglieder des Corps legislativ und des Tribunats zur Wahl bestimmen sollte. Diese Listen sollten aus allen den Individuen zusammengesetzt werden, die von dem Volk zu öffentlichen Functionen ernannt worden oder die bei der Ernennung der Regierung eine Betheiligung ausgeübt und folglich Interesse dabei hätten, die Principien und die Resultate der Revolution aufrecht zu erhalten.“

Napoleon, zum Consul auf Lebenszeit ernannt, unterdrückte die Notabilitäten-Listen von Siéyes, und

errichtete die Kreis-Versammlungen, die aus allen in dem Kreise ansässigen Bürgern zusammengesetzt wurden. Diese Versammlungen ernannten die Mitglieder der Wahl-Collegien des Arrondissements und Departements. Die zu den Wahl-Collegien Wahlfähigen sollten die am Meisten Besteuerten des Departements sein, aber man konnte den Arrondissements-Collegien zehn, und den Departements-Collegien zwanzig nicht mit Eigenthum ansässige Mitglieder hinzufügen, die man unter den Mitgliedern der Ehrenlegion oder unter den Männern, die sich durch besondere Dienste hervorgethan hatten, wählen durfte. Die Collegien stellten zwei Candidaten für die erledigten Plätze des gesetzgebenden Körpers; die Departements-Versammlung allein schlug Candidaten für die Senatoren-Stellen vor; einer der beiden Candidaten mußte außerhalb des Collegiums, das ihn vorschlug, gewählt werden.

Wenn man den Geist prüft, der diese Gesetze dictirte und zwar zu einer Zeit, wo man aus heftigen innern Kämpfen hervorging, und wo der Krieg von außen beständig drohte, wo demgemäß selbst die aufrichtigsten Freunde der Freiheit die Nothwendigkeit einsahen, die Wahlrechte zu beschränken, so kann man nicht umhin anzuerkennen, daß es nur die Absicht des Kaisers gewesen ist, die Wahlen auf den breitesten Grund-

lagen wieder herzustellen. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß in Friedenszeiten sein System sich noch modificirt hätte, und daß das Wahlgesetz sich folgendermaßen formulirt haben würde:

„Alle Franzosen sind Wähler und wahlfähig.

„Die Wahl hat zwei Abstufungen. Alle ansässigen Bürger in einem Kreis werden sich vereinigen und von ihnen wird die Ernennung der Mitglieder der Wahlcollegien des Arrondissements und Departements ausgehen.

„Diese Collegien werden alsdann direct mit der Ernennung der Deputirten vorgehen; die Collegien des Departements allein werden der Regierung drei Candidaten für die Senatorenstellen vorschlagen.

„Die Deputirten werden besoldet für die Zeit, in welcher die gesetzgebenden Sessionen stattfinden.

„Ein solches Gesetz scheint uns im Einklang zu sein mit den Ideen des Fortschritts und mit den Bedingungen der Stabilität, die zum Glück eines Landes unerläßlich sind. Dieses System huldigt aufrichtig den Ideen der Freiheit; es giebt dem ganzen Volk politische Rechte, ohne die Gefahren und Schwierigkeiten darzubieten, welche man gemeinhin unter dem allgemeinen Stimmrecht begreift. Die von dem Volk ernannten Wahl-Collegien verknüpfen die großen Auto-

ritäten mit dem Volke und umgekehrt. Es sind die vermittelnden Körper zwischen der Gewalt und dem Volke; es ist eine Gliederung der Bürger, mit einem Wort es ist eine hierarchische und demokratische Organisation; hierarchisch, denn man ist von Anfang her Wähler, weil man von Anfang her Bürger ist; dann aber ist man Mitglied eines Wahl-Collegiums, weil man sich das Vertrauen seiner Mitbürger erworben hat, und zuletzt Deputirter, weil man sich das Vertrauen der Wähler erworben hat. Man hat also verschiedene Stufen zu ersteigen; aber die Einrichtung ist zugleicherzeit demokratisch, weil das ganze Volk die Basis desselben bildet.

Bemerken wir, daß in der That in einem wohl organisirten Staat sich immer zwei entgegenstrebende Bewegungen fühlbar machen müssen: eine, die von der Basis des Gebäudes zur Spitze emporsteigt, und die andere, welche von der Spitze zur Basis hinunterläuft.

Dieser Regierungs-Einfluß, der sich bis in die untersten Klassen des Volkes fühlbar machen muß, und dieser Einfluß des Volkswillens, der sich bis zu dem Oberhaupt der Regierung hinauf fühlbar machen soll, muß wirken und gegenwirken, aber in Graden

und Stufen, ebenso sehr in aufsteigender, als in absteigender Linie.

Wenn das Volk in Masse auf dem öffentlichen Platz stimmt, und direct seine Stimme abgiebt, so ist das gewissermaßen als ob alles Blut aus dem Körper zum Kopf hindrängt; das giebt Beschwerden, Congestionen und Schwindel.

Selbst die Volks-Interessen sind dabei schlecht vertreten, weil es nicht mehr die Besonnenheit und das Urtheil ist, welches wählt, sondern weil nur die Leidenschaft und die Eingebung des Moments über die Wahl entscheidet." — —

Eine strenge und abschließende Beurtheilung der politischen Organisationen Napoleons hat der kaiserliche Neffe auf eine sehr geschickte Weise dadurch abzulehnen gesucht, daß er alle inneren Staatseinrichtungen, die Napoleon den Franzosen gegeben, nur für eine provisorische Schöpfung erklärte. Louis Napoleon deutet in seinen der napoleonischen Idee gewidmeten Schriften immer nur auf den inneren Entwickelungskeim der napoleonischen Institutionen hin, und der Frieden ist es dann bekanntlich, der denselben zu Blüthe und Frucht vollendet haben würde.

Eine merkwürdige Aeußerung enthält die Schrift des idées napoléoniennes auch dahin, daß der Kai-

ser Napoleon, den Fehler vieler Staatsmänner vermeidend, es durchaus verschmäht habe, die französische Nation einer abstracten Theorie zu unterwerfen, die oft für ein Land das Bett des Prokrustes gewesen sei. „Napoleon studirte im Gegentheil mit dem größten Eifer den Charakter des französischen Volkes, seine Bedürfnisse, seinen gegenwärtigen Zustand, und nach diesen gegebenen Bedingungen bildete er sein System, das er noch nach den Umständen der Situation zu fassen wußte. Was sollte aus mir werden, sagte Kaiser Napoleon oft, wenn ich ganz Europa gegenüberstehen wollte mit einem Gouvernement, das ich mitten im Schutt aufführte, dessen Grund und Boden noch nicht fest gelegt sind, und dessen Formen ich jeden Augenblick bemessen und combiniren muß nach neuen Umständen, die mir selbst aus der Veränderung der auswärtigen Politik erwachsen!“

Zu den großen Entwickelungskeimen, die das napoleonische System in sich trug, und auf denen es im eigentlichsten Sinne ruhte, rechnet Napoleon III. auch in sehr bedeutsamer Auffassung die Industrie. Die Verbindung der Industrie mit dem napoleonischen System ist einer der geistreichsten und wirksamsten Gedanken, auf welche der gegenwärtige Kaiser der Franzosen seine Politik gestützt hat. Er fand dazu

allerdings einen wesentlichen Anhalt in der eigenthümlichen und schöpferischen Stellung, welche sich Kaiser Napoleon I. zu der Idee wie zu den Entwickelungen der Industrie gegeben. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die französische Industrie unter der Regierung Napoleons wesentlich geschaffen worden. Der Kaiser begriff bereits den ungeheuren Wendepunkt, den die Industrie für alle Lebenszustände der europäischen Völker in sich trug, er sah, daß aus den Wirkungen der Industrie sich dereinst eine neue Gesellschaft erheben würde, und das napoleonische Kaiserthum sollte auch diesen entscheidenden Punkt der Zukunft nicht verfehlen, sondern vielmehr seine Einigung und Durchdringung mit demselben vorbereiten.

„Der Kaiser nannte die Industrie ein neues Eigenthum, und bezeichnete mit diesem einem Wort die ganze Natur und Tragweite dieser Richtung. Der Geist des Eigenthums trägt ein Element der Herrschaft und Ausschließlichkeit in sich. Das Eigenthum des Bodens hatte seine Vasallen und seine Sklaven gehabt. Die Revolution befreite den Grund und Boden, aber das neue Eigenthum der Industrie, das sich täglich vergrößert, strebte darnach, dieselben Phasen, wie das feudale Eigenthum, zu durchlaufen, und ebenso seine Vasallen und seine Sklaven zu haben.

Napoleon sah diese Richtung voraus, die in jedem System liegt, dessen Fortschritte Eroberungen sind, und indem er die Herren der industriellen Etablissements schützte, vergaß er auch nicht an das Recht der Arbeiter zu denken. Er richtete in Lyon, und später in andern Manufakturstädten, einen Rath von Sachverständigen ein, die, als wahre Friedensrichter der Industrie, die Aufgabe hatten, die Streitigkeiten zu schlichten, welche zwischen den Arbeitern und Arbeitgebern entstehen konnten. Reglements wurden ausgearbeitet über die Polizei der Fabriken und über alle Verhältnisse der Arbeiter und Fabrikanten. Rathskammern der Manufakturen, Fabriken, Künste und Gewerke wurden eingerichtet, und im Ministerium des Innern bestand ein General-Conseil für Fabriken und Manufakturen."*)

Indem Louis Napoleon sich bemüht, in den „Napoleonischen Ideen" den Napoleonismus zu dem schöpferischen Idealismus des modernen Weltalters zu stempeln, und ihn als ein System hinzustellen, in dem alle Ideen der neuen Zeit enthalten sind und vorgebildet erscheinen, liegt es zugleich in dieser Richtung, den Namen Napoleon zum Universalträger aller poli-

---

*) „Des idées Napoléoniennes" Oeuvres I. 242.

tischen und socialen Richtungen zu machen, und alles Andere, was es sonst in der Welt und in der Geschichte gegeben, auf ihn zurückzuführen. Eine wesentlich napoleonische Idee ist aber ohne Zweifel das allgemeine Bewaffnungssystem, worin Napoleon einer socialen Militair-Organisation Frankreichs nachstrebte, die einen wesentlichen Einschlag in das ganze System seiner Gewaltherrschaft bilden sollte. Die Ideen, welche der Kaiser über die militairische Organisation hegte, wurden aber erst später durch andere Staaten, namentlich durch Preußen, ausgeführt, und es ist bemerkenswerth, daß die Bedeutung und Größe des preußischen Militairsystems gerade von Louis Napoleon in den „Napoleonischen Ideen" die größte Anerkennung und Hingebung gefunden hat. Die Abhandlung „l'Idée Napoléonienne" spricht sich in einer Parallele der militairischen Einrichtungen Frankreichs und Preußens darüber folgendermaßen aus:

„Einer der Generäle, die am meisten zur militairischen Organisation Preußens beigetragen, sprach einmal den Gedanken aus: „daß in einem wohlorganisirten Staat man nicht wissen müßte, wo der Soldat anfängt und der Bürger aufhört." Diese Worte schildern die Philosophie eines Systems, das unzweifelhaft von allen Mächten des Continents adoptirt

werden wird, weil es den neuen Anforderungen der Völker Europa's entspricht.

Es genügt jetzt nicht mehr, daß eine Nation einige hundert mit Eisen überladene Ritter oder einige tausend Condottieri und Miethlinge habe, um seinen Rang und seine Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten; sie bedarf Millionen bewaffneter Männer, denn, wenn der Krieg ausbricht, sind es ganze Völker die auf einander stoßen, und wenn der Kampf begonnen hat, entscheidet das Genie wohl über den Sieg, aber die Organisation allein vermag den Fehlschlägen Widerstand zu leisten. Es ist also für jede Nation unerläßlich, zahlreiche Armeen auf den Kriegsfuß setzen zu können; aber da kein Staat der Welt, ohne sich zu erschöpfen, fortgesetzt hunderttausende von Männern in Activität erhalten kann, muß man ein System zu Hülfe nehmen, welches die größtmöglichsten Vortheile in den Kriegszeiten darbietet, ohne in den Friedenszeiten zu schwere Opfer aufzuerlegen. Daran hatte der Kaiser oft gedacht, als er gegen Europa kämpfte. Das ist es, was Preußen zur Ausführung gebracht hat, damit es seine Monarchie nicht wieder durch den Verlust einer einzigen Schlacht zusammenbrechen sehe.

Preußen, dessen Bevölkerung nur halb so groß ist als die von Frankreich, kann, nach seinem System,

zur Vertheidigung seines Territoriums sofort 530,000 wohl eingeübter Truppen auf den Kriegsfuß setzen. Dieses System bietet also ungeheuere Vortheile für die Vertheidigung dar; man kann ohne Zweifel Fehler an ihm auffinden, aber sind diese nicht mächtig durch die Vorzüge aufgewogen? Denn, wir wiederholen es, es handelt sich nicht darum zu wissen, ob die Soldaten, die drei Jahre bei den Fahnen gewesen, eben so waffengeschickt sind, als die, welche acht Jahre bei denselben gewesen; es ist klar, daß diejenigen die besten Soldaten sind, die am längsten der militairischen Disziplin untergeordnet waren; aber die wichtige Frage ist die, eine Organisation zu finden, welche am Tage der Gefahr hunderttausende einexerzirter Truppen darbietet, und die, während des Friedens, eine schwache Last für das Budget ist und dem Ackerbau möglichst wenig junge Männer entzieht.

Das preußische System hat dieses Problem sowohl in materieller als moralischer Hinsicht gelöst; denn nicht allein vom militairischen Standpunkt aus ist diese Einrichtung vortheilhaft, sondern auch unter dem philosophischen Gesichtspunkt verdient sie bewundert zu werden, weil sie jede Barriere zwischen dem Bürger und dem Soldaten niederreißt und das Bewußtsein jedes Mannes erhöht, indem es ihn empfin-

den läßt, daß die Vertheidigung des Vaterlandes seine erste Pflicht ist. Hierin beruht in der That die große Verschiedenheit zwischen der Landwehr und der Nationalgarde, wie diese letztere jetzt organisirt ist. In Preußen ist es das ganze Volk, welches zur Vertheidigung des Landes bewaffnet ist; in Frankreich ist es die Bourgeoisie allein, die zur Vertheidigung der Privatinteressen bewaffnet erscheint.

Der Kaiser Napoleon, in dessen Haupt alle großen Gedanken gekeimt sind, ließ im Staatsrath bis zu zwanzig verschiedene Redactionen eines Entwurfs zur Organisation dreier verschiedener Aufgebote der Nationalgarde verlesen. Aber die Begebenheiten verhinderten die Ausführung seiner Projecte, und der Kaiser, von anderen Gegenständen abgezogen, ließ einen Plan fallen, den seine Voraussicht berechnet hatte, um Frankreich gegen alle Wechselfälle zu sichern. Er rief im Staatsrath: „Bildet doch die Aufgebote der Nationalgarde, damit jeder Bürger, wenn es Noth thut, seinen Platz kennt, und Herr Cambacèrès hier eben so gut, wie jeder Andere, sein Gewehr nimmt, wenn die Gefahr es erheischt, und dann werdet Ihr in Wahrheit eine mit Kalk und Sand gemauerte Nation haben, die fähig ist, den Jahrhunderten und den Menschen zu trotzen. Ich werde übrigens diese National-

garde mit der Linie gleich stellen, die alten ausgedienten Officiere werden ihre Chefs und ihre Väter sein. Ich werde es machen, daß man sich um die Grade der Nationalgarde eben so bewerben soll, als um die Gunst bei Hofe". Und er fügte hinzu: „ich bin unbeugsam für Befreiungen, sie wären Verbrechen; wie könnte man sein Gewissen damit belasten, daß man den einen Menschen zum Nachtheil des andern hätte tödten lassen? Ich weiß selbst nicht, ob ich meinen Sohn ausnehmen würde."

Wir wollen unseren Wunsch, diese schönen Worte in Frankreich zur Ausführung gebracht zu sehen, noch mit einigen Worten andeuten. Wir wollen nicht vorschlagen, wie in Preußen für die Linientruppen eine Rekrutirung nach Provinzen einzurichten, weil wir glauben, daß dies System in Kriegszeiten große Mißstände nach sich ziehen kann. Aber wir wünschten, die Nationalgarde zum Rang der Armee zu erheben, damit die Nationalgarde, gleich der Armee, während des Friedens der Hüter des heiligen Feuers und während des Krieges die Hoffnung und Stütze des Vaterlandes sei.

In gewöhnlichen Zeiten würde die Armee nur zweimal hunderttausend Mann unter den Waffen haben; sie würde zusammengesetzt sein aus jungen

Leuten von zwanzig bis sechsundzwanzig Jahren; sie würden also sechs Jahre bei den Fahnen bleiben. Bei ihrem Austritt aus den Reihen der activen Armee würden sie noch vier Jahre zur Reserve gehören, welche das erste Aufgebot der Nationalgarde wäre; das heißt, daß sie während des Krieges verpflichtet wären, ihre Corps zu vereinigen, und daß sie während des Friedens Theil nähmen an dem ersten Aufgebot der Nationalgarde.

Dieses erste Aufgebot würde also zusammengesetzt sein aus den Mannschaften von zwanzig bis sechsundzwanzig Jahren aus den Conscriptions-Classen, die nicht in Activität gesetzt worden und aus Mannschaften von sechsundzwanzig bis dreißig Jahren. Sie würden zwei Mal im Jahr einen Monat lang einexercirt.

Das zweite Aufgebot würde alle Männer von dreißig bis vierzig Jahren umfassen; das dritte Aufgebot alle Männer von vierzig bis sechszig Jahren.

Von diesen drei Aufgeboten der Nationalgarde würde das erste, welches man als die Reserve der Armee betrachten müßte, seinen permanenten Generalstab haben, und die durch ihre Anciennetät und ihre geleisteten Dienste empfehlenswerthesten Officiere würden die Chefs und Lehrer derselben sein.

Das zweite Aufgebot der Nationalgarde würde

keine permanenten Glieder haben; die Officiere würden durch ihre Mitbürger erwählt; dieses zweite Aufgebot würde nur alle drei Monate zu einer Revue zusammengerufen.

Das dritte Aufgebot der Nationalgarde würde nur auf dem Papier existiren.

Frankreich (diese Idee ist den Memoiren des Kaisers entnommen) würde in dreiunddreißig militärische Arrondissements eingetheilt, was also für jedes Arrondissement eine Million der Bevölkerung ausmachte. Jedes Arrondissement würde eine militairische Division der Nationalgarde bilden, die, in Brigaden und Divisionen getheilt, ihr Hauptquartier in dem Hauptort des Arrondissements haben würde.

Frankreich könnte auf diese Weise mehr als 1,200,000 exercirte Truppen rechnen, die fähig wären, den Anforderungen der schwierigsten Verhältnisse zu genügen. Die Vortheile dieses Systems wären ungeheuer. Wir haben jetzt eine große und schöne Armee, welche noch Wunder thun würde, wenn sie wieder zu ruhmwürdigen Thaten berufen wird; aber der Rest der Nation ist nicht militairisch organisirt. Die Nationalgarde würde im Fall einer Invasion nur geringe Dienste leisten können; ihre Organisation hat nichts mit der der Armee gemein, sondern ist ihr viel-

mehr völlig entgegengesetzt; statt den militairischen Geist im Volk zu verbreiten, schwächt und beirrt sie ihn. Der Zweck der Organisation der Nationalgarde scheint nicht gegen das Innere gerichtet zu sein, und ihre Verwendung beschränkt sich darauf, die Ruhe in den Straßen aufrecht zu erhalten. Männer, die niemals die Entbehrungen der Soldaten ertragen, niemals die Ausbildung der Officiere erworben haben, sind zu Generalen ernannt, und borgen von den Vertheidigern des Vaterlandes diese Ehrenzeichen, welche die einzige Belohnung für zwanzig Jahre der Gefahr, des Elends, der Entbehrungen aller Art sind.

Diese Vermengung der Titel und Ehren erzeugt natürlich die Rivalität; anstatt zusammen zu einem gemeinsamen Ziel vorzuschreiten, trennen sich die Bürger des gemeinsamen Vaterlandes und lernen sich hassen.

Nach unserm Plan hingegen würde alle Nebenbuhlerschaft aufhören, denn die National-Garde und die Armee würden in einer und derselben Organisation zusammenfließen. Indem man die alten Militairs, welche ihr Alter weniger geeignet zu activen Posten macht, zu den obersten Graden der National-Garde des ersten Aufgebots ernennt, würde man den ungeheuren Vortheil erlangen, die glorwürdigen Trüm-

mer zu verwenden, und der Jugend, welche ungeduldig vorwärts zu kommen strebt, rascheres Avancement gewähren. Diese alten Häupter der Colonnen würden in der ganzen Bevölkerung das geheiligte Feuer verbreiten, welches in einer auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtigen Nation zu erhalten so nothwendig ist.

Man muß in der That bemerken, daß die Armee so zu sagen in zwei Heereslager getheilt ist: in die alten und die neuen Officiere; da wir seit fünf und zwanzig Jahren im Frieden leben, kann man sagen, daß der Kopf alt ist, während der Körper noch mit schäumender Lebenskraft erfüllt ist. Auf der einen Seite stehen die alten Traditionen, die lebendigen Emblème unsers vergangenen Ruhms; auf der andern steht die Hoffnung des Vaterlandes: Diese scharf abgegrenzten Classen haben verschiedene Interessen, die man zu befriedigen wissen muß. Seit 1830 hat die Regierung die Schwierigkeit gefühlt, diesen beiden Zweigen der Armee den Theil zu geben, der ihnen zukam; aber hierin, wie in allen andern Sachen, hat sie sich mit Heftigkeit und Parteilichkeit benommen, statt mit den Grundsätzen der Gerechtigkeit vorzugehen. Sie hat unter unseren alten Berühmtheiten nicht diejenigen ausgemärzt, deren Körper den Anstrengungen nicht mehr gewachsen waren, sondern nur diejenigen,

bei denen das Feuer ihrer Seele und die stets lebendigen Erinnerungen der Vergangenheit ihr Gefahren darzubieten schienen.

Was die jungen Officiere anbetrifft, so hat nur zu oft die Gunst ihr Avancement befördert, und wirklich geleistete Dienste sind ohne Belohnung geblieben. So hat die Regierung, indem sie fühlte, daß sie das Haupt der Armee verjüngen und der neuen Generation den Vortritt geben müßte, doch alle Welt unzufrieden gemacht, statt ein Mittel zu finden, alle Interessen zu versöhnen. Eine Regierung muß im Gegentheil alle Verdienste nützlich zu verwenden wissen, um Jedem den Platz anzuweisen, wo er der Gesellschaft die besten Dienste erzeigen kann.

Im Ganzen also würde die Organisation, welche wir vorschlagen, folgende Vortheile darbieten: 1. In ökonomischer Hinsicht, weil sie von diesen 1,200,000 Mann nur 200,000 dem Ackerbau entziehen würde; 2. in moralischer Hinsicht, weil sie alle Rivalität zwischen der National-Garde und der Armee auslöschen und den militairischen Geist in der ganzen Nation verbreiten würde; 3. in gouvernementaler Hinsicht, weil sie alle militairischen Capacitäten verwenden würde, den alten, wie den jungen Ruhm.

Aber wenn selbst nicht alle diese Vortheile durch

diesen Plan erreicht werden könnten, so würden wir dennoch sagen man muß ihn annehmen, oder ein Aequivalent dafür annehmen, aus der einzigen und alleinigen Ursache weil Frankreich, auf diese Weise organisirt, gesichert wäre gegen jede Invasion, weil es der ganzen Welt Trotz bieten und mit Wahrheit jenes Wort des stolzen Galliers wiederholen könnte: „Wenn der Himmel in Gefahr wäre zu fallen, würden wir ihn mit den Spitzen unserer Lanzen stützen."

Wir schließen diese Auszüge aus den napoleonischen Ideen mit einigen Stellen aus den Fragments historiques (geschrieben im Jahre 1841 auf der Citadelle in Ham), die mehr als alles Andere beweisen können, daß Louis Napoleon alle ideellen Aufgaben des Herrschers kennt und in seinem Bewußtsein trägt. Zu ihrer Verwirklichung scheint er aber ebenfalls, wie sein großer Oheim, nur den Moment des Friedens abzuwarten, obwohl es seitdem noch viel schwerer geworden ist als früher, in Europa zu bestimmen, wo der Krieg aufhört, und wo der Frieden anfängt.

„Bei freien Völkern kann es niemals eine Regierung geben, die stark genug wäre, lange Zeit die Freiheit im Innern bedrücken zu können, um dafür die Freiheit nach Außen zu geben.

Alle Menschen, die großen, wie die kleinen,

suchen ihre Ehre in irgend einem bestimmten Punct. Denn hier unten sind wir alle mehr oder weniger Schauspieler; aber jeder wählt sich sein Theater und sein Auditorium, und strengt alle seine Kräfte wie allen seinen Ehrgeiz an, um von diesem Parterre seiner eigenen Wahl sich Beifall zu erringen, gleich dem großen Alexander, der an den Ufern des Indus an den Beifall der Athener als an die schönste Belohnung seiner Thaten dachte.

Die Gesellschaften unterwerfen sich den Erschütterungen der Revolutionen, bei denen sie oft ihre Existenz verwirkt haben, nicht bloß, um ihr Haupt zu wechseln, sondern sie erheben sich um das System zu wechseln, um ihre Leiden zu heilen; sie fordern mit Ungestüm den Preis ihrer Anstrengungen, und beruhigen sich nicht eher, als bis sie ihn erhalten haben.

Die Stütze des Auslandes ist jederzeit unfähig ein Gouvernement zu retten, welches die Nation nicht annehmen will, und allen Königen ruft die Geschichte zu:

Schreitet einher an der Spitze der Ideen Eures Jahrhunderts, und diese Ideen werden Euch folgen und Euch unterstützen.

Schreitet Ihr in ihrem Gefolge, so werden sie Euch mit fortreißen.

Schreitet Ihr gegen sie, werden sie Euch umstürzen!"

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.

8: Gr.
Mundt